P.o.germ.
1105
sc

P. O. Germ. 1105 1c

Digitized by Google

<36603937800018

<36603937800018

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Politische Poesie

der

Deutschen.

Von

R. E. Prutz.

(Aus Prutz's Taschenbuch.)

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1845.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staats-Bibliothek
München

24 BS div

Digitized by Google

Es iſt eine bekannte Thatſache, daß bei uns Deutſchen Poeſie und Politik als entſchiedene und durchaus unverſöhnbare Gegenſätze betrachtet werden, und daß demgemäß politiſche Poeſie bei uns meiſt für ein Ding gilt, welches entweder, als unmöglich, nicht exiſtirt, oder, als unberechtigt, doch nicht exiſtiren ſollte. In dieſem Reſultat vereinigen ſich bei uns zwei Parteien, die übrigens wenig oder nichts mit einander gemein haben; auch zu dieſer gemeinſamen Anſicht über die politiſche Poeſie der Deutſchen ſind ſie auf ganz verſchiedenen Wegen, von den verſchiedenſten Standpunkten aus, gelangt.

Die Einen (denn auch das Geſchlecht dieſer Leute iſt unter uns noch nicht ausgeſtorben) ſind diejenigen, nach deren Meinung das Volk im Allgemeinen und als ſolches überhaupt politiſch unmündig, unbetheiligt und unberechtigt iſt, und die daher alles politiſche Intereſſe, alle perſönliche Theilnahme an der Entwicklung des Staates und der gegenwärtigen Geſchichte ausſchließlich auf den Kreis derjenigen beſchränken wollen, die auf irgend eine Weiſe, als Aufſeher oder Handlanger, Nagel oder Schraube, unmittelbaren Antheil an jener großen geheimnißvollen Staatsmaſchine haben, von der wir Andern nur das Knarren und Sauſen hören. Es ſind dies diejenigen, die aus der Thatſache des Beſitzes ihr Recht, ſogar ihr ausſchließliches und göttliches

Digitized by Google

Recht ableiten; die kein anderes, zum Wenigſten kein beſſeres Werkzeug der Regierung kennen, als das Gängelband, den Fallhut und die Ruthe, ja die den geſammten Staat, die geſammte politiſche Entwicklung unſerer Zeit als einen Geheimdienſt behandeln, in welchem ſie allein die Wiſſenden, die geweihten Prieſter, die Vermittler ſind zwiſchen dem verhüllten, jenſeitigen Staat und uns, den Laien der Geſchichte. Wenn dieſe auch der Poeſie nicht geſtatten wollen, den politiſchen Inhalt unſeres Lebens zu ergreifen und mit tönender Stimme auszuſprechen vor unſerm Volk, ſo verſteht ſich das bei dieſer Partei ganz von ſelbſt, und iſt nur eine nothwendige und richtige Conſequenz ihrer ganzen Stellung.

Neben ihr her läuft eine zweite Richtung, die zwar auch von politiſcher Poeſie nichts wiſſen will: aber nicht, wie jene, aus politiſchen, ſondern lediglich aus poetiſchen Gründen, aus gewiſſen äſthetiſchen Principien, die man ſich einmal gebildet, oder richtiger, die man von der Vergangenheit auf Treu und Glauben als giltig übernommen hat, und die man nun nicht aufgeben zu dürfen meint, ohne zugleich die Grundfeſten der Kunſt ſelbſt zu erſchüttern. Denn nach der Meinung dieſer Partei iſt die Dichtung göttlicher Natur, ihr Reich iſt nicht von dieſer Welt, ſie iſt der Friede, die Harmonie, der ſelig unbefangene Genuß des Schönen; was hätte ſie alſo zu theilen mit den irdiſch vergänglichen, den feindſeligen und häßlichen Erſcheinungen der Tagsgeſchichte? Die Heimath der Poeſie, ſagen ſie, iſt ausſchließlich das Ideal, mit deſſen goldenem Abglanz ſie unſre geplagten, von der Welt ermüdeten und zerſtückelten Herzen erleichtert und erquickt; ihr ſchlimmſter und unverſöhnlichſter Feind iſt die Wirklichkeit: aber ſie überwindet ihn, indem

ſie ihn ignorirt. Auch die Wirklichkeit des Staates hat daher, ſchließen ſie weiter, in der Poeſie keinen Raum, ja gerade ſie am Wenigſten. Denn der Staat, ſagen ſie, iſt lediglich ein Product und eine Angelegenheit des Verſtandes, während die Poeſie allein aus dem Bronnen des Gemüthes quillt und den Verſtand, den kalt berechnenden, verachtet; im Staat kämpfen Vorurtheile und Syſteme, Leidenſchaften und Parteien, die das Herz verbittern und die ſchöne Unbefangenheit der künſtleriſchen Anſchauung zerſtören. Das aber iſt es ja eben, fahren ſie fort, was der Poet, der Künſtler und überhaupt Jeder, der auch nur für den Genuß der Kunſt empfänglich iſt, vor allen übrigen Menſchen voraus hat, daß er, kraft dieſer geiſtigen Vornehmheit, erhaben iſt über die Conflicte der Wirklichkeit, und daß die unſaubre Woge der Parteiung nicht heraufſchwillt bis zu ihm. Denn der Poet ſteht über den Parteien, ja es kann ihm ganz gleichgiltig ſein, wie die Welt dort außen läuft, und ob er unter einem Trajan lebt oder einem Nero: das, was ſein wirkliches Eigenthum iſt, das ewig blühende Paradies der Kunſt, die goldene Welt der Phantaſie, den Zauberſtab des Talentes, kann ihm ja doch Niemand rauben, noch verkümmern. Ein Poet daher, der ſich abhängig bekennt von den öffentlichen Zuſtänden ſeiner Zeit, und der die Politik der Gegenwart in ſeine Gedichte hineinziehen will, iſt eben darum kein wirklicher Poet. Denn indem er ſich nicht mit der reinen poetiſchen Wirkung an ſich begnügt, ſondern auch die politiſchen Leidenſchaften ſeiner Umgebung, die einſeitige Neigung und Abneigung ſeiner Zeit in's Spiel zu ziehen ſucht, zeigt er deutlich, daß er weder in ſein Talent, noch in die abſolute Wirkung der Kunſt überhaupt Vertrauen ſetzt; er iſt alſo, ſei es nun um des Effectes oder

Digitized by Google

um der persönlichen politischen Ansicht willen, ein Hochverräther an der reinen und keuschen Sache der Poesie. Oder was braucht er auf das Aechzen und Schrillen der politischen Wetterfahne zu horchen, so lange noch Wälder rauschen und Bächlein murmeln? was braucht er sich auf die Warte der Zeit zu stellen und auszuschauen nach den Constellationen des politischen Horizontes, so lange ihm noch die Wiederkehr des Frühlings mit seinen Rosen und Nachtigallen sicher ist und so lange ihn noch der Abendstern in die Arme seines Mädchen winkt? —

So etwa würde diese Partei sich äußern. Sie würde, nämlich falls man sie fragen wollte, höchst vermuthlich gegen die politische Betheiligung des Volks und das, was man liberale Gesinnung nennt, an sich nichts einzuwenden haben, sie würde sogar den liberalen Bestrebungen der Zeit wahrscheinlich in Einer Rücksicht alles Gedeihen wünschen: darum nämlich, weil Freiheit allerdings viel ästhetischer klingt als Sclaverei, und weill das Auftreten eines freien und selbständigen Volkes immer von einem gewissen poetischen Duft begleitet ist. Im Uebrigen aber werden sie die politische Krisis unsrer Gegenwart nur mit Kopfschütteln betrachten und sie, wenn auch nicht als eine unsittliche verdammen, so doch als eine unselige bedauern. Denn bei diesem Umsichgreifen des politischen Interesses, bei dieser Parteienwuth, in welcher die Gemüther entbrennen, was, fragen sie, soll da aus der Dichtung werden? müssen in der heißen Asche dieses Vulkans ihre zarten Wurzeln nicht vertrocknen? wo man das politische Evangelium von den Dächern predigt, wird da nicht der Dichter überschrieen werden? und wird das Volk am Ende nicht lieber zu Zeitungen und Kammerdebatten greifen, wo es von seinen Steuern und Abgaben, seinen Amtleuten und Schulzen liest, als zu den Werken

Digitized by Google

unſrer Dichter, in denen doch ſo viel Erbauliches und Erfreuliches zu finden iſt? — Und wenn man dieſer Partei nun das das Wort: politiſche Poeſie ſelbſt ausſpricht, ſo werden ſie das, auf ſo viel Gründe und Erwägungen geſtützt, geradezu für hölzernes Eiſen erklären und alle weiteren Debatten mit dem beliebten Refrain abſchneiden:

„Pfui, ein politiſch Lied! ein garſtig Lied!“ —

Und da ſind ſie denn nun auf demſelben Punkte, auf dem jene Anderen, deren wir zuerſt erwähnten, ſich gleichfalls befinden. 'Allein es iſt einleuchtend, daß, trotz des factiſch zuſammenſtimmenden Reſultates, doch im Grunde nichts abweichender und entgegengeſetzter ſein kann, als dieſe beiden Richtungen. Die Einen ſtehen feſten Fußes in der Politik, die Andern ſchweben in der Aeſthetik; die Einen läugnen die politiſche, die Andern die poetiſche Berechtigung der politiſchen Poeſie. Für die Einen iſt die Politik, das Intereſſe und die Theilnahme an den öffentlichen Zuſtänden der Gegenwart (und da ſie das Ding ja in Händen haben, ſo müſſen ſie ſich wohl auf ſeinen Werth verſtehen) ein zu wichtiger und werthvoller Gegenſtand, als daß an ihn, den überhaupt unnahbaren, die Poeſie ſich wagen dürfte: und umgekehrt iſt es in den Augen der Andern eine Entweihung der Dichtkunſt, ſich mit einem ſo proſaiſchen, ſo zweideutigen und unfruchtbaren Gegenſtande zu befaſſen, wie, nach ihrer Meinung, die Politik und die Angelegenheiten unſers Vaterlandes ſind. Sie fürchten alſo von der politiſchen Poeſie, die Einen für die Politik, die Andern für die Poeſie; den Einen iſt gewiſſermaßen die Poeſie zu ſchlecht, und den Andern die Politik nicht gut genug.

Ebenſo verſchieden, wie in der Grundlage ihrer Anſicht,

Digitized by Google

ſind nun dieſe beiden Parteien auch in ihrer Zahl und in der Art ihrer Wirkſamkeit; diejenigen, die das politiſche Gedicht verwerfen, wie ſie alle politiſche Theilnahme und Stimmung der Nation verwerfen, und die wir im Gegenſatz zu den Aeſthetikern hier einmal kurzweg die Politiker nennen wollen, ſind an Zahl bei Weitem die Geringſten. Das liegt in der Natur unſrer öffentlichen Verhältniſſe; es kann nicht anders, ja ſogar nach dem Willen dieſer Partei ſelbſt, ſoll es nicht anders ſein. Politiſcher Freund oder Gegner irgend eines Dinges kann nur derjenige ſein, der überhaupt von der Politik, vom Staat, von den öffentlichen Zuſtänden ſeines Landes wirklich etwas weiß und hat, der, mit Einem Worte, ſich politiſch fühlt und politiſch mächtig und berechtigt iſt. Deren Zahl iſt bekanntlich in Deutſchland außerordentlich gering. Wäre ſie das nicht, ſo ſtänden die Dinge eben anders, als ſie ſtehen; und damit ſie niemals anders zu ſtehen kommen, ſo darf die Maſſe auch gar nicht einmal merken, wie gering an Zahl diejenigen ſind, die ihr das Gebiß in den Mund gelegt haben und ſie von dem Mitgenuß der politiſchen Rechte ausgeſchloſſen halten. In dieſer Rückſicht ſind unſre Politiker alſo in einer gewiſſen genirten Stellung, die ihnen nicht erlaubt, offen aufzutreten; auch die wahren Gründe der Abneigung, mit welcher ſie das politiſche Gedicht verfolgen, dürfen ſie der Klugheit wegen nicht überall aufdecken. Noch ſchwieriger wird dieſe Stellung dadurch, daß die einzigen Waffen, welche dieſer Partei zu Gebote ſtehen, etwas bedenklich und jedenfalls von der Art ſind, daß, ſollen ſie nicht völlig wirkungslos werden, ſie dieſelben nicht zu oft anwenden dürfen. Sie haben nämlich keine andere Waffe, als Polizeimaßregeln, Cenſurverbote, Confiscationen und Abſetzungen, mit denen ſie die

Digitized by Google

wenigen vereinzelten Zugvögel politischer Dichtung, die, gegen den Willen der Macht, und zum großen Theil gegen den Geschmack des Volkes, sich unter unsern ungastlichen Himmelsstrich verirren, umgarnen und verfolgen. Es ist wahr, diese polizeiliche Wirksamkeit hat in ihrer ersten gewaltsamen Erscheinung etwas Ansehnliches und Energisches, sie blendet und tritt geräuschvoll auf; beinahe könnte man sich vor ihr fürchten. Aber näher betrachtet, ist sie doch nur ein kalter Schlag, der niemals trifft, geschweige denn daß er zündete. Ja diese polizeilichen Maßregeln würden ihr Ziel sogar völlig und stets verfehlen, alle Beschränkungen, alle Verbote und Unterdrückungen würden wirkungslos, noch wirkungsloser sein als sie sind, sie würden noch weniger, als sie thun, die volle und glückliche Blüthe unsrer politischen Poesie verzögern (nämlich wenn der Stamm der deutschen Bildung überhaupt so gesund und von solchem Samen ist, daß wir auch diese Blüthe von ihm erwarten dürfen, was hier für's Erste dahingestellt bleiben mag): wenn nicht den Politikern die Partei der Aesthetiker, der ekle Geschmack, die vornehme Abstraction unsrer Gebildeten entgegenkäme.

Diese Partei bildet, jenen Andern gegenüber, eine ungeheure Mehrzahl. Sie besteht nicht bloß aus denjenigen, die sich wirklich und mit Bewußtsein in den Genuß der Kunst vertiefen und bei denen man, ihrer Bildung nach, ein lebendiges Interesse und eine gemüthliche Befriedigung an der Poesie voraussetzen möchte; sondern auch das Gros der Nation, die unermeßliche Menge derer, die sich um diese Dinge eigentlich gar nicht kümmern, die gewohnt sind, Andere für sich urtheilen und wählen zu lassen und die die abgetragenen Fetzen der Aristokratie begierig als neueste Mode aufraffen, hat sich ihr angeschlossen:

Digitized by Google

so daß man wohl von dem ganzen deutschen Volke sagen darf, daß die Sphäre der Literatur die einzige ist, in der es zu einem gemeinsamen Bewußtsein und zu einem gewissen Anflug von jenen Tugenden gediehen ist, die andere Nationen auf der Bühne der Geschichte durch Thaten zu beweisen pflegen: zu Einigkeit, Ehrgefühl und geschloßner Kraft.

Auch dies liegt in der Natur unsrer Verhältnisse. Denn in den Himmel rettet sich, wem die Erde verschlossen ist und so haben auch wir, aus der Unfreiheit unsers wirklichen, bürgerlichen Daseins, uns in den Aether der Speculation, in die Aesthetik, die Literatur, die Kunst hinübergeflüchtet. Und nicht bloß Einzelne, wie es z. B. in Griechenland und Rom geschah, als die Freiheit der alten Welt und die Blüthe ihres politischen Daseins welkte, haben diesen Weg eingeschlagen: sondern, bei der allgemeinen Verbreitung der Bildungsmittel und bei den literarischen Bestandtheilen, mit denen die Atmosphäre der modernen Welt gleichsam, wie mit einem Ansteckungsstoff, geschwängert ist und die Einem anfliegen beinahe wider Willen, hat auch die Nation selbst sich auf ihn führen lassen. Und auch nicht blos geflüchtet haben wir uns in jene Aetherräume, sondern fest und behaglich darin angesiedelt; wir haben sogar vergessen, daß es ursprünglich eine Flucht gewesen ist, wir betrachten den halben Zustand als den ganzen und eigentlichen, ja wir haben gelernt, die Politik und die Oeffentlichkeit unsers historischen Daseins nicht bloß ohne Herzweh zu entbehren, sondern sie sogar als einen unbequemen Feind und Ruhestörer, als einen fremden Tropfen im Blute unseres Volkes, zu verabscheun und zu fliehen. Unsre Weisen und Schriftgelehrten aber, die so sehr geschickt sind im Beweisen, haben uns als-

Digitized by Google

bald bewieſen und dargethan, daß dies Verhältniß das richtige und dasjenige ſei, in welchem die deutſche Nation, von wegen göttlicher Beſtimmung, ſich wohl zu fühlen habe, und daß nur Thoren, die, ſo zu ſagen, nichts von der Naturgeſchichte des deutſchen Volkes verſtehen, dies anders haben wollen. Eines, ſagt man, ſchickt ſich nicht für Alle; wie einige Menſchen durch Talent und Schickſal zu Dieſem, Andere zu Jenem beſtimmt ſind, ſo auch die Nationen. Das deutſche Volk iſt kein Volk der That; dieſen Ruhm müſſen wir Andern überlaſſen, Engländern und Franzoſen und vor allen den Ruſſen. Wir ſind die weiſe Frau der Weltgeſchichte, die großen Ideologen, die den Nationen Unterricht geben in der Philoſophie und der Poeſie und der Kunſt und kurzum, in allen Dingen, zu deren Ausführung man nicht vom Stuhl aufzuſtehen braucht; wir erobern auch die Welt, aber nicht mit Schwertern, ſondern mit Lehrſätzen und Gedichten. — So hat man uns mit unſerem literariſchen Ruhm über die politiſche Atimie und Impotenz getröſtet, in der wir uns befinden. Wie gut oder ſchlecht dieſer Troſt begründet iſt, wollen wir hier nicht unterſuchen; die Nation ſelbſt muß ihn gut und wahr gefunden haben, denn ſie hat ihn gelten laſſen.

Dadurch iſt es geſchehen, daß unſere Geſchichte nun ſchon ſeit geraumer Zeit der baare Gegenſatz aller Geſchichte iſt, nämlich der Stillſtand an der Stelle der Entwicklung, ſogar der Rückſchritt an der Stelle des Fortſchrittes. Es iſt dadurch geſchehen, daß alle unſre Gelehrſamkeit und Weisheit, all unſre Kunſt und Poeſie und die vielgerühmte Bildung unſers Volkes uns doch um kein Haar breit weiter gebracht haben in der Politik, ſondern daß umgekehrt politiſche Ereigniſſe, die unſre

Digitized by Google

Nachbarn groß, ſtark und frei gemacht haben, bei uns nur wie literariſche Phänomene discutirt worden und für uns am Bedeutendſten in dem geblieben ſind, was ſie auf unſre Literatur gewirkt haben. Der Sturm, der anderwärts die Geburt einer neuen Zeit, eines neuen Staates und einer neuen Grundlage der Geſellſchaft verkündete, iſt bei uns nur wie ein Säuſeln im Rohr, leis athmend durch die Schreibfedern einiger übermüthiger Schriftſteller gegangen — und alle Befreiung des Geiſtes, die wir uns auf dem Felde der Theorie errungen haben, hat uns bis jetzt noch zu keiner praktiſchen Befreiung, ja nicht einmal zu einer lebendigen Ahnung und einem tief und allgemein empfundenen Bedürfniß der Freiheit verhelfen wollen. Hieraus ferner erklärt ſich, warum die deutſche Poeſie ſelbſt, obſchon alle Kraft der Nation beinahe ausſchließlich ihr zufließt und wiewohl ſie der rechte Ehrenpreis unſers Volkes iſt, dennoch zu welken droht, nachdem ſie, in einem kurzen und glücklichen Frühling, kaum erſt zur Knospe angeſetzt hat. Auch alle Verirrungen und Exceſſe unſrer Literatur, die ganze Sippe der Romantik, die Ironiſchen, die Mittelalterlichen, die Karfunkelpoeten, die Wald- und Wieſendichter, die Verfertiger allerliebſter rührender Familiengemälde, bis hinunter zu den Frivolen und Blaſirten, finden hierin ihre Erklärung und ihre hiſtoriſche Berechtigung. Es erklärt ſich endlich hieraus, warum es jetzt dahin mit uns gekommen iſt, daß wir ſtolz darauf ſind, Poeten zu haben, die nach allen Anzeichen ſelbſt nicht mehr wiſſen, ob ſie Chineſen und Brahmanen oder Deutſche ſind, und daß wir mit abſtracter Beſeitigung des Inhaltes, die verzwickteſte Form für die ächteſte Kunſt, die maſſenhafteſte und abenteuerlichſte Fruchtbarkeit für das glücklichſte Genie ausrufen; ja daß in unſerer Literatur

Digitized by Google

Alles zu finden und Alles zu ſehen iſt, von den Palmen am Ganges bis zur Laus im Felle des Löwen: nur deutſche Zuſtände und deutſches Leben ſuchſt du in ihr umſonſt.

Dieſe Reſultate nun, die unſern Politikern ganz außerordentlich angenehm ſein müſſen, weil ſie ihnen den gegenwärtigen Beſitzſtand noch auf eine lange Reihe von Jahren und, wenn man dem Anſchein trauen dürfte, ſogar auch ewig ſichern, verdanken ſie hauptſächlich den Aeſthetikern. Von dieſen iſt das Dogma von der politiſchen Unbeflecktheit, der olympiſchen Selbſtgenügſamkeit der Dichtung unter das Volk verbreitet worden; bei ihnen haben wir den Urſprung des ſchönen Quietismus zu ſuchen, in dem der größte Theil unſrer Nation ſich ſo behaglich fühlt. Auch daß das politiſche Gedicht bei uns, ſo oft es auch verſucht ward und ſo manche verwegene Hand in die verpönten Saiten zu greifen wagte, doch immer ohne rechten Erfolg blieb: auch dies haben die Politiker viel weniger ſich ſelbſt und ihren eigenen Maßregeln, als den Aeſthetikern zu verdanken. Die Politiker, mit ihren Polizeigeſetzen und Verboten, können blos gewittern: und ein Gewitter hält die junge Pflanze ſchon aus. Aber die Gleichgiltigkeit der Aeſthetiker und der von ihm abhängigen Nation, der äſthetiſche Trotz, der den Geier nach der Freiheit fragt, wenn er nur Poeſie hat, die vornehme Geringſchätzung des politiſchen Gedichts als eines Wechſelbalgs, eines unehrlich gebornen Kindes, bei deſſen Anblick züchtigen Leuten unwohl wird — das war der heimtückiſche Nachtfroſt, der die jungen Keime unſerer politiſchen Poeſie erſtickte oder doch verdarb. Setzen wir einen Augenblick das Gegentheil, nehmen wir an, die Nation hätte ſich dieſer Dichtung ebenſo begeiſtert zugewandt, wie ſie ſich gleichgiltig von ihr abgewandt: wie weit

Digitized by Google

dann würden die Maßregeln der Politiker gerecht haben? Schon jetzt sind sie nicht im Stande, auch nur die Hand der Neugier von dem verbotenen Buche abzuhalten: wie dann, wenn die Begeisterung, der Glaube, das flammende Herz darnach gegriffen hätten? Wahrlich, die Aesthetiker haben den Politikern, ja sie haben uns Allen einen großen Dienst geleistet und offenbar die Ruhe des Vaterlandes gerettet: denn schon jetzt, wo dergleichen anbrüchige Bücher kaum von Einem unter Tausend gelesen werden, und wo ein Lied immer nur ein Lied bleibt, wenn die Politiker sich schon nicht anders helfen können, als mit Processen und mit Absetzungen — hätten sie im andern Fall die Dichter nicht nothwendig hängen und köpfen müssen?

Und so sei es denn wiederholt ausgesprochen, daß die politischen Gegner unsrer politischen Poesie, oder, um es allgemeiner, aber nicht ungenauer zu bezeichnen: die principiellen Gegner der politischen Bildung und Betheiligung des Volkes überhaupt, ihre wahre Macht erst durch die ästhetischen Verächter derselben erlangen. Die Aesthetiker, aus jener poetischen Scheu vor dem Namen der Unfreiheit, deren wir bereits gedachten, werden vor diesem Ausspruch vielleicht erschrecken und seine Wahrheit bestreiten. Und allerdings, wie wir schon oben zugegeben haben, liegt dies Resultat, als ein gewolltes und bewußtes nicht in der Grundansicht der Aesthetiker; nicht gemeinsame Principien, sondern nur der Lauf der Dinge hat die beiden Parteien zusammengeführt. Allein wie dies auch sei, die Thatsache steht fest und liegt Jedermann, der Lust zu sehen hat, vor Augen: die Einen wollten keine politische Poesie, die Andern keine politische Poesie; das griff denn vortrefflich in

Digitized by Google

einander — und dem politiſchen Gedicht iſt das Leben, jetzt und zukünftig, abgeſprochen.

Hierbei nun zeigt ſich eine wunderliche Epiſode. Die Aeſthetiker, wiewohl ſie nichts unter ſich haben, als die Wolken ihres Syſtems, ſind doch conſequenter und ſtehen feſter, als die Politiker, die den ſichern Boden der Wirklichkeit beherrſchen; das äſthetiſche Gewiſſen iſt zarter, als das politiſche. Nämlich die Politiker, als Leute von Welt, die ſehr wohl wiſſen, daß man ohne Bedenken Alles, woher es auch komme, annehmen und nützen ſoll, was Einem nützlich iſt, und daß man auch ſeinen bitterſten Feind wenigſtens ſo lange und ſo weit ſoll gelten laſſen, als man Nutzen von ihm ziehen kann, haben auch die politiſche Poeſie nicht für zu ſchlecht erachtet, ſie da, wo ſie ihren Zwecken günſtig war, exiſtiren und laut werden zu laſſen. Ja ſie haben ſie ſogar veranlaßt, aufgemuntert und belohnt, und ihr einen Platz in dem officiellen Kanon der Loyalität und des Patriotismus eingeräumt. Denn wem könnte es entgehen, daß die ſogenannten patriotiſchen Lieder, die Nationalhymnen und Volksgeſänge, mit denen wir bei feſtlichen Veranlaſſungen unſre gute Geſinnung an den Tag zu legen pflegen, eigentlich und in Wahrheit dem arg verfehmten Gebiet der politiſchen Dichtung angehören? Damit ſoll der loyale Inhalt dieſer Lieder auf keine Weiſe verdächtigt werden. Im Gegentheil, die Ausdauer, mit welcher dieſer officielle und erlaubte Patriotismus in ſeinen poetiſchen Offenbarungen immer nur *eine*, und zwar eine beſtimmte und höchſt beſchränkte Seite der politiſchen Exiſtenz hervorkehrt, die Virtuoſität, mit der er den Dingen, das heißt dem Staat, ausſchließlich die Perſonen unterſchiebt, die denſelben bei uns bilden und vertreten, ſowie die Unſchädlichkeit, zu welcher er die

Digitized by Google

energiſchen Potenzen des politiſchen Gedichtes, die großen Ideen der Freiheit, des Vaterlandes und der Aufopferung für daſſelbe, in abſtracter Allgemeinheit homöopathiſch verdünnt, erſcheint auch uns bewundernswerth und, mit Rückſicht auf die praktiſche Nutzbarkeit dieſer Lieder, ſogar achtbar. Aber dafür geſtehe man uns auch zu, daß dieſe Poeſieen wirklich politiſch ſind und daß diejenigen, die übrigens keine Theilnahme des Volks am Staat und daher auch keine Lieder wollen, in denen eine ſolche vorausgeſetzt oder angeregt wird, conſequenter Weiſe auch Lieder, wie: „Heil dir im Siegerkranz", und Aehnliches, nicht zulaſſen müßten.

Von dieſer Inconſequenz haben die Aeſthetiker ſich frei erhalten; ſie haben auch in jenen erlaubten und begünſtigten Liedern das politiſche Moment ſehr wohl erkannt und deshalb, ihrem Princip gemäß, gegen die officielle Belobung, Auszeichnung und Verbreitung dieſer Lieder ihre äſthetiſche Geringſchätzung in die Schale geworfen. Mit welchem Erfolg ſie dies gethan, das iſt uns Allen noch in lebhafteſtem Andenken aus dem tragikomiſchen Schickſal jenes Liedes, das vor etwa anderthalb Jahren plötzlich, wie ein Pilz über Nacht, zur deutſchen Nationalhymne, zur Marſeillaiſe der Deutſchen und Gott weiß, zu was noch, emporgeſchoſſen ſein ſollte. Wir meinen jenes Lied, das ein an ſich wahres und ehrenwerthes Pathos ganz ſo einſeitig und in ganz ſo beſchränkter negativer Haltung ausſprach, wie es thun mußte, um loyal zu bleiben und officiell (oder auch officinell) zu werden. Unſern Politikern kam dies Lied ungemein gelegen; ſie thaten das Ihre, es unter das Volk zu bringen und durch eine Freigebigkeit und Gnade gegen den Verfaſſer, wie wir ſie in Deutſchland völlig ungewohnt ſind

Digitized by Google

und wie die ausgezeichnetſten und urſprünglichſten Genien unſrer Literatur ſie niemals, auch nicht zum hundertſten Theil, erfahren haben, den Unterſchied zwiſchen politiſcher und unpolitiſcher Poeſie ſowohl dem Volk, als den Poeten ſelbſt fühlbar zu machen. Und einige Zeit gelang dies; aber nur ſo lange, bis man ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte, worauf denn das äſthetiſche Bewußtſein ſogleich und mit ſolcher Energie in ſeine Rechte wieder eingetreten iſt, daß man von dieſem Liede ſchon heut, nach kaum achtzehn Monaten, am Liebſten gar nicht mehr ſpricht — ein Verlauf, bei dem offenbar Niemand mehr zu beklagen iſt, als der wackre und wohlmeinende Verfaſſer, den, nach der Anſicht Einiger, weder die erhaltenen Ehrenbecher und Diplome, noch Amt und Geld und Fürſtengunſt, für die verſcherzte poetiſche Zukunft entſchädigen können. Der Becker'ſche „Rhein" hat das Schickſal des Rheines ſelbſt getheilt: er hat ſich ſacht verlaufen und die ganze Geſchichte, wenn man das dünne Ende mit dem gewaltigen Anfang vergleicht, ſieht einer Ironie nicht unähnlich.

Aber ſiehe da, die Geſchichte dieſes Liedes iſt noch nicht zu Ende. Es wird eine Parodie, ſcheint es, jener kadmeiſchen Saat, aus welcher bewaffnete Männer und Schlacht und Untergang erwuchs. Hier hat man nicht Drachenzähne, ein Wieſenblümchen hat man geſät: und nun wachſen Dornen daraus empor.

Das Unerwartete, das ſo oft Unmöglich Erklärte trat ein. Wie mitunter in den Gletſchergegenden der friedliche Ton der Schalmei ein Körnchen Schnee bewegt, das niederſtürzend, zur Lawine geballt, ein ganzes Thal begräbt, ſo gab das loyale Becker'ſche Rheinlied das Signal zu einer politiſch-poetiſchen Literatur, die nicht mehr, wie bisher, in einzel-

Digitized by Google

nen verlorenen Vorposten, sondern in geschlossener Reihe, mit dem Bewußtsein und dem Anspruch einer selbständigen Literatur, auftritt; die nicht mehr wie sonst, sich bei unserm Volk ein halbes Gehör mühsam erbettelt, sondern die die Herzen mit zwingender Gewalt erobert und festhält; die nicht mehr sich geehrt und zufrieden fühlt, wenn man sie nur verstohlener Weise duldet, sondern die sichtlich in Zweifel ist, ob sie selbst noch etwas Anderes neben sich dulden soll. Damit ist, wenn nicht alle Anzeichen trügen, eine Krisis sowohl unserer Literatur, als (was dermalen bei uns dasselbe ist) unsers nationalen Bewußtseins eingetreten. Das Nächste, was durch diese Krisis wird erschüttert werden, ist jenes Bündniß zwischen den Politikern und den Aesthetikern. Es muß sich jetzt zeigen, wie fest es ist und ob und welchen lebendigen Inhalt es hat. Aber was der Lauf der Dinge zusammengeführt hat, kann der Lauf der Dinge auch wieder aus einander führen; in den Zeiten der Krisis stehen nur gemeinsame Principien beisammen.

Betrachten wir den Eindruck, den das Auftreten dieser neuen politischen Poesie auf die beiden Parteien gemacht hat und die Stellung, die sie ihr gegenüber eingenommen haben. Die Politiker freilich konnten über das, was dabei für sie zu thun war, nicht wohl in Zweifel sein. Die jugendliche Poesie geht weit über die Grenzen eines bloß negativen, eines loyalen und erlaubten Patriotismus, wie er sich in dem Becker'schen Liede aussprach, hinaus. Sie ist positiv, ganz außerordentlich positiv; sie sagt nicht: dies oder das sollen sie nicht haben; sondern sie sagt: das wollen wir haben, ja noch mehr, sie sagt sogar: das haben wir! wir haben das Recht der Theilnahme an den öffentlichen Zuständen unsers Vaterlandes, wir haben

Digitized by Google

das Bewußtsein, frei, ein großes, einiges, starkes, selbstbestimmtes Volk zu werden, und haben in der Zukunft, in dem endlichen nothwendigen Siege der Freiheit und der Wahrheit, die unveräußerliche Gewißheit, zu diesem Ziele zu gelangen. Ja so positiv ist diese neue Literatur, daß mit großer Bestimmtheit, statt wie ehemals die Lyrik der Befreiungskriege und wie noch jetzt die loyale politische Poesie thut, sich in das Allgemeine und Abstracte zu verlieren, sie vielmehr ganz positiven Zuständen, bestimmten einzelnen Begebenheiten und Personen sich anheftet. Unter diesen Umständen haben die Politiker gethan, was von ihnen zu erwarten stand: sie haben verboten und verfolgt. Wie weit sie damit kommen werden, das ist eine andere Frage. Sie selbst können wohl nicht glauben, ein Buch dadurch, daß sie es aus dem Meßkatalog streichen, auch aus der Literatur zu bringen und eine Richtung der Zeit dadurch zu vernichten, daß sie ihre Aeußerung hemmen und erschweren. Denn weder nach Censuredicten wird die Literaturgeschichte geschrieben, noch entsteht und vergeht eine Idee wie ein bedrucktes Stück Papier. Aber solche Erwägungen dürfen sie einstweilen nicht kümmern: sie thun, was sie thun müssen und was sowohl in ihrem Amte als, wie die Dinge nun einmal sind, sogar in ihrem Rechte liegt. Dies Recht abzuläugnen, fällt uns nicht ein; es ist das Recht der Thatsache und des Besitzes, in dem natürlich Jeder sich so lange halten will, wie er kann. Das versteht sich von selbst.

Bei Weitem nicht so klar und sicher sind sich die Aesthetiker. Die Gewandtheit der Form, das wirkliche und lebendige Pathos, die unläugbare poetische Wirkung, welche die besten dieser neuen politischen Gedichte (nämlich die von Georg Herwegh, die wir hier überall im Sinne haben) auszeichnet,

Digitized by Google

imponirt ihnen. Sie können auf die Dauer gegen dieſe Vorzüge nicht blind ſein. Denn wenn ihr Geſchmack auch einſeitig iſt, ſo ſind ſie doch nicht geſchmacklos, ſie ſehen das Gute wohl, nur daß ſie es nicht immer ſehen mögen. So befinden ſie ſich hier in einer eigenthümlichen Verlegenheit: ſie können dieſe Gedichte an ſich nicht mißbilligen, ſie ſind ſchwungvoll, wohltönend, nach allen Regeln der Kunſt gefertigt; es ſteht nichts im Wege, daß ſie ſie nicht vortrefflich finden und aus voller Seele anerkennen möchten — wenn es nur nicht politiſche Lieder wären!

Und nicht bloß die Aeſthetiker, nicht bloß diejenigen, die ſich auf den ſelbſtzufriednen Genuß des Kunſtſchönen beſchränken, auch ein guter Theil unſrer Dichter ſelbſt befindet ſich in einer ähnlichen Verlegenheit. Denn daß wir uns darüber nur nicht täuſchen: mit Bewußtſein, aus freiem Willen und wirklicher Einſicht in die Nothwendigkeit dieſer Entwicklung, haben bis jetzt nur außerordentlich Wenige die politiſche Richtung der Literatur eingeſchlagen. Einige ſind mitgegangen aus allgemeiner jugendlicher Regſamkeit, Andere vermöge der urſprünglichen Geſundheit ihrer Natur, die an einzelnen Verkehrtheiten unſers politiſchen Daſeins ſich ärgert, ohne daß ſie darum irgend einige Einſicht in die Entwicklung der Dinge und ein großartigeres politiſches Intereſſe hätten, vielleicht ſogar Einige bloß des Spectakels wegen. Die Mehrzahl unſrer Dichter dagegen, namentlich die jüngeren, der neueſte Anwuchs, der noch keinen Namen und keinen Charakter hat, und aus dem eben deshalb noch Alles werden kann, ſteht noch unentſchieden und weiß ſelbſt nicht recht, was er ergreifen und wohin er ſich wenden ſoll.

Und wirklich, es ſteht heuer ſchlimm mit dieſen jungen

Digitized by Google

Dichtern, die keine selbſtändige Einſicht in den Gang der Zeit haben und die doch auch, des Beifalls wegen und weil es ſo ſchön iſt, ein deutſcher Dichter zu ſein, durch ihre poetiſche Thätigkeit gern auf die Zeit einwirken möchten. Die junge politiſche Poeſie tritt, wie wir ſchon bemerkten, nicht ohne allen Anflug von Gewaltſamkeit und Alleinherrſchaft auf. Man braucht darum nicht ſchlecht von ihr zu denken, ſie kann nicht anders: wer lange ausgeſchloſſen war, für den iſt es, ſobald er einmal zur Herrſchaft kommt, ganz natürlich, daß er wiederum ausſchließt und ächtet. Sclaverei erzieht Tyrannen. So auch die junge politiſche Poeſie. Man hat ihr ſo lange das Recht und die Möglichkeit der Exiſtenz abgeurtheilt, daß ſie nun, da ſie der Welt ihre Exiſtenz durch die Thatſache dargethan hat, drauf und dran iſt, ſich und nur ſich als die einzig berechtigte Exiſtenz darzuſtellen, neben der alle andere Art von Poeſie aufhören und verſchwinden muß. Das ſind Einſeitigkeiten, die im Lauf der Natur liegen und die die Zeit ſchon berichtigen und ausgleichen wird. Das große Publikum aber, welches in der Regel und weil eigenes Denken ſeine Sache nicht iſt, noch auch ſein kann, demjenigen Recht gibt, der von ſich ſelbſt am Oeftеſten ſagt, daß er Recht hat, und das überdies durch die überüberredende Macht der Leidenſchaft, durch den Zauber der Jugend, endlich auch durch den Reiz des Verbotenen ſich zu der neuen Poeſie hingezogen fühlt, ſcheint nicht übel Luſt zu haben, die Alleinherrſchaft des politiſchen Liedes bis auf Weiteres auch ſeinerſeits zu ſanctioniren; es hat den Geſchmack an Wald- und Liebes- und Sehnſuchtsliedern ſichtlich verloren, und wie ein Löwe, der einmal Blut gekoſtet hat, verlangt es Politik und immer Politik. — Die meiſten unſrer jungen Dichter nun ſehen

Digitized by Google

dieſem Vorgang zu, ohne ihn innerlich zu verſtehen. Sie ſehen nur, daß es jetzt eine Mode iſt, politiſche Gedichte zu machen und zu leſen; ſie werden vielleicht zugeben, daß dies eine ſehr gute Mode iſt: allein auch die beſte Mode kann zwar lange währen, aber doch nicht ewig. Und wie lange wird dieſe währen? Iſt es rathſam, ſich ihr anzuvertrauen und mit dieſem Strome zu ſchwimmen, der ohnedies ſchon in allerhand Untiefen, in Conflicten mit Nachbarn und Behörden u. ſ. w., ſein Unbequemes hat? Wird er nicht vorüber und vorbei ſein, ehe es ihnen nur gelungen iſt, aufzutauchen? wird der politiſche Schnitt nicht veraltet und geſchmacklos ſein, ehe ſie noch ihren Dichterrock darnach zugerichtet haben? Und ſind ſie daher nicht in der Gefahr, Talent und unbeſcholtene Stellung und bequemes Leben an ein Ding zu wenden, mit dem ſie nicht einmal das erlangen können, was ſie damit kaufen möchten — Dichterruhm? Und noch dazu, wenn das ein Irrthum iſt, ſo iſt es ein viel gefährlicherer, als alle anderen; denn man kann wohl ſehr leicht und durch ſehr wenig verdächtig werden, wie z. B. durch ein Lied — aber nachher wieder unverdächtig werden, das hält ſchwer.

Das alſo iſt die Verlegenheit unſrer Aeſthetiker und unſrer angehenden Dichter. Allerdings wäre ſie ganz leicht und ſehr gefahrlos zu entſcheiden: die zaghaften Zweifler brauchten ſich nur der Arbeit des Denkens zu unterziehen, ſie brauchten nur dies anſcheinende Labyrinth der Wirklichkeit am goldenen Faden der Theorie zu durchwandeln, ſie brauchten nur die göttliche Mutter aller Dinge, die Philoſophie, zu befragen. — Dieſe Arbeit wäre nicht ſo ſchwer.

Denn zuerſt ſteht wohl feſt (oder will es Jemand läugnen?), daß die Aufgabe der Kunſt im Allgemeinen und alſo auch die

Digitized by Google

Aufgabe der Dichtkunſt die Darſtellung des Schönen iſt, und zwar nicht bloß des Schönen überhaupt und abſtracter Weiſe, ſondern die concrete (plaſtiſche) Darſtellung des Schönen als wirklich und perſönlich. Oder mit andern Worten: die Aufgabe der Kunſt iſt die ſchöne Individualität und ihre Darſtellung. Das ſchöne Individuum iſt alſo die Vorausſetzung und erſte Grundlage aller Kunſt; es iſt das Erſte, wozu ein Volk und eine Literatur ſich erheben muß, wenn ſie in der Kunſt etwas Eignes und Wahrhaftiges leiſten wollen. Iſt dies ſchöne Individuum, das, als das ſchöne, auch das kunſtberechtigte iſt, einmal gewonnen, ſo iſt auch ſein ganzer Inhalt, als der Inhalt der ſchönen Individualität, ſchön und kunſtberechtigt. Dieſen Inhalt zur Darſtellung, und wiederum zur Darſtellung im Gebiet des Schönen zu bringen, iſt die Natur und Thätigkeit des Individuums und der Proceß der Kunſt. Es wird nun alſo nur auf den jedesmaligen Inhalt dieſer ſchönen Individualität ankommen, was künſtleriſch, oder, damit wir ſpeciell von der Poeſie ſprechen, was poetiſch berechtigt und darſtellbar heißen ſoll. Es iſt nun ferner die Natur des Individuums, als des perſönlich gewordenen Geiſtes, ſämmtliche Formen des Geiſtes, das heißt ſeiner ſelbſt in ſeiner Allgemeinheit, als ein Beſonderes in ſich zurück- und aufzunehmen. Auch dieſen unermeßlichen Inhalt alſo wird das ſchöne Individuum, ſobald es ihn in ſich aufgenommen, künſtleriſch reproduciren. Die Stadien, in denen der einzelne Menſch und in denen ganze Nationen dieſen Inhalt in ſich aufnehmen und ihn bewußt und thätig wieder außer ſich ſetzen, ſind die Epochen in der Entwicklung (oder, wie man es früher nannte, der Erziehung) ſowohl des Menſchen, als des Menſchengeſchlechts. Daß nun auch der Staat eine Form und Offenbarung des Geiſtes iſt,

Digitized by Google

und daß solchergestalt zwischen dem Staat, als einer Form des Geistes, und dem Individuum, als dem persönlich gewordenen Geiste, dessen Wesen es ist, überall den Geist im Allgemeinen, als sein eigenes Ich, in sich aufzunehmen, ein unzerstörbares Band der Verwandtschaft, ein unveränderliches Recht des Eigenthums besteht, und daß damit die Betheiligung des Individuums am Staat nothwendig ausgesprochen ist, das Alles wird wohl Niemand in Zweifel ziehen; wenigstens können wir mit denen, die es thun, eben nicht weiter verhandeln: sie würden uns doch nicht verstehen. Sind nun ein Mensch oder eine Nation in ihrer Entwicklung so weit gediehen, daß sie auch den Staat zu ihrem individuellen und wirklichen Inhalt machen, so wird auch der Ausdruck dieses Inhaltes im Schönen, also die künstlerische Darstellung des Staates und seiner Beziehungen, das heißt die politische Poesie, nicht ausbleiben. Umgekehrt kann dieser Inhalt nirgend in der Kunst wirklich zur Darstellung kommen, wo er nicht als Inhalt vorhanden ist — und dies ist die einzige wohlbegründete Bedenklichkeit gegen unsre bisherige politische Poesie und die Klippe, an der die bisherigen Versuche meist gescheitert sind. — Im Ganzen also heißt dies nun nichts Anderes als: wo in einer Nation politisches Bewußtsein ist, da wird dieses Bewußtsein auch seinen poetischen Ausdruck finden, da wird es eine politische Poesie geben; und ferner: wo wirklich eine politische Poesie ist, da muß die Politik bereits der Inhalt des schönen Individuums geworden sein. Das Eine deutet auf das Andere: die Politik ist zur Poesie berechtigt und die Poesie zur Politik. Die politische Poesie ist also mehr als eine Mode, sie deutet eine Epoche der welthistorischen Entwicklung des Volkes an, sie ist als solche unvergänglich und keinem Wechsel unter-

Digitized by Google

worfen, eine ewig fruchtbare Gebärerin künftiger Entwicklungen. — Demnach aber mögen auch die jungen Dichter, die in dieſem Augenblick noch ſchwanken, ob ſie die „Mode" des politiſchen Gedichts mitmachen ſollen oder nicht, ſich wohl vorſehn, was ſie thun. Als Mode kann ſie nicht mitgemacht werden, man kann ſich dieſer Richtung auch nicht blos als Poet hingeben, es reicht hier nicht aus, in Verſen liberal zu ſein, wie man wohl in Verſen ſehnſüchtig und betrübt und verzweifelt, und übrigens ein kreuzluſtiger Menſch von guter Geſundheit iſt: ſondern dieſe Poeſie, als der Vorbote einer menſchheitlichen Entwicklung ſelbſt, verlangt ohne Vorbehalt den ganzen Menſchen, den ganzen Mann. Sie darf nur die Möwe ſein, die vor dem Sturm einherflattert, nur die Lerche, die den Lenz verkündet. Bleiben der Sturm und der Frühling aus, ſo ſind dieſe Lieder großſprecheriſche Thorheiten und der Poet ein Tropf, ein träumeriſcher Narr geweſen. Und alſo ſoll ſich auf dieſe Poeſieen Niemand einlaſſen, der nicht in ſich den Muth und die Kraft verſpürt, nöthigenfalls den Poeten durch den Mann, das Talent durch den Charakter, das Lied durch die That zu vertreten und zu retten. — Merkt Euch das!

Allein das Alles, wird man uns entgegnen, iſt Theorie, es iſt Speculation, eine bloße Sache des Verſtandes. Aber daß der dürre Baum der Speculation Alles in der Welt bringt, nur keine poetiſchen Früchte, und daß Niemand weniger zum Poeten geſchickt iſt, als der Philoſoph, das haben wir an unzähligen und zum Theil ſehr berühmten Beiſpielen längſt geſehen. Alſo mit dem, was der Verſtand theoretiſirt, iſt hier in der Poeſie nichts auszurichten: ſie unterwirft ſich den Berechnungen des Verſtandes nicht, ſie iſt Gemüth, und nur das Gemüth

Digitized by Google

kann sie verstehen und begreifen. Wenn nun also unser Gemüth sich von der politischen Poesie abwendet und von ihr kalt gelassen wird, was hilft dann alles Beweisen und Erörtern?

Es sei; so würde vermuthlich auch von Seiten des Gemüths sich manches Empfehlende für die politische Poesie beibringen lassen. Wir würden sie fragen, diese weichen, milden, gerechten Männer des Gemüths, ob es der gerühmten Hoheit der Poesie und der Würde des Dichters entspricht, daß sie, die die Zungen der Gottheit selber sind und vor denen alle Geheimnisse aufgedeckt liegen, sich allein um die Politik nichts kümmern sollen, da sie, ihrer Natur nach, doch allmächtig und zu allem Höchsten berufen sind? Wir würden ihnen zu Gemüthe führen, ob es schön ist und edel läßt, daß der Dichter sich zwar zu kümmern hat um jedes Gräschen im Wald, daß er den Lämmern zusehen muß, wie sie springen auf der Weide, daß er herbeilaufen muß und ein Lied klimpern, wo zwei verliebte Menschen sich küssen und wo sie Hochzeit machen, und wo Einem der Wein zu Kopfe gestiegen ist, und immer und überall muß er das Gold seiner Stimme leihen: aber um den Staat, dieses Ding, das ihn überall umgibt, das er in seinem Brod ißt und seinem Wein trinkt (oder wenn er keinen Wein trinkt, so merkt er es eben daran) — um diesen Staat allein soll er sich nicht kümmern? Nachtigall und Lerche und Maikäfer und Gelbveigelein soll er preisen, aber der Name der Freiheit und des Vaterlandes soll seinem Liede verwehrt sein? Wie? Wo ein Baum Knospen und ein Mädchen ein Kind kriegt, da soll er außer sich gerathen vor Bewunderung und singen, ein Langes und ein Breites: und wo der Baum unsrer Geschichte knospet und keimt, wo die Zeit im Geburts-

Digitized by Google

ſchmerz ringt, wo das erhabenſte Schauſpiel ſich entfaltet, das Götter und Menſchen ſehen können: wo ein Volk um ſeine Freiheit ringt, da ſoll der Dichter ſtehn und ſchweigen? Wie? — Wir würden ſie aufmerkſam machen, ob nicht am Ende mit dem beliebten und belobten Spruch: der Dichter ſtehe *über* den Parteien, ſtatt, daß man ihm damit eine Ehre und recht etwas Vornehmes zu erzeigen meint, ihm vielmehr eine Schande und Schmach geſchieht. Es iſt dies in der That noch Etwas, was an die weggeworfene Stellung der Hofnarren, ſowie an die Ehr- und Rechtloſigkeit der römiſchen scurrae und mimi erinnert. Freilich wohl, Hofnarren kann man auf dieſe Weiſe ſchon erziehen und zur Noth auch wohl Hofdichter; aber doch keinen Dichter. Und genau beſehen, was heißt es denn: der Dichter ſteht über den Parteien? Heißt es etwas Anderes, als daß der große Kampf zwiſchen Freiheit und Unfreiheit, zwiſchen Leben und Tod für den Dichter kein Intereſſe hat? und wofür ſoll, ja wofür kann der Menſch ſich intereſſiren, wenn für die Freiheit nicht? Man kann ja ohne dies Intereſſe nur ein Thier oder ein Schurke ſein.

Allein wir fürchten ſehr, daß auch dieſe Appellation an das Gemüth ohne Wirkung bleiben wird. Denn in den zartbeſaiteten Herzen dieſer Leute, in denen jeder Seufzer einer alten Frau und jedes Flügelſummen einer Mücke wiederklingt, pflegt der Name der Freiheit und des Vaterlandes keine Reſonanz zu finden; ihr Herz iſt blos auf Blumen und Bäume, auf Sterne und Küſſe abgerichtet: es verſteht unſre Sprache nicht. Wir könnten alſo endlich die Macht des Beiſpiels zu Hilfe rufen. Wir könnten ſie erinnern an die glänzende Literatur der Griechen und der Römer, die weſentlich auf politiſcher Grundlage beruht, ja die im tiefſten Grunde gar keinen anderen Inhalt

Digitized by Google

hat und kennt, als das politische Interesse. Wir könnten ihnen die üppige Blüthe der attischen Komödie, die durch und durch politisch war, und die der Staat selbst, derselbe Staat, gegen den sie mit Lachen ihre Geißel schwang, gewissermaßen begründet und längere Zeit hindurch sogar auf öffentliche Kosten erhalten hat, und den unvergleichlichen Namen des Aristophanes in's Gedächtniß rufen. Wir könnten sie an Dante erinnern, der doch sonst bei unsern Romantikern eines so unbezweifelten und unbedingten Ansehns genießt und der, wie er persönlich und praktisch an den politischen Begebenheiten seiner Zeit den lebhaftesten Antheil nahm, so auch seine große göttliche Komödie mit den Fäden des politischen Interesses, das sich bei ihm sogar bis zur entschiedensten Parteinahme steigert, überall durchsponnen hat. Wir könnten ihnen Shakespeare nennen, der mit besonderer Vorliebe politische Stoffe behandelt und in dessen Stücken eine schärfer eindringende Kritik noch außerordentlich viel Anspielungen auf die Geschichte seiner Zeit und ihre politischen Verhältnisse aufdecken wird, ja dessen Erscheinung überhaupt ohne die gleichzeitige politische Blüthe Englands gar nicht möglich war. Wir könnten sie endlich auch auf das neuste Beispiel unsrer Nachbarn, der Engländer sowohl als der Franzosen, verweisen, in deren Literatur hauptsächlich nur dasjenige eine nachhaltige und eingreifende Wirkung, sowie die Liebe und den Beifall der Nation erlangt, was der lebendige Herzschlag des politischen Interesses durchzuckt.

Allein auch hier wird die Antwort bei der Hand sein. Man wird uns entgegnen, daß die Alten eben die Alten gewesen und von ganz anderem Stoff als wir, daß sie aber, trotz ihrer gigantischen Natur, zuletzt doch auch zu Grunde gegangen sind und zwar eben vermöge ihrer politischen Einrichtungen. Man wird

Digitized by Google

ſagen, daß Ariſtophanes ein frecher, unanſtändiger Menſch geweſen, und daß die antike Komödie die Schuld trägt am Untergange der atheniſchen Herrlichkeit. Man wird Dante's Geſchichtsallegorieen in religiös myſtiſchem Sinne deuten und bei Shakespeare's politiſchen Stücken uns von der Einrichtung der altengliſchen Bühne erzählen, und wie viel beſſer es mit unſerem Theater ſtände, wenn wir keine Decorationen hätten. Endlich wird man ſagen, daß die Engländer ebenſo zur politiſchen Exiſtenz und zur Weltherrſchaft berufen ſeien, wie wir berufen ſind zum ſpeculativen Daſein. Und was zuletzt noch die Franzoſen anbetrifft, ſo iſt das, wird man ſagen, ein ganz verruchtes Volk, mit dem kein ehrlicher Deutſcher etwas gemein haben möge.

Denn es iſt die Natur der meiſten Menſchen, daß ſie die Theorie verachten, daß ihr Gefühl immer nur ſich ſelbſt, nie Andere verſteht, und daß ſie aus Beiſpielen nichts lernen. Erſt wenn das zerſchmetternde Gewicht der Thatſache auf ihr Haupt fällt, dann erſt fangen ſie an einzuſehen und zu glauben. Aber in der Regel iſt es dann zu ſpät.

Und ſo ſei denn hier der Verſuch gemacht, uns der Löſung dieſer Frage über die Berechtigung des politiſchen Liedes und ſeine Bedeutung für unſre Zeit auf einem andern Wege zu nähern, der hoffentlich weniger Vorurtheile verletzen und deſſen Ergebniß man williger anerkennen wird. Ob Politik und Poeſie ſich mit einander vertragen oder nicht und woran man beſſer thut, ob politiſche Gedichte zu machen oder zu verfolgen, dies und Aehnliches bleibe hier bei Seite geſetzt; die Thatſache allein iſt es, die hier ſprechen ſoll. Wir werden zu zeigen ſuchen, daß die deutſche Literatur bereits ſeit Jahrhunderten, ſei es nun mit Recht oder Unrecht, erlaubter oder unerlaubter Weiſe, —

Digitized by Google

genug, daß sie seit Jahrhunderten thatsächlich in der Entwicklung zur politischen Poesie begriffen ist, und daß unsere Nation zahlreiche Anfänge und Versuche einer politischen Poesie bereits thatsächlich besitzt: das heißt, einer Poesie, die sich der gleichzeitigen Ereignisse des öffentlichen Lebens, die sich der politischen Zustände, Begebenheiten und Personen ihrer Zeit als ihres Inhalts zu bemeistern, ihnen zu dienen oder sie zu bekämpfen, und in Ernst oder Schimpf, in Lob oder Tadel, als eine öffentliche Macht auf die Geschichte einzuwirken strebt. Wir werden zu zeigen suchen, mit wieviel Glück oder Unglück unsere Poesie dies bisher gethan, welche Stadien sie auf diesem Wege durchlaufen, welche Hindernisse sie gefunden, in welche Verirrungen sie gerathen: und überhaupt welches Band und welches Verhältniß bisher zwischen der Poesie und der Politik bei uns bestanden hat. So, hoffen wir, wird aus diesem Spiegel der Vergangenheit die gegenwärtige Berechtigung des politischen Gedichtes und seine nothwendige Zukunft sich von selbst und mit einer, wie uns dünkt, unwiderlegbaren Sicherheit ergeben. Denn der historische Verlauf eines Dinges ist die Vernunft der Sache selbst; wer daher von den Aussprüchen der Geschichte appelliren will, der läuft Gefahr, sich von der Vernunft selbst zu entfernen.

Hier indessen diese Geschichte unsrer politischen Poesie und des Verhältnisses unsrer Poesie zur Politik vollständig und in ihrem ganzen Umfange zu geben, hindern uns die vorgeschriebenen Grenzen dieses Aufsatzes. Und in der That, wollten wir unsre Aufgabe gründlich lösen, so wäre uns nichts Geringeres zu thun, als hier eine vollständige Geschichte überhaupt unsrer literarischen Entwicklung zu versuchen. Es genüge also, wenn wir hier nur die allgemeinsten, die hauptsächlichsten Umrisse dieser

Digitized by Google

Entwicklung bieten und uns im Ganzen mehr andeutend, als ausführend verhalten. Ueber das Ziel und Ergebniß unserer Wanderung wird ja doch hoffentlich Niemand in Zweifel bleiben — sollte dasselbe auch für Manchen unerwartet und unerfreulich sein! —

Und unerwartet wird es gewiß Manchem sein, wenn er erfährt, daß unsre Poesie schon in ihren ersten Anfängen und da, wo wir am Frühesten von ihr hören, eine unleugbare politische Beziehung hat. Wir haben dabei die bekannte Stelle des Tacitus im Sinn, in der Germania C. 3, wo er von den Liedern spricht, mit denen unsre Altvordern in die Schlacht schritten, und von dem Barritus, dessen dröhnender Wiederhall ihnen als ein Orakel für den Ausgang des Gefechtes galt. (Vgl. C. Fr. Nühs, ausführliche Erläuterung der zehn ersten Capitel der Schrift des Tacitus über Deutschland. 1821. p. 112 fgg.) Ueber den Inhalt jener Lieder wissen wir freilich wenig; sie sollen historischen Inhaltes gewesen sein und einen Heros, welchen Tacitus den Herkules nennt, als den tapfersten aller Männer gepriesen haben. Noch weniger wissen wir über den Inhalt und die eigentliche Beschaffenheit des Barritus, in welchem Einige (aber gewiß mit Unrecht, wie sich schon aus Tac. Hist. IV, 18 schließen läßt) sogar ein bloßes inhaltloses Geheul, ein wildes, unarticulirtes Aufjauchzen roher Kriegslust vermuthet haben. Allein so dunkel und unvollständig die Nachrichten über diese ältesten Lieder unserer Vorfahren im Uebrigen auch sein mögen, so gewiß und zweifellos ist die kriegerische Anwendung, die sie selbst von ihnen gemacht haben; es waren Schlacht- und Kriegsgesänge. Politischer nun aber, als ein

Schlachtlied, kann, nach Abſicht und Wirkung, nicht wohl etwas ſein: ja das Schlachtlied iſt die Spitze und höchſte Blüthe der politiſchen Poeſie. Denn in ihm tritt die Poeſie aus der Sphäre der bloßen Empfindung, der bloßen innerlichen Anregung heraus, ſie geht unmittelbar über in die That, der Klang des Liedes, das geſungene Wort erhebt mit ſympathetiſcher Gewalt zugleich den bewehrten Arm, die Poeſie wird ein Inſtrument des höchſten politiſchen Actes ſelbſt, der Aufopferung des eigenen Lebens im Dienſte ſeines Staats und ſeines Volkes.

Auch was übrigens von *hiſtoriſchen Liedern* der alten Deutſchen uns theils ausdrücklich berichtet wird und was wir theils von ihnen vermuthen müſſen, gehört hierher: alſo nicht nur die Geſänge, in denen, wie wir gleichfalls aus Tacitus wiſſen, das Andenken des Armin gefeiert ward, ſondern auch die Spur von Liedern, die uns in den ſagenhaften Erzählungen ſpäterer Chroniſten begegnet, namentlich des *Jornandes* und des *Paulus Diakonus*, des Geſchichtſchreibers der Longobarden, worüber man das bekannte Werk von Gervinus, I., p. 24—32. (der erſten Ausgabe) vergleiche. Denn eine eigentliche Geſchichtsſchreibung und Hiſtoriker, oder auch nur Chroniſten in unſerm Sinne, kannten die alten Deutſchen begreiflicher Weiſe nicht, wie überhaupt kein Volk ſie kennt, das ohne Reflexion, noch in der erſten vollen Unmittelbarkeit des Daſeins lebt und dem die Vergangenheit nur im Spiegel der Dichtung gegenwärtig wird; auch die alten Deutſchen kannten und beſaßen nichts als das Lied. Wurde alſo, wie es geſchehen iſt und wie jene Chroniken es beweiſen, das Andenken bedeutender Männer und großer, das geſammte Volk angehender Ereigniſſe für die ſpätere Zeit erhalten, ſo muß dies, da

Digitized by Google

kein anderes Mittel der Aufbewahrung vorhanden war, lediglich durch Lieder geſchehen ſein, die gleichzeitig mit jenen Männern und Ereigniſſen entſtanden waren und dieſe großen öffentlichen Begebenheiten zu ihrem Inhalt hatten. Hiſtoriſch waren dieſe Lieder alſo gewiß und zwar auch in der Art, daß ſie unmittelbar die gegenwärtige, gleichzeitige Geſchichte aufgefaßt hatten. Dergleichen Liedern aber, als dem Element und Keim des politiſchen Gedichtes, ſind wir hier ja eben auf der Spur: und wir haben daher ein Recht, die Exiſtenz ſolcher älteſten Lieder gleichſam für die Urgeſchichte unſerer politiſchen Poeſie in Anſpruch zu nehmen.

Dem Umfange nach gewinnen wir dabei freilich nichts. Denn weder wiſſen wir irgend etwas Genaueres über dieſe Lieder, noch wird es jemals möglich ſein, aus jenen blos ſtoffflichen Fragmenten, welche wir bei den Geſchichtſchreibern finden, uns ein nur einigermaßen deutliches Bild von ihrer poetiſchen Natur und Wirkung zu verſchaffen; nur vermuthen läßt ſich, daß ſie, wie uns von den Liedern zu Ehren Armins ausdrücklich berichtet wird, zum größten Theil Loblieder und Siegsgeſänge geweſen ſind. Was wir aber wirklich dabei gewinnen, iſt dies: daß bei uns Deutſchen die Poeſie bereits da, wo wir ihre erſte leiſe Spur mehr ahnen als erblicken, den großen öffentlichen Zuſtänden, den Begebenheiten des nationalen Lebens zugewendet iſt und daß eine Theilnahme des Volks an ihnen und der poetiſche Ausdruck dieſer Theilnahme, das hiſtoriſch-politiſche Gedicht, uns bei unſern Vorfahren bereits ſo früh begegnet, daß wir dieſen Trieb wohl als einen urſprünglichen und angeborenen, als ein nationales Eigenthum unſers Volkes betrachten dürfen. Kein Druidenſtamm, keine Kaſte von Sän-

Digitized by Google

gern oder Prieſtern (vgl. jedoch Gervinus I., p. 20. 22), die die Kraft des Geſanges einſeitig im Dienſte ihrer Myſterien abnutzten, läßt ſich bei unſern Vorfahren nachweiſen: ſondern Allen gemeinſam, iſt das deutſche Lied auch für Alles berechtigt; donnernd, wie das Brauſen des Meeres, läuft es vor den geſchloſſenen Reihen der Schlachtordnung, es würzt die Luſt des Bechers, es überlebt das Grab der Geſtorbenen, alles Höchſte und Herrlichſte, die Siege der Ahnen, den Ruhm der Helden, jede große und ſtolze Erinnerung, die das Herz des Mannes erhebt und es ſtark macht auch zum Tode, iſt der Inhalt des älteſten deutſchen Liedes.

Nicht lange blieb dies ſo. — Es iſt der Beruf und die welthiſtoriſche Aufgabe des deutſchen Volkes, ſeine urſprünglich eigene Natur für eine aufgedrungene fremde Bildung anſcheinend hinzugeben, in der That aber in dieſem Verluſt und dieſem Verzichten auf ſich ſelbſt ſich ſelbſt erſt recht wiederzufinden und aus jeder Kriſis dieſer Art ſowohl ſich ſelbſt, als die nun zum Eigenthum gewordene fremde Cultur einer höheren Stufe der Entwicklung zuzuführen: einem Strome gleich, der ſich einige Zeit in die Tiefen der Erde verliert und dann Gold führend wieder zu Tage bricht. Dieſe Aufgabe, an die wir uns wohl oft erinnern mögen, theils um uns über manchen Unglimpf unſerer Beurtheiler zu tröſten, theils aber und ganz beſonders, damit wir nicht bei ihrer einen erſten Hälfte allein ſtehen bleiben, begann für das deutſche Volk ſchon damals, als es ſeine heidniſche Urſprünglichkeit gegen das Chriſtenthum und deſſen Gefolge, die römiſche Bildung, austauſchte. Die Erziehung und Bil-

Digitized by Google

dung des Volkes fiel nun wesentlich in die Hände derjenigen, die ihm das neue Heil zugeführt hatten, in die Hände der Geistlichen. Die heidnischen Tugenden mußten den christlichen weichen; der Muth mußte zur Demuth werden, die Lust an tollkühner Wagniß, an Schlachtgewühl und kriegerischer That gab der Entsagung, dem Gebet und der Uebung kirchlicher Pflichten Raum; die ganze Richtung des Volkes ward innerlicher und von der Welt zurückgezogen. Rechnen wir dazu die unveränderte Epoche der Geschichte: jene gewaltigen Völkerströme, die ganze Nationen ergriffen und jeden Einzelnen von ihnen, mit Weib und Kind, mit Hab' und Gut, mit Sprache und Vaterland, in das Gewühl der Weltbegebenheiten geschleudert hatten, waren zu Ende; feste und geordnetere Staatszustände machten die rohen Vorzüge der früheren Bildung entbehrlich, es bedurfte nicht mehr, wie bisher, einer Nation von Helden, die einzig dem Kriege lebten, die sich mit Ketten in der Schlacht aneinanderschlossen und denen keine größere Schmach bekannt war, als den gefallenen Anführer zu überleben: sondern schon bedurfte es eines fest angesiedelten, beruhigten Volkes, in welchem sich schon die Elemente des Staats, der Stoff und Keim des künftigen Bürgerthums entwickelte.

Es konnte nun nicht ausbleiben, daß diese Aenderung in den Grundlagen des nationalen Daseins nicht auch auf den poetischen Ausdruck desselben, auf die Entwicklung also der deutschen Poesie, eine entschiedene und tief eingreifende Wirkung geäußert hätte. Zu dem, was hier unmittelbar aus den Verhältnissen selbst floß, trat noch, als eine besonders wirksame Macht, der Einfluß der Geistlichen hinzu. Ihnen war es nicht genug, daß durch das Christenthum der gesammte Inhalt, die

Digitized by Google

ganze Denk- und Anſchauungsweiſe des Volkes verwandelt und damit die Rückkehr der früheren Zuſtände von vorn herein unmöglich gemacht war; ſie wollten auch dem, was als ein Reſt und Andenken des früheren Daſeins im Volke noch übrig war, nicht einmal Zeit gönnen zu welken, wie ein Baum nothwendig welken muß, dem man die Wurzeln abgegraben: ſondern mit Stumpf und Stiel wollten ſie jede Erinnerung der heidniſchen Zeit ausgerottet, jede Spur unſers Heidenthums vernichtet wiſſen. So verfolgten ſie namentlich jene Lieder, von denen wir oben geſprochen haben, wiewohl es ihnen nicht leicht geworden zu ſein ſcheint, dieſelben völlig zu unterdrücken. Das Volk hielt feſt an ſeinen alten Geſängen, gleich als wüßte es, daß ſie bald das Einzige waren, was ihm von ſeiner urſprünglichen Natur geblieben: und ſelbſt einzelne Geiſtliche ſcheinen der wilden lebensfriſchen Sirene des heidniſchen Geſanges nicht immer widerſtanden zu haben. Wilhelm Wackernagel, in ſeiner Ausgabe des Weſſobrunner Gebetes, p. 25—29. hat eine Anzahl hierher gehöriger Stellen aus den Beſchlüſſen der Concilien und den Capitularien der fränkiſchen Könige geſammelt. Sie zeigen ſämmtlich, einmal, mit welchem Eifer und welcher Vorſicht die Geiſtlichkeit alle Poeſie, die unmittelbar aus dem Volke hervorging, als einen Niederſchlag heidniſcher Elemente zu unterdrücken ſuchte, und anderntheils darf man aus der oftmaligen Erneuerung dieſer Verbote auch auf die Hartnäckigkeit ſchließen, mit der das Volk ihnen widerſtand, oder richtiger: auf die Langſamkeit, mit der es ſich von dem Nachhall ſeiner früheren heroiſchen Zeit entwöhnte. Ja die Geiſtlichen gingen noch weiter: die deutſche Sprache ſelbſt ſuchten ſie, zum Wenigſten in der Poeſie, zu unterdrücken, und die lateiniſche, als das officielle Organ der Kirche

Digitized by Google

(vgl. Hoffmann von Fallersleben's Geschichte des deutschen Kirchenliedes, p. 9.) und die Trägerin der christlich-römischen Bildung, an ihre Stelle zu setzen; nur „für den kirchlichen Gebrauch ward die deutsche Sprache allerdings sogar ermunternd zugelassen." (Wackernagel a. a. O. p. 26. Anm.) Mit Einem Wort: wohin wir in dieser Zeit blicken, finden wir den Einfluß und die Thätigkeit der Geistlichen; das religiöse Interesse ist das ausschließliche Interesse, die bewegende Macht der Zeit, neben der alles Andere unberechtigt wird; die ganze Haltung des deutschen Lebens in jener Zeit haben wir uns ernst und streng zu denken, von der Weltlichkeit abgewandt, auf das Göttliche, Jenseitige allein gerichtet, ein stilles kaltes Morgendämmern, aus welchem sich erst spät die Sonne des Tages und der That erhob.

Wir wollen hier einen Augenblick verweilen, um uns über die Berechtigung klar zu werden, welche diesem Verfahren der Geistlichkeit zu Grunde lag. Denn in der That hat es nicht an solchen Beurtheilern gefehlt (selbst Wackernagel a. a. O. scheint von diesem Irrthume nicht ganz frei zu sein), die der Geistlichkeit den Untergang unserer ältesten Dichtung als eine Schuld anrechneten und überhaupt auf das Christenthum und die römische Bildung scheel sahen, weil sie unsre Ursprünglichkeit verdorben und uns der Möglichkeit beraubt haben, uns, so zu sagen, an den Incunabeln unseres Daseins antiquarisch zu ergötzen. Aber wer will in Abrede stellen, daß das Christenthum und die römische Bildung, gegen das germanische Hei-

Digitized by Google

denthum und die rohe Natürlichkeit unſerer Vorzeit gehalten, unermeßlich höhere, unermeßlich berechtigte Potenzen waren? Die Idee des Chriſtenthums, wenn wir es entkleiden von ſeinen hiſtoriſchen Umgebungen und Verpuppungen, iſt zuletzt nichts anders als die Idee der Freiheit; ſolchergeſtalt trägt es alle künftigen welthiſtoriſchen Entwicklungen in ſich, wie der Keim die Frucht, und ſeine Verwirklichung, als die Verwirklichung der Freiheit, iſt die große Arbeit der Geſchichte. Nur diejenigen Nationen, die an dieſer Arbeit Theil nahmen, dürfen auf die Haltung hiſtoriſcher Nationen Anſpruch machen. Daher indem das Chriſtenthum zum Inhalt des deutſchen Volkes gemacht, indem dieſer Keim unendlicher Entwicklung in uns gelegt ward, wurde die Nation ſelbſt der Geſchichte erſt eigentlich und für immer gewonnen. Die römiſche Bildung hat dabei die Bedeutung, daß wir uns durch ſie auch mit der Vergangenheit vermittelt haben; wie das Chriſtenthum die Zukunft, ſo hat ſie uns die Vergangenheit zum Eigenthum gemacht und dadurch auch ihr, in uns, eine weitere lebendige Entwicklung, ein unſterbliches, fruchtbringendes Daſein bereitet. Man wird uns einwenden, daß dies Alles, weil es nothwendig war und geſchehen mußte, geſchehen ſein würde, wie es geſchehen iſt, auch wenn die Geiſtlichen weniger eifrig gegen die Reſte unſerer nationalen Dichtung zu Felde gelegen und weniger einſeitig immer nur das Chriſtenthum und die römiſche Bildung im Auge gehabt hätten. Und freilich iſt das wahr: aber man verlange doch nur von der Weltgeſchichte kein antiquariſches Wohlgefallen, kein patriotiſches Intereſſe, kein ſentimentales Mitleid für die Ueberreſte einer Epoche, die ſie eben beſchäftigt iſt durch eine neue Epoche zu vernichten. Die Geſchichte geht nun einmal

Digitized by Google

nicht anders als überall in Extremen; nicht was ſie ſoll, ſie thut, was ſie kann, ſie begnügt ſich nicht mit dem, was ſcheinbar, zur Erreichung ihres nächſten Zweckes, allein zu thun nöthig wäre, ſondern ſie geht darüber noch hinaus, ſie wagt und thut das Aeußerſte, ſie kehrt die Schneide ſcharf nach außen und erſchöpft die ganze Kraft einer neuen Richtung, die eben durch dieſelbe Energie (oder, wenn man es mit einem harten Worte ſagen will, die Uebertreibung), durch die ſie ſiegt, zugleich die ſittliche Schuld begeht, durch welche auch ſie wieder, als ein Unberechtigtes, der Vergangenheit anheimfällt und einer neuen Richtung weichen muß, welche es wiederum nicht anders macht.

Und ſo iſt das Drama der Geſchichte eine ewige Oreſtie, ein ewiger Kampf des Kindes gegen ſeine Mutter, der Gegenwart gegen die Vergangenheit. Eine Verſöhnung aber dieſer ſtreitenden Mächte und ſogar ein liebevolles Eingehen der Gegenwart auf die Vergangenheit wird da erſt möglich, wo die letztere der erſtern bereits ſo fern getreten iſt, daß die Fäden, die von ihr zu uns herüberleiten, uns nicht mehr unmittelbar fühlbar ſind. Erſt wenn die Vergangenheit ſich für unſer Gefühl völlig von uns abgelöſt hat, wenn wir uns emancipirt wiſſen von ihr und nichts mehr von ihr zu fürchten haben, dann erſt kann es geſchehen, daß wir uns zuerſt mit Verwunderung, dann mit Theilnahme und endlich mit Liebe unſerer Vergangenheit wieder zuwenden und ſie uns durch ein ideelles Band näher rücken, ſeitdem uns kein praktiſches mehr an ſie bindet. Es iſt wie mit den meiſten Menſchen: man liebt ſie erſt, wenn ſie todt ſind.

Auch dies iſt eine Lehre, die wir uns oft wiederholen mögen und die namentlich diejenigen beachten ſollten, die durch ihre Stellung darauf angewieſen und ſogar genöthigt ſind, un-

Digitized by Google

mittelbare Werkzeuge der Entwicklung zu ſein. Sie lehrt uns, daß, um eine hiſtoriſche Macht zu repräſentiren, man vor Allem den Muth haben muß, mit der Vergangenheit abzuſchließen. Man muß der Sohn ſeiner Thaten ſein wollen und nichts weiter: man muß ſelbſt ſtehen und ſelbſt anzufangen wiſſen. Wer ewig nur an der Krücke der Vergangenheit einherhumpeln will, der wird niemals das flüchtige Glück der Zukunft erreichen. Wer ewig nur an den weggeworfenen Hülſen der Vergangenheit knaupelt, dem werden die Zähne ſtumpf und den ſchönen Kern der Gegenwart findet er ja doch in der welken Schale nicht. Dieſen Muth freilich verleiht allein das Bewußtſein eines großen und werthvollen Princips, eines ſolchen Princips, das uns nicht ſinken läßt, auch wenn wir fallen, das uns erhebt über die Qual des ſittlichen Conflictes, und das uns, auch wenn wir untergehen, zum wenigſten keinen gemeinen Tod, nicht wie den Dieb am Strick, ſondern tragiſch, am Unrecht des Rechtes ſterben läßt. Sie lehrt uns ferner, daß es bedenklich iſt, mit der Vergangenheit ſchön zu thun, ſo lange die Gegenwart ihr noch ſauer ſieht, z. B. mit dem Mittelalter zu liebäugeln, ſo lange die moderne Zeit noch nicht zu ihrer freien und wahren Exiſtenz gekommen iſt, die Vergangenheit zu füttern, ſo lange die Gegenwart noch hungert, und Todte zu behängen, wo die Lebendigen nackt gehen. Und endlich auch das lehrt ſie uns, daß man nicht gleich Feuer ſchreien ſoll, wenn es wo brennt; das mögen die Nachtwächter thun — aber nicht Staatsmänner und Hiſtoriker.

Doch kehren wir zu unſerem Thema zurück. — Die Geiſtlichen, indem ſie damals das ganze deutſche Leben ausſchließlich auf die religiöſe Ausbildung bezogen, handelten alſo in ihrem Recht und gehorchten dem Genius der Zeit, deſſen Willen es

Digitized by Google

war, das Chriſtenthum und die römiſche Bildung für uns Deutſche zu erwerben; ſie handelten auch in ihrem Recht und handelten vernünftig, wenn ſie Alles, was dieſem Zwecke nicht unmittelbar entſprach oder gar ihm hinderlich zu werden drohte, bei Seite liegen ließen oder gewaltſam unterdrückten. So auch mit jenen Reſten der deutſchen Dichtung. Wir mögen jetzt bedauern, daß es nicht anders geweſen, aber wir ſollen auch eingeſtehen, daß es nicht anders hat ſein können. Wir ſollen von jenen Geiſtlichen nicht das Intereſſe, nicht die freudige Ueberraſchung verlangen, mit denen jetzt wir in jenen erſten leiſen Fäſerchen, in jenen ſchwankenden Halmen die Wurzel erkennen, aus der ſich die geſicherte Blüthe unſeres gegenwärtigen Daſeins entwickelt hat. Für ſie war das damals keine Wurzel, es war ein Schlingkraut, ein verderbliches Gewächs, das die freie Entfaltung, das glückliche Gedeihen ihrer Saat zu verhindern drohte — darum hieben ſie es um. Und angenommen, ſie hätten es anders gewollt — was für ein Leben hätten ſie jenem alten Geſange damals nur gewähren können? welche Nahrung war es möglich ihm zuzuführen? wo war der Boden, der ihn erzeugen, wo die Luft, die ihn nähren, wo die Sonne, die ihn groß ziehen konnte? „Wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach" — wo das Leben aufgehört hat, kann kein Gott mehr die Dichtung friſten. Haben wir nicht das Beiſpiel Karls des Großen? Er hat verſucht zu leiſten, was unterlaſſen zu haben wir den Geiſtlichen jener Zeit zum Vorwurf zu machen pflegen: er hat aus patriotiſch-antiquariſchem Intereſſe geſammelt und abgeſchrieben und aufgeſpeichert — was hat er erreicht? wo iſt ſeine Sammlung geblieben? Die Welle der Zeit macht es umgekehrt wie die

Digitized by Google

Welle des Stroms: ſie läßt die Leichen zu Grunde fahren und trägt nur das Lebendige. Mit Recht daher hat man geſagt, daß es das Weſen ſolcher älteſten Volkslieder iſt, unterzugehen (vgl. Gervinus a. a. O. p. 24. und den trefflichen Ausſpruch von Fauriel, den er daſelbſt citirt, Note 6.), und alſo ſollte man aufhören, ungehalten zu ſein auf diejenigen, die nichts gethan, als daß ſie dieſen Liedern zur Verwirklichung ihres Weſens verholfen haben — mögen auch ſie ſelbſt nicht gewußt haben, was ſie thaten. Denn das iſt zwar ein unwürdiges, doch ein ſehr allgemeines Loos.

Womit unter dieſen Umſtänden die deutſche Literatur, von der erſt jetzt die Rede ſein kann, ſeit ſie unter den Händen der Geiſtlichen ihren ſchriftgemäßen Ausdruck findet, ſich beſchäftigt und welche Farbe ſie annimmt, das läßt ſich aus dem eben Beſprochenen leicht vermuthen. Ueberall iſt die Literatur der Spiegel des Lebens: und ſo finden wir auch hier beinahe ausſchließlich nur eine geiſtliche, mönchiſche Literatur, deren unmittelbare Ergebniſſe, in Ueberſetzungen und Auslegungen bibliſcher Stücke, in Predigten, Glaubensbekenntniſſen und Beichtformeln (vgl. Wackernagel a. a. O. p. 27, Anm.) allerdings von geringſtem Werthe ſind, die wir aber dennoch wegen ihres förderlichen Einfluſſes auf Erweiterung und Bildung des Sprachſchatzes nicht hoch genug anſchlagen können. Dieſer philologiſche Geſichtspunkt iſt es, den man bei Beurtheilung dieſer Epoche feſthalten muß, um nicht einſeitig und ungerecht zu werden. Denn wenn nun auch dieſe älteſten Fragmente, mit ihrer knappen ſtammelnden Sprache, wirklich nur den Eindruck von Schulexercitien

Digitized by Google

auf uns machen, was ist daran zu wundern, da ja die deutsche Nation in der That damals bei den Geistlichen in die Schule ging und Belehrung, Bildung, ja die Sprache selbst von ihnen empfing?

Es ist klar, daß bei diesem Zustande der Dinge an ein Verhältniß der deutschen Poesie zur Politik und im Allgemeinen zu den Ereignissen der Geschichte, eigentlich nicht gedacht werden kann. Das geistliche Interesse herrschte ausschließlich; nichts Anderes durfte neben ihm auftauchen. Das Volk selbst war von der Literatur, weil sie nur eine christlich römische sein sollte, ausgeschlossen und die Muse des Volksgesangs, die einst als Amazone in die Schlacht gegangen war, mußte sich jetzt, eine Märtyrerin, geächtet und verfolgt, in die Einsamkeit flüchten. Die Geistlichen aber, die nun die unbeschränkten Herren der Literatur waren, standen der Geschichte allzufern, als daß die Poesie, welche sie hervorbrachten, einen historischen, oder gar einen politischen Charakter hätte tragen können. Wie das Volk von der Literatur, so waren die Geistlichen von der Geschichte ausgeschlossen; ausdrückliche Verbote (z. B. gleich der Anfang des ersten Capitulare Karls des Großen, v. J. 769: bei Balutius, Capitularia Regum Francorum, Paris. 1677. Band I., Fol. 189, ferner 164, 518 und öfters), deren oftmalige und dringende Wiederholung eine gewisse Renitenz von Seiten der Geistlichen vorauszusetzen nöthigt, untersagten ihnen den Gebrauch der Waffen und die persönliche Theilnahme an allen stürmischen Bewegungen der Zeit. In die strenge Zucht ihrer Klöster eingeschlossen, beschäftigt mit Singen und Beten, mit Glossiren und Uebersetzen, durften und konnten sie keine Aufmerksamkeit auf dasjenige verwenden, was außer-

Digitized by Google

halb ihrer Zelle vorging, auch so bewahrheitend, daß ihr Reich nicht von dieser Welt.

Aber daß wir nicht zu viel behaupten: auch schon in jener Zeit, so gut wie jetzt, gab es Geistliche, die sich in die Angelegenheiten des Staates zu mischen und bei Fürsten und Königen eine politische Rolle zu spielen suchten; ja sie mußten damals in diesem Bestreben noch glücklicher sein als jetzt, je ausschließlicher damals sie allein sich im Besitze aller Bildung und Kenntniß befanden und je mehr sie, bei Vornehmen und Geringen, der unbeschränktesten Hochachtung genossen. Allein wo es auch geschah und so oft auch Geistliche es waren, die die Zügel der Gewalt factisch in den Händen hatten, so konnte doch aus dieser versteckten, schleichenden, zum Höchsten amtlichen Thätigkeit sich kein politisches Pathos, kein freies historisches Bewußtsein entwickeln, das zu einem politischen Liede begeistert hätte.

So beschränkt sich diese Literatur der Geistlichen, der Hauptsache nach, zunächst auf das Zurechtschweißen und Schmieden des spröden altdeutschen Sprachstoffes zum kirchlichen Gebrauch und sodann auf die Bearbeitung religiöser Stoffe, für die sie theils Sprache und Form des römischen Kunstepos, theils, wie Otfried und die Evangelienharmonieen, die jugendliche deutsche Sprache in Anwendung brachten. Und erst nachdem diese Stoffe erschöpft waren, gingen sie über den ihnen zunächst liegenden eigenthümlichen Kreis hinaus und ergriffen theils die Reste alter Volkssagen, denen sie, wie sie vorher den christlichen Stoffen gethan und was damals der Mechanismus der Dichtkunst war, das Gewand der römischen Kunstpoesie anlegten (vgl. die von J. Grimm u. A. Schmeller herausgegebenen lateinischen Gedichte des X. u. XI. Jahrhunderts), theils Ereignisse und Per-

Digitized by Google

ſonen der Zeitgeſchichte. Bei dieſem Letztern leiſteten ſie, was ein Menſch leiſten kann, der ſich zur Geſchichte vollſtändig theilnahmlos, nur als ein müßiger Zuſchauer verhält: ſie brachten die Thaten der Könige und Kaiſer in lateiniſche Hexameter, gute oder ſchlechte, ſie ſchrieben auf und referirten, ſie wurden die Panegyriker und Hofpoeten ihrer Zeit. Und was ſollten ſie auch weiter thun als loben, da ihnen das Spotten ja überdies ausdrücklich verboten war? (vgl. Wackernagel, Weſſobr. Geb. p. 29. Anm. 2.)

Solcher Gedichte, beſonders lateiniſcher, gab es eine große Menge, „ſie waren" (ſagt Gervinus a. a. O. p. 85) „in der ſächſiſchen und fränkiſchen Zeit ganz an der Tagesordnung." Auch ſind viele von ihnen uns erhalten und zum Theil, als hiſtoriſche Quellen, von nicht unbedeutendem Werth. So namentlich von der bekannten Nonne Hroswitha (vgl. Erhard's Geſchichte des Wiederaufblühens der wiſſenſchaftlichen Bildung, vornehmlich in Teutſchland, bis zum Anfange der Reformation, 1827. I. p. 141) giebt es ein Lobgedicht auf Otto den Erſten, das neuerdings in Pertz' Monumenta VII, p. 410 wieder abgedruckt iſt. Ferner ein lateiniſcher Leich (vorausgeſetzt nämlich, daß es ein ſolcher iſt: ſ. Lachmann im Rhein. Muſ. für Philologie, III. Jahrg. 1829. p. 432 fg. und dagegen Soltau, Einhundert deutſche hiſtoriſche Volkslieder, p. 29. fg., wo auch das Gedicht ſelbſt zu finden iſt) auf die drei Ottonen, beſonders Otto des Erſten Sieg über die Ungarn. Von vorzüglichem hiſtoriſchen Werth iſt Günthers, eines deutſchen Geiſtlichen aus dem zwölften Jahrhundert, Ligurinus, ein Gedicht von zehn Geſängen, in welchem er die Thaten Kaiſer Friedrich des Erſten in Ligurien verherrlichte, ſowie ſein Soly-

Digitized by Google

marius, deſſen Gegenſtand der Kreuzzug Kaiſer Konrads des Erſten iſt: ſ. Koch's Compendium I, 95. 96. Bouterwek, Geſch. d. deutſch. Poeſie und Beredſamkeit, I, 58. Erhard, a. a. O. p. 142. Ferner Wippe's, des Kapellans Heinrich des Dritten, Panegyricus ad Henricum III. Imperatorem: vgl. Stenzel's Geſch. der fränkiſchen Kaiſer, II. 41. Gervinus, a. a. O. und Gräſſe, Lehrbuch der Literaturgeſch. II, 1. 1. p. 362 — und Aehnliches, worüber man J. Grimm im zweiten Band der Altdeutſchen Wälder und in der mit Schmeller veranſtalteten Sammlung, deren wir bereits gedacht haben, auch Soltau, im Anfange des genannten Werks, vergleiche.

In all dieſen Gedichten, inſofern die Nachahmung der römiſchen Kunſtpoeſie ſie nicht vollſtändig beherrſcht und den eigenthümlichen Charakter ihrer Zeit verwiſcht, iſt das hiſtoriſche Element durch das geiſtliche gleichſam gebunden. Dieſes gibt den Ton an, es führt die leitende Stimme, es iſt die Summe, in der die einzelnen Poſten der geſchichtlichen Ereigniſſe zuſammengezogen werden. Um unſern Leſern dies an einem Beiſpiel zu zeigen, wollen wir ſie beſonders auf das Gedicht aus dem elften Jahrhundert aufmerkſam machen, welches bei Soltau, a. a. O. p. 29 ff. mitgetheilt iſt, und von dem wir für diejenigen, die das Soltau'ſche Buch nicht gleich zur Hand haben, einige Bruchſtücke hier in der Note beifügen wollen. *) Es iſt

*) Das Gedicht, bei Soltau „Tod Konrad des Saliers" überſchrieben, findet ſich, wie ebendaſelbſt bemerkt wird, urſprünglich in einer Handſchrift der Bibliothek zu Cambridge, und ward darnach in J. G. Eccard's Veterum monumentorum quaternio. Lips. 1720 f. p. 56 f. abgedruckt. Es fängt an:

Qui vocem habet serenam, hanc proferat cantilenam
De anno lamentabili et damno ineffabili.

ein Gedicht auf das Unglücksjahr **1039**, das besonders durch den Tod des Kaisers Konrad des Sallers selbst, sowie durch andere zahlreiche und namhafte Sterbefälle ausgezeichnet war. Man beachte nun wohl, wie in diesem Gedichte der hymnenartige, religiöse Refrain, das Gebet: „Rex Deus, vivos tuere, et defunctos miserere", das sich auch schon durch einen strengeren Rhythmus vor dem Uebrigen auszeichnet, immer wiederkehrend, über die trockne Aufzählung der geschichtlichen Ereignisse gleichsam sich emporschwingt. Es ist die eigentliche Lebensader des Gedichtes, der Träger seines Pathos, das nur in der religiösen Sphäre zur Erscheinung kommt. Das Gedicht erhält dadurch einen gewissen kirchlich dramatischen Anstrich: in den einförmigen, kargen Vortrag des Historikers bricht schwungvoll der Refrain des Geistlichen, wie ein Chor, wie das Gebet, die Litanei einer

---

Dolet omnis homo, forinsecus et in domo,
Suspirat populus dominum, vigilando et per somnum.
Rex Deus vivos tuere et defunctis miserere.
Anno quoque millesimo nono atque tricesimo,
De Christi nativitate nobilitas ruit late,
Ruit Caesar caput mundi, et cum illo plures summi,
Occubuit Imperator Cunradus legum amator.
Rex Deus vivos tuere et defunctis miserere.
Eodem vero tempore occasus fuit gloriae,
Ruit stella matutina Gunnild regina:
Neu quam crudelis annus, corruerat Herimannus,
Filius Imperatricis, Dux timendus inimicis
Ruit Kuono Dux Francorum et magna pars ingenuorum.
Rex Deus vivos tuere et defunctis miserere.
Imperatoris gloria sit nobis in memoria
Ac frequentiore mentione vivat vir indolis bonae,
Et praeclara fama post mortem vitae praestet hunc consortem.
Rex Deus vivos tuere et defunctis miserere. sqq.

Und so kehrt der Refrain noch fünfmal wieder.

Digitized by Google

verſammelten Gemeinde hinein; von den Unglücksfällen und Trübſalen der Welt werden wir immer wieder abgerufen und hingewieſen auf den, ohne deſſen Schutz die Lebenden, ohne deſſen Erbarmen die Todten verloren ſind, und der allein den ewig ruhenden, ewig ſichern Mittelpunkt in dieſer Welt des Elends und der Hinfälligkeit bildet. — Aehnlich, wiewohl in ihm die beiden Elemente des Hiſtoriſchen und des Geiſtlichen weniger ſcharf auseinander gehalten ſind und namentlich das Geſchichtliche in dem Hymnenartigen des Gedichts faſt völlig untergeht, iſt das gleichzeitige Lied auf die Krönung Kaiſers Heinrich des Dritten, das man gleichfalls bei Soltau p. 31. nachſchlage. —

Noch intereſſanter, als dieſe lateiniſchen Gedichte, und namentlich an poetiſchem Werth bei Weitem überwiegend, ſind die wenigen hiſtoriſchen Lieder dieſer Zeit in deutſcher Sprache, über die man in Kürze Koberſteins Grundriß der Geſchichte der deutſchen National-Lit. p. 54. 55. vergleiche. Auch ſie freilich verläugnen den geiſtlichen Stand ihrer Urheber nicht und geben den hiſtoriſchen Kern nichts weniger als rein und unentſtellt: dennoch, gleich als ob aus der jungen lebensvollen Sprache ein Hauch der Jugend und des Lebens auch auf den Verfaſſer ſelbſt übergegangen wäre, erheben ſich dieſe deutſchen Gedichte an Friſche und eigenthümlicher Lebendigkeit bei Weitem über die lateiniſchen Verschroniken, dieſe traurigen Schatten der römiſchen Kunſtdichtung. Vor Allem gilt dies Lob von dem berühmten Ludwigslied, das ein fränkiſcher Geiſtlicher zur Feier des Siegs verfaßte, den König Ludwig der Dritte, ein Sohn Ludwigs des Stammlers, im Jahre 881. bei Saucourt über die Normannen erfocht. Dieſes Lied, von welchem man den beſten Abdruck (nach Hoffmann von Fallersleben's Elnonensia. Mo-

Digitized by Google

numents des langues romane et tudesque dans le IX. siècle, publiés par Hoffmann et Willems. p. 4, 7, 8, 31) in Wackernagel's deutſchem Leſebuch, I, Sp. 105. der zweiten Ausgabe findet, *) zeichnet ſich allerdings durch einen friſchen und ſchwungvollen Ton, durch männlichen Takt und einzelne glänzende Schilderungen aus; für was Alles es dann auch reichliches Lob erfahren hat. Nichtsdeſtoweniger, wenn man es näher betrachtet und namentlich, wenn man es, nach Gervinus geiſtreichem Vorgange (a. a. O. p. 78), mit einem ähnlichen angelſächſiſchen Liede, dem Geſang auf Athelſtans Sieg über die Dänen bei Brunanburg, vergleicht, das unbezweifelt weltlichen Urſprungs iſt, ſo wird Einem wohl fühlbar, in welchem Nachtheil der Geiſtliche, in ſeiner klöſterlich friedlichen Beſchränktheit, ſich überall da befand, wo es ſich um die Auffaſſung eines großen hiſtoriſchen Ereigniſſes, um die ſelbſtändige, eigene That des Mannes, nicht um Wunder, ſondern um Wunden, um Kampf und Schlacht und die höchſte Bethätigung des politiſchen Lebens handelte. Das angelſächſiſche Gedicht iſt in Wharton's history of english poetry abgedruckt; da wir dies Buch im Augenblick nicht zur Stelle haben, und da auch ſo das angelſächſiſche Gedicht nicht Vielen unter unſern Leſern zugänglich ſein dürfte, ſo wollen wir hier wenigſtens die oben erwähnte Parallele von Gervinus herſetzen, die die beiden Richtungen vortrefflich gegeneinanderſtellt und dadurch überhaupt zu einem Schlüſſel für den angedeuteten Unterſchied der geiſtlichen und weltlichen Auffaſſung wird. „In dem angelſächſiſchen Liede", ſagt er, „verſetzt der Dichter den Hörer unmittelbar in die Schlacht, zwiſchen geſpal-

*) Doch vergleiche auch die lehrreiche Zuſammenſtellung bei Soltau a. a. O. p. 3.

tene Schilde und geſtürzte Banner, mitten in den Sieg, welchen das Brüderpaar erſicht, denen auch hier, wie dem Ludwig im deutſchen Geſange, von den Ahnen angeboren iſt, des Vaterlandes tapfrer Schutz und Schirm zu ſein. Im deutſchen Liede aber führt der Dichter den Sieger erſt als einen Diener Gottes ein, als einen der Gnade Gottes beſonders Empfohlenen, als einen Gottesvaſallen auf dem Frankenthrone. Der Himmel darauf ſendet ſeinem Erkorenen Unglück zur Prüfung, den Einfall der Normannen, und, was noch pfäffiſcher klingt, moraliſchen Verderb, Raub, Lug und Verrath. Chriſtus war erzürnt; der Herr beruft ſeinen Auserwählten und beurlaubt ihn, er tröſtet ſeine Geſellen mit Gottes Rath und Hilfe, er verſpricht Lohn den Siegern und Sorge für der Gefallenen Wittwen und Waiſen. Er zieht aus, er ſieht die Normannen, Gott Lob, ruft er, er ſieht, was er begehrte; er reitet kühn, er ſingt ein heiliges Lied, Alle zuſammen ſingen Kyrie eleiſon. Nun erſt folgt in einer ſchönen und gehobenen Stelle eine kurze Beſchreibung der Schlacht ſelbſt *), die das ganze angelſächſiſche Lied füllt, die

*) Sang uual giſungan.
Uuig uual bigunnan.
Blut ſkein in uuangon.
Spilodun ther urankon.
Thar uaht thegeno gelih.
Nichein ſoſo hludwig.
Snel indi kuoni.
Thaz unal imo gekunni.
Suman thuruh ſkluog her.
Suman thuruh ſtah her.
Her ſkancta cehanton.
Sinan ſian: : :
Bitteref lideſ.
So uue hin hio theſ libeſ.

Digitized by Google

uns dort mit den Theilen des siegenden und besiegten Heeres bekannt macht, mit den Führern und Erschlagenen, die die Fliehenden und Verfolgenden begleitet, die Sieger und Besiegten heimführt; und wo der Deutsche am Schluß fromm ein Sieges-Tedeum anstimmt, jubelt der Angelsachse, wie der Ragnar Lodbrockgesang oder der Araber Taabbadta Scharran, daß Raben und Adlern und Wölfen auf dem Schlachtfelde ein Mahl bereitet sei; und wo der Deutsche ein Meßgebet zum Schluß gibt, blickt jener auf die Thaten der Ahnen stolz zurück und verkündet, daß keine solche Schlacht gekämpft ward, seit die Sachsen die Briten besiegt und das Land erobert hätten." *)

Ferner hat man noch einen halb lateinischen, halb deutschen Leich auf Otto den Großen, der eben durch diese Zusammensetzung seinen geistlichen Ursprung unverkennbar an den Tag legt. Im Ton hat er einige Aehnlichkeit mit dem Ludwigsliede, doch steht er ihm an Lebendigkeit und Fülle nach, wie denn auch schon die zusammengeflickte Form kein reines Wohlbehagen zuläßig macht. Vergl. den durch Wackernagel verbesserten Abdruck in Hoffmann's Fundgruben I, 340. und Soltau

*) Gervinus nennt das Gedicht schließlich, möge es nun im Ganzen die Arbeit eines Geistlichen oder nur durch die Hände eines solchen gegangen sein, einen „durchaus volksmäßigen Gesang." Gewiß kann man dem beistimmen, nämlich insofern das Gedicht einen durchaus geistlichen Charakter hat, dieser geistliche Charakter aber damals allerdings der zeitgemäße und volksthümliche war. Denn anders und in dem gewöhnlichen Sinne gefaßt, wonach volksthümliche Poesie einen Gegensatz zur Kunst und hier speciell zur geistlichen Poesie bildet, würde unseres Bedünkens von Volksthümlichem im Ludwigslied nichts zu spüren sein, als höchstens jene Schilderung der Schlacht, der allenfalls irgend eine volksthümliche Reminiscenz zu Grunde liegt.

Digitized by Google

a. a. O. p. 15. Auch Gervinus erwähnt ſeiner, wiewohl nur ganz flüchtig: p. 79 Note 63.

Endlich verdient hier auch noch der vielgerühmte Lobgeſang auf den heiligen Anno, Erzbiſchof von Köln, (ſtirbt 1075) unſre Aufmerkſamkeit: vgl. Koberſtein, p. 147. Gervinus I, 157. fg. Das Gedicht ſelbſt findet ſich, außer bei Schilter, auch bei den Gedichten ſeines erſten Entdeckers, Martin Opitz, in den Ausgaben Breslau, 1639. und Zürich, 1755. Nicht zwar, als ob der Lobgeſang auf den heiligen Anno auf irgend eine Weiſe ein politiſches Gedicht zu nennen wäre, ſondern wir erwähnen ihn hier nur um ſeiner epiſchen Digreſſionen willen und weil er zeigt, wie die Geiſtlichen allmälig, wenn auch nicht für die Geſchichte ihrer Zeit, ſo doch für die Geſchichte überhaupt empfänglich wurden, wie das Auge, das bis dahin ausſchließlich auf geiſtlichen Gegenſtänden gehaftet hatte, ſich allmälig über die Kloſtermauer hinaus, auch auf das große Theater der Weltgeſchichte richtete, und wie unter den Händen der Geiſtlichen ſelbſt die geiſtliche Dichtung allmälig zur weltlichen erweitert ward. Für die Geſchichte dieſes Uebergangs iſt das Annolied von größtem Intereſſe. Denn ebenſo, wie in dem mitgetheilten Gedicht auf den Tod Konrad des Saliers, das geſchichtliche Element in den Schatten trat gegen das religiöſe, ſo umgekehrt geht hier das geiſtliche Moment des urſprünglichen Thema's in epiſchen Digreſſionen unter. Ja dieſe Digreſſionen, die Schilderung weltlicher, beſonders kriegeriſcher Ereigniſſe *), die Erzählung von Kaiſern

*) Wie die berühmte Schilderung der Schlacht von Pharſalus:
Oy wi di wâſini clungin,
da di marih cisamini sprungin!
herehorn duzzin,

und Königen, von weltlichen und heidnischen Abenteuern, führen uns so weit ab von dem eigentlichen Thema und lassen dies so sehr wie zu einem zufälligen Nebending, einem ungeschickten Auswuchs verschwinden, daß man schwankend werden kann, (vgl. Wackernagel, deutsches Lesebuch, I, Sp. 178, wo Fragmente des Annoliedes ohne Weiteres als Fragmente einer alten Weltchronik mitgetheilt werden) ob dies Gedicht überhaupt noch zu den geistlichen, oder bereits zu den weltlichen, zu den gereimten Weltgeschichten und Chroniken zu rechnen ist. Auch währt es nicht mehr lange, so erblicken wir Geistliche auch als Verfasser solcher Gedichte, denen gar kein religiöses Element mehr zu Grunde liegt, namentlich der eben erwähnten Chroniken, unter denen eine der bedeutendsten, die Kaiserchronik (vgl. Hoffmann's Fundgruben I, 208 fg. 251 fg. Wackernagel a. a. O. Sp. 197, 205. Gervinus I, 154 fg. 165, 169. II, 167) ausdrücklich einem Geistlichen zuzuschreiben ist. Auch die Alexandriaden (vom Pfaffen Lamprecht s. die beredte Schilderung bei Gervinus I, 220 fg.) und nicht weniger die Verbreitung der romantischen Sagenstoffe des Mittelalters gehören hierher.

---

becche bluotis vluzzin;
derde diruntini dunriti,
di helle in gegini glimiti,
da di hêristin in der werelti
suohtin sich mit suertin.
duo gelach dir manig breiti scari
mit bluote birunnin gari.
dâ mohte man sîn douwen
durch helme virhouwin
des rîchin Pompeiis man:
Cesar dâ den sige nam.

Siehe Wackernagel, a. a. O. Sp. 183.

All dieſe Erſcheinungen deuten auf eine gemeinſchaftliche Kriſis, als deren Zeichen und Folgen wir ſie zu betrachten haben; nämlich darauf, daß das geiſtliche Element, nachdem es Volk und Sprache durchdrungen, und in einſeitiger Herrſchaft ſeine Aufgabe erfüllt hat, nunmehr, wie jeder Sieg auch ein Untergang und jede Frucht zugleich ein Welken iſt, aufhört, das allein berechtigte Element und die eigentliche Lebensluft der Zeit zu ſein. Andere Richtungen, von ihm bisher gewaltſam zurückgehalten und unterdrückt, treten jetzt an ſeine Stelle, aus der vollendeten Herrſchaft der geiſtlichen geht die Entwicklung der weltlichen Richtung hervor — und die Dichtung geht von den Geiſtlichen über zu den Rittern.

Allein ehe wir die Spur des politiſchen Liedes in dieſer neuen Sphäre aufſuchen, wollen wir wenigſtens mit zwei Worten noch auf das Volkslied hinweiſen, das, trotz der Unterdrückung, in welcher es ſich befand, dennoch nicht ganz unterließ, die Geſchichte der Zeit in ſein Gebiet zu ziehen. Koberſtein (a. a. O. p. 55) führt, zum Theil nach den Brüdern Grimm (deutſche Sagen II, p. XI, XII), eine Reihe ſolcher Stoffe an: „Der Sieg der Sachſen über den fränkiſchen Herzog Eberhard bei Ernsburg (912), der Verrath, den Erzbiſchof Hatto an Adelbert von Babenberg verübte, die Heldenthaten und Eigenheiten Kuonos, mit dem Beinamen Kurzbold; von des baieriſchen Erbo Büffeljagd, von den Dienſten, die Biſchof Benno in jüngeren Jahren während der Ungarnkriege Kaiſer Heinrich dem Dritten geleiſtet hatte; vermuthlich auch die Sagen und Lieder über einzelne urſprünglich hiſtoriſche Charaktere, wie Otto den Rothen, Herzog Ernſt von Baiern, Graf Hoyer von Mansfeld" u. ſ. w. Aber es lag in der ſtrengen und eiferſüch-

tigen Suprematie, welche das geiſtliche Gedicht bis dahin geübt hatte, daß dieſe hiſtoriſchen Volkslieder damals keine Dauer und keine poetiſche Vollendung gewinnen konnten. Nur zerſtreut, in einzelnen ſagenhaften Anklängen lebten ſie fort, bis ſie in ſpäterer Zeit, von den Dichtern nachfolgender Geſchlechter, als ein Stoff des Kunſtepos zum Theil wieder aufgenommen wurden.

Wenden wir uns jetzt, nachdem wir geſehen haben, wie die deutſche Literatur unter der Herrſchaft der Geiſtlichen allmälig, wenn auch nicht ein politiſches, ſo doch ein hiſtoriſches Element und mit ihm eine, allerdings noch ſehr lockre und, ſo zu ſagen, noch neutrale Beziehung zu den öffentlichen Verhältniſſen gewonnen hatte, zu der ritterlichen Epoche unſerer Dichtung.

Was uns dabei zunächſt entgegentritt, iſt der Gegenſatz des Standes, der Beſchäftigung und überhaupt aller Lebensverhältniſſe zwiſchen Geiſtlichen und Rittern. Dieſer Gegenſatz erſcheint in der That ſo groß, daß er nicht wohl größer gedacht werden kann. Wir haben im Obigen angedeutet, in welcher Zurückgezogenheit von der Welt, in welcher Entfernung vom Staat und der Geſchichte der Geiſtliche, in der Einſamkeit ſeiner Zelle, in der Abgeſchloſſenheit ſeines frommen Berufes, ſich befand. Gerade die entgegengeſetzte Stellung behauptete die Ritterſchaft. Ihr Urſprung, wie ihre Beſtimmung, waren kriegeriſcher Natur. Aus dem wildeſten Gewirr geſchichtlicher Begebenheiten, aus Kriegszügen und Eroberungen hatte ſich die Grundlage der Ritterſchaft, das Vaſallenthum, entwickelt: und daher auch fernerhin bildet die unmittelbare Theilnahme an dieſen

Digitized by Google

Begebenheiten, der Dienſt des Krieges, die Gefahr der Schlacht, den hauptſächlichſten Beruf und das eigentliche Weſen dieſes Standes. Gerade ſo weit, wie die Geiſtlichkeit durch Amt und Pflicht, durch Sitte und Geſetz von der Wirklichkeit des öffentlichen Daſeins entfernt und ausgeſchloſſen war, ebenſo nah und dringend war der Stand der Ritter dazu berufen und verpflichtet. Alles, was Jenen verboten und verwehrt war: das Recht der Waffen, der Glanz der Hofhaltung, weltliche Macht, Beſitz und Ehre, und über Alles, die holde Gunſt der Frauen, war dieſen nicht allein als ein Recht geſtattet, ſondern zum größten Theil ſogar als eine Pflicht geboten. Wer, wenn er ohne Kenntniß deſſen, was die ritterliche Poeſie faktiſch geleiſtet hat, nur dieſe Stellung der deutſchen Ritterſchaft ins Auge faßt; wenn er die jahrhundertlangen Kämpfe erwägt, in welchen ſie gefochten; wenn er im Geiſt die Schlachtfelder beſucht, auf denen ſie, in mehr als Einem Welttheil, geſtritten; wenn er die kriegeriſche Färbung beachtet, welche das geſammte Leben der Ritter, bis hinunter in ihre nachbarlichen und häuslichen Zuſtände, ihren Zeitvertreib und ihre Ergötzungen durchdringt; wenn er ſich endlich zum Bewußtſein bringt, welchen ungeheuren, welchen unermeßlichen Antheil ſie, als der eigentliche Arm, die thätige Hand jener Jahrhunderte, an jeder Geſtaltung der politiſchen Verhältniſſe haben; wenn er ſich erinnert, wie oft in ihre Treue, ihre Tapferkeit das Schickſal der Könige, ihrer Lehnsherrn, gelegt war und wie untrennbar daher ihre eigene Perſon, ihr eigenes perſönliches Schickſal an die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens und die politiſchen Kriſen ihrer Zeit gebunden war — wer, der dies Alles an ſich vorübergehen läßt, wird demgemäß von den Rittern nicht eine Poeſie erwarten,

Digitized by Google

welche in reicher Fülle, in klarer und frischer Lebendigkeit all diese Zustände wiederspiegelnd, sich namentlich auch der öffentlichen Begebenheiten der Zeit bemächtigt und für das Verdienst der politischen That zugleich das Recht der politischen Dichtung in Anspruch nimmt?

Die Zeit wenigstens, in welche diese Entwicklung der ritterlichen Dichtung fällt, war von der Art, daß sie die Ausbildung einer politischen Poesie nicht allein zu begünstigen, sondern sogar zu fordern und zu gebieten schien. Ein reicher und großartiger Stoff ward vor den Dichtern jener Epoche ausgebreitet; sie waren Mitlebende für eine der größten und bedeutungsvollsten Krisen, sie waren Kinder eines der bewegtesten und glanzvollsten Zeitalter, welche die Geschichte kennt.

Schon oben haben wir bemerkt, wie ungefähr mit dem Eintritt des zwölften Jahrhunderts die geistliche Macht aufhörte, das allein berechtigte und allein wirksame Princip der Zeit zu sein, und wie allmälig, zuerst neben ihm, aber bald genug ihm gegenüber, die weltlichen Mächte zur Geltung und Mitherrschaft gelangten. Diese Revolution, deren Spur wir oben, innerhalb des engen, theoretischen Gebietes der Literatur, in der Aufnahme des weltlichen historischen Elementes in die Poesie der Geistlichen und überhaupt in dem Uebergange der Dichtung von diesen zu den Rittern wahrgenommen haben, ward nun auf eine mannigfache und zum Theil sehr gewaltsame Weise auch in den weiten Kreisen der Praxis, in dem thatsächlichen Gange der Geschichte sichtbar. Die Religion selbst war von dieser Welt geworden. Die idealen Unterlagen des Glaubens und der gemüthlichen Herrschaft genügten der geistlichen Macht nicht mehr; sie wollte selbst eine weltliche Macht

Digitized by Google

werden und wie oben in der Literatur der Geiſtlichen, ſo ward auch hier, im Innern der Kirche ſelbſt, der religiöſe geiſtliche Inhalt durch die hiſtoriſche, die politiſche Tendenz überwogen und verdrängt.

Wir brauchen unſern Leſern nur den Namen der Hohenſtaufen zu nennen, um ihnen ſogleich, mit Einem Worte, ein Bild jenes gewaltigen Kampfes vorzuführen, der, mit einer Erbitterung, ſonder Gleichen, faſt zwei volle Jahrhunderte lang zwiſchen der weltlichen Macht, vertreten im römiſchen Kaiſerthum der deutſchen Könige, und den Päpſten, als dem geiſtlichen Regiment, geführt wurde. Die ganze Zeit nahm an dieſer Kriſis Theil; es zeigte ſich, daß dies nicht ein Kampf war, der vereinzelt und zufällig entſtanden, nur zwiſchen zwei einzelnen Gewalten, zwiſchen den zufälligen Perſönlichkeiten der Kaiſer und der Päpſte geführt ward: ſondern daß er, als eine Entwicklung der Weltgeſchichte ſelbſt, von Allen für Alle geſtritten wurde und daß hier Jeder ſich auf Eine Seite zu ſtellen und bis zur Aufopferung ſeiner ſelbſt ſie zu vertreten hatte.

Keinem lag die Aufforderung hiezu näher, ja Keiner war mehr darauf angewieſen und genöthigt, an dieſem Streit, der eine unverſiegbare Quelle von Kriegszügen, Fehden, Eroberungen ward, einen unmittelbaren und perſönlichen Antheil zu nehmen, als die Ritter. Und zwar in der zwiefachen Beziehung ihres Standes. Nämlich zuerſt als diejenigen, deren Urſprung und Exiſtenz ſich auf den Dienſt des Krieges gründete, gleichſam die geborene Leibwacht der deutſchen Könige; ſodann aber und ganz vornämlich auch in ihrer Eigenſchaft als Vaſallen und Lehnspflichtige entweder unmittelbar des Königs oder anderer Großen, die ſelbſt wieder für all ihr Beſitzthum ſchließlich keinen andern

Digitized by Google

Rechtstitel, als die königliche Belehnung hatten. Und wenn nun die kriegerische Seite ihres Standes nur die Kraft ihres Armes, nur die Schärfe ihres Schwerts in Anspruch nahm, so zog dagegen die Consequenz der Lehnsverhältnisse sie mit Hab und Gut, mit Besitz und Macht, ja mehr als das: mit der eignen Ehre, dem Herzen, dem Gewissen selbst in diesen Kampf der Zeit hinein. Denn wie oft, in dem wechselvollen Lauf dieser Kriege, geschah es nicht, daß der Papst, dieser Gott der Erde, der die Schlüssel hatte zu binden und zu lösen und in dessen Hand auch die Herzen, die Gewissen der Menschheit gelegt sein sollten, das erdrückende Gewicht des Kirchenfluches auf das Haupt seines kaiserlichen Gegners schleuderte! Da war das Gebäude der politischen Ordnung, und somit auch das Lehnsverhältniß, in seinen Grundfesten erschüttert: den Königen wurden Gegenkönige gestellt, die Lehnspflicht ward aufgehoben, der Eid der Treue nichtig erklärt, Anhänglichkeit und Gehorsam des Unterthanen wurden zum Verbrechen. Nicht die Edelleute und Fürsten, nicht die Ritter konnten und durften in dieser Krisis thun, was etwa dem leibeigenen Volk, das, an die Scholle gebunden, nicht über die Scholle hinaus zu denken brauchte, oder was den Städten, die mit eigensüchtiger, kaufmännischer Gewandtheit die Zeit der allgemeinen Unruhe für ihren Vortheil, zur Sicherung ihres jung aufblühenden Wohlstandes benutzten, zu thun erlaubt und möglich war. Nämlich nicht, wie diese, durften die Ritter den großen, weltbewegenden Kampf nur als ein Schicksal über sich ergehen lassen, sie konnten nicht wie diese, sich bloß duldend verhalten und ohne eigenen Willen nur immer dem angehören, der sie zu behaupten die Kraft besaß: sondern für sie ging aus dem politischen Recht auch die

Digitized by Google

politische Pflicht hervor. Dem politischen Gewicht, welches sie in die Wagschale der Entscheidung werfen konnten, mußten sie durch den politischen Willen entsprechen, sie mußten wählen und sich prüfen, in wessen Schale sie es werfen, zu wem sie stehen, für wen sie ihren Arm erheben wollten. So ward das Allgemeine der politischen Entwicklung für sie ein Eignes und Besonderes. Die große Frage der Zeit trat, als eine persönliche, unmittelbar an sie heran und nöthigte sie, einmal zur Einkehr in sich selbst, zur Prüfung des eignen Innern und der eignen Interessen — und dann wieder, was sie gewählt und wohin sie sich entschieden, wurden sie genöthigt, durch die That zu vertreten und mit dem eignen Leib die Partei zu decken, für welche sie sich bestimmt.

Heutzutage freilich denkt man anders: und Mancher, das sehn wir voraus, wird den Kopf bedenklich schütteln und, wenn er gutmüthig ist, uns für jugendlich unerfahrene Schwärmer, ist er aber bösartig, noch für etwas Schlimmers halten, daß wir es hier als ein neidenswerthes, seliges Schicksal preisen, in einer Zeit des Kampfs und der Parteiungen zu leben und sich lebendig, mit allen innersten Kräften, mit dem ganzen Wohl und Weh, persönlich an ihr betheiligen zu dürfen. Man hat sich bei uns ein gewisses Ideal von Friedseligkeit gemacht, in welchem das Wort Partei nur zur Furcht oder zum Gelächter — oder oft auch zu Beidem dient; man hat das Regendach einer gutgesinnten, loyalen Theilnahmlosigkeit über sich gebaut und sitzt da äußerst behaglich und im Trocknen. Man will keine Gegensätze. Jeden Spalt, jeden Riß, der sich öffnet, um den Keim einer künftigen Entwicklung hervorzulassen, überkleistert man und klebt die Kühlsalbe der Unparteilichkeit darauf. Man will sich lieber der kleinlichen Sophisterei der Diplomaten,

Digitized by Google

als der Dialektik des Geistes selbst und den Gegensätzen anvertrauen, in welchen sie sich bewegt. — Gegen diese Ansicht der Dinge mit Gründen streiten, wäre thöricht. Die Zukunft, sei sie fern, sei sie nah — genug, sie wird entscheiden, ob das tausendjährige Reich der Weltgeschichte in der That schon angebrochen ist; sie wird entscheiden, ob allein die Geschichte, dieser Leib Gottes, anders gebaut ist, als die übrigen Leiber alle, die nothwendig zu Grunde gehn und faulen, sobald sie den Kampf und Gegenkampf entbehren, der in jeder Lebensthätigkeit des Körpers, im Athemholen, im Lauf des Blutes, im Schlagen der Adern stattfindet; sie wird entscheiden, ob von allem Lebenden allein die Geschichte fruchtbar werden kann in selbstgenügender Einsamkeit, da sonst zu jeder Zeugung der Gegensatz der Zwei gehört. — Einstweilen aber mag es der Jugend wohl ziemen und ihr unverwehrt sein, eine Zeit glücklich zu preisen und herbeizusehnen, in der die Geschichte nicht hinfließt, unsichtbar und gebunden, wie ein Strom unter dem Eis: sondern wo die Woge des Lebens hoch schäumt und wo der Mann, wo der Dichter für seine That und für sein Lied den fruchtbaren Boden eines geschichtlich bewegten Volkes findet.

Was nun das Zeitalter, mit welchem wir uns hier beschäftigen, und die Entwicklung der ritterlichen Dichtung anbetrifft, so dürfen wir nicht vergessen, neben dem großen kirchlich weltlichen Kampfe auch die Einflüsse der Kreuzzüge in Erinnerung zu bringen. Durch sie wurde dem Abendland der Orient, dies Amerika der mittelalterlichen Welt, aufgeschlossen und gleichfalls ein reicher Strom bewegtesten Lebens in die Adern der Zeit ausgeschüttet. Doch ist diese Wirkung der Kreuzzüge und die geistige Befruchtung des deutschen Lebens, welche von ihr

Digitized by Google

ausging, bereits zu häufig beſprochen, wenigſtens in den Hauptumriſſen zu leicht zu überſchauen, als daß wir uns hier dabei verweilen dürften. Ueberhaupt wenn die Kreuzzüge, die man bei Betrachtung der in Rede ſtehenden Epoche, als das glänzendſte und farbenhellſte Bild, gern in den Vorgrund zu rücken pflegt, hier von uns nur in der zweiten Stelle genannt werden, ſo geſchieht dies, weil nach unſerm Dafürhalten auch das eigentliche Motiv der Kreuzzüge in derſelben geiſtigen Revolution zu ſuchen iſt, die ſich in jenen Kämpfen zwiſchen Papſt und Kaiſer offenbarte und deren eigentliche Natur wir bereits beſprochen haben. Denn dieſer Sehnſucht, auch den irdiſchen Schauplatz der Erlöſung zu betreten und ihn als ein weltliches Beſitzthum inne zu haben, liegt ihr nicht auch dieſelbe Verweltlichung des Geiſtlichen zu Grunde, welche, von beiden Seiten her, ſich in jenen Kämpfen offenbart? Das heilige Grab von Jeruſalem ſoll der Mittelpunkt eines politiſchen Reiches werden, die Dornenkrone wird zur Königskrone: da haben wir kurz und bündig das eigentliche Stichwort jenes großen Kampfes. In dem Bewußtſein der Zeit ging dieſe wahre Bedeutung der Kreuzzüge allerdings nicht auf; vielmehr wurden ſie, die auch ihres Theils nicht wenig zur Verweltlichung und allmäligen Auflöſung der geiſtlichen Intereſſen beigetragen haben, von den Mitlebenden ſelbſt, insbeſondere von den Rittern, die auch hier an der Spitze ſtanden, ausſchließlich im geiſtlichen Sinne aufgefaßt. Unmittelbar daher für die politiſche Bildung und für die Anregung politiſcher Gegenſätze haben die Kreuzzüge an und für ſich nur wenig oder keine Frucht gegeben; namentlich der Eine große Gegenſatz, den ſie darboten, der nämlich zwiſchen Morgen- und Abendland, ward zu einſeitig

Digitized by Google

aus dem religiösen Standpunkt, als Gegensatz zwischen Heiden und Christen aufgefaßt, als daß er sich hätte politisch wirksam erzeigen können. Desto reicher dagegen haben die Kreuzzüge auf die Entfaltung des Gemüthslebens eingewirkt; eine desto glänzendere Farbenpracht haben sie, im Abglanz orientalischer Herrlichkeit, auf das ritterliche Leben und die Dichtung des Mittelalters ausgegossen.

Fassen wir nun dies Alles zusammen: eine Zeit, in der wieder einmal die That höher geachtet wird, als die Beschaulichkeit und in der der Panzer mehr wiegt, als die Kutte; großartige politische Ereignisse, ein Meer von Begebenheiten, Anregungen und Wirkungen; diejenigen, die der Geschichte zum Werkzeug dienen, die Ritter, zugleich das Organ der Dichtung, und so eng in die politischen Schicksale der Welt verflochten, daß diese zugleich ihre persönlichen Schicksale werden — und wir werden mit Grund unsre obige Frage wiederholen können: wer, der dies Alles erwägt und zusammenhält, wird nicht in der ritterlichen Dichtung einen bedeutenden Fortschritt, eine frische und glückliche Entfaltung unsrer politischen Poesie erwarten?

Aber die Antwort der Geschichte lautet anders. Diese Ritter, die in der Wirklichkeit immer in Stahl und Eisen gehn, sind in ihren Gedichten weichmüthige, sanfte Träumer. Ihre Schlachten schlagen sie nur, sie besingen sie nicht; nicht die Farbe der Poesie, sie tragen nur die Farbe ihrer Damen — mit Einem Wort: in ihren Gedichten kümmern sich die Ritter um die Geschichte, die sie in Wahrheit machen helfen, und um die Politik, der sie mit ihren Leibern dienen, ebenso wenig oder

Digitized by Google

ſogar noch weniger, als die geiſtliche Dichtung der vorigen Epoche ſich um dieſe Gegenſtände kümmerte. Statt mit den Feinden ihrer politiſchen Partei, zanken ſie mit den Lauſchern und Aufpaſſern, die das ſüße Glück der Liebe beneiden und verkümmern; ſtatt an die lebendigen Intereſſen der Gegenwart, lehnen ſie ihre Dichtungen an die ſagenhaften Nachklänge bald der eignen, bald einer fremden Vorzeit; ſtatt aus dem friſchen Quell der Zeitereigniſſe zu ſchöpfen, gehen ſie bei wälſchen Mönchen in die Schule; ſtatt der großen Hohenſtaufen, deren glorreiche Perſönlichkeit lebendig vor ihren Augen ſtand, wird ein fabelhafter Karl, ein mythiſcher König Artus der Mittelpunkt ihrer Dichtungen; ſtatt Papſt und Kaiſer im Kampf um die Herrſchaft der Welt zu zeigen, dichten ſie trojaniſche Kriege und Alexandriaden; kaum, daß die Kreuzzüge einzelne religiös myſtiſche Klänge wecken. *)

*) Wir wollen hier die Stelle aus Gervinus beifügen, a. a. O. I, 296, wo dieſer überraſchende Mangel der ritterlichen Dichtung an eigentlich ritterlicher Geſinnung durch die Vergleichung mit der provençaliſchen Poeſie ins helliſte Licht gerückt wird. Nur wenn er, wie es hier und an andern Stellen ſeines Werkes den Anſchein hat, dieſen Mangel der Literatur nicht aus hiſtoriſchen Zuſtänden, ſondern aus einer gewiſſen angeborenen mangelhaften Anlage des deutſchen Charakters überhaupt herleiten will, ſo mag man, um der deutſchen Zukunft willen, doch einiges Bedenken tragen, ihm auch hierin beizuſtimmen. „Wer ſollte es wohl glauben! (ſagt er) unter tauſenden von Liedern, die uns von einer Menge von ritterlichen Minneſängern aus verſchiedenen Zeiten erhalten ſind, unter allen Produkten eines ausſchließlich kriegeriſchen Standes, der nichts zu thun hatte, als das Schwert zu führen, der noch vor wenigen Jahrzehnten faſt ohne Ausnahme nichts zu thun wußte, als das Schwert zu führen, unter allen dieſen Dichtungen dieſes Standes in Deutſchland nicht Ein Kriegslied! kaum Ein Lied, in dem die kriegeriſche Tugend des Ritters geprieſen wäre! Und wer gibt nicht, wenn uns Bertrand du Born, dem wohl auch die

Dieſe Thatſachen ſind bekannt und Jeder, der nur einmal mit Einem Auge in ein Compendium unſerer Literatur geſehen hat, weiß ſie zu erzählen. Nichts deſto weniger, dem Gemälde gegenüber, welches die politiſche Geſchichte des betreffenden Zeitalters darbietet, dünken ſie uns ſo auffallend, daß wir einen Verſuch, ſie zu erklären, hier nicht ablehnen wollen.

Allerdings hatte mit dem Zeitpunkt, den wir oben näher

Frühlingsblumen und der Vogelſang lieb ſind, aber lieber das Kampfſpiel und die Belagerung, das Schlachtgetümmel und der Wetteifer im Streit, der wohl auch feſtliches Gelag ſchätzt und die Ruhe des Schlafs, aber mehr das Schlachtgeſchrei und die wiehernden Roſſe und die fallenden Feinde zu ſehen liebt, wer gibt nicht, ſag ich, wenn uns dieſer ein kriegeriſches Lied ſingt, die erotiſchen Jeremiaden unſerer Minneſinger zu hunderten dafür hin? So ferne liegt das Nächſte in der wirklichen Welt unſeren träumeriſchen deutſchen Meiſtern, ſo ſehr vergeſſen ſie aller Kraft und männlichen Tugend, um ſich in Selbſtquälereien aufzureiben! Alles, was der Provenzalen äußeres Leben bewegte, ſpiegelt ſich in ihrer Kunſt, nichts davon unter den Deutſchen. Von Kriegsluſt, von Wetteifer, von Vaſallentreue, von Ritterpflicht ſingt Jeder, wer die Saiten zu rühren weiß; von Standesſtolz und Haß gegen andere Stände glühte Caſtelnau, von Zorn über Juriſten und Prälaten Boniface von Caſtellane, von Eifer gegen Rom und den Papſt Figueira. In Deutſchland beſchweren ſie ſich, wie jener nicht unähnliche Taſſo des Göthe, dem dieſer Zug vortrefflich geliehen iſt, daß man ſie nicht an den Hof zöge — aber was ſollte man in einem Kreiſe, der zu handeln und nicht blos zu ſingen hatte, mit dieſem Geſchlechte anfangen? Aber in der Provence *mußten* ſie an den Hof und ins Leben gezogen werden, denn dort beurtheilten ſie jede öffentliche Handlung, drängten ſich mit ihren Sirventes, die man in Deutſchland nur ausnahmsweiſe kennt, in alle Verhältniſſe, nahmen mit wüthender Leidenſchaft Partei bei allen politiſchen Fragen, bildeten die öffentliche Meinung, machten ihren Rath und ihre Gunſt wünſchenswerth und ihren Zorn gefürchtet, und nichts kann dort die politiſche Geſchichte erzählen, ohne auf ihre Bedeutung und Wirkſamkeit zu ſtoßen; in Deutſchland kann dieſe Geſchichte ſie, faſt nur mit Einer Ausnahme, gar nicht gebrauchen.

Digitized by Google

bezeichnet haben, die Weltlichkeit ihre Reaction gegen die Alleinherrschaft der geistlichen Macht begonnen; die Weltlichkeit war, als eine Potenz der Zeit, in die Existenz getreten. Aber noch nicht ins Bewußtsein der Zeit. Es war die Weltlichkeit an sich, in nackter, abstracter Existenz; sie war wirksam nach außen, aber noch nicht ward sie innerlich gewollt und noch nicht gewußt. Es war neuer Wein, auf alte Schläuche gefüllt. Mit der Praxis der Ereignisse stand die Welt bereits auf einer neuen Stufe, aber mit ihrem Bewußtsein befand sie sich noch in der frühern, geistlichen, oder — wie wir im Gegensatz zum Diesseits der Weltlichkeit wohl sagen dürfen — jenseitigen Epoche. Daher das schwindelnde Durcheinander und die vielen, anscheinend unversöhnbaren Widersprüche der mittelalterlichen Geschichte. Ueberall ward in Wahrheit ein Größeres gethan, als man selbst wollte, Wichtigeres wurde vorbereitet, als man wußte. Das begegnet in der Geschichte öfter; man wollte Gewürz aus Indien holen — und entdeckte Amerika. So auch in jener Epoche des Mittelalters. Man wollte das heilige Grab erobern — und untergrub die Stützen der geistlichen Gewalt; man meinte um die Auslegung der Kirchenpolizei zu streiten — und in der That stritt man um politische Rechte und die tiefsten Grundlagen des Staates.

Es ist möglich, ja von einzelnen bevorzugten Persönlichkeiten, unter die wir vor Allen Friedrich den Zweiten rechnen müssen, ist es gewiß, daß sie das wahre Verhältniß wohl durchschauten und die neue Zeit mit dem Organ eines neuen Geistes aufzufassen und zu beherrschen wußten. Die Masse aber, und namentlich die ritterlichen Dichter, befanden sich ganz auf dem angegebenen Standpunkt, daß sie das Diesseits, die

Digitized by Google

Weltlichkeit, ſtets noch als ein Jenſeitiges, Geiſtliches verſtanden und ausſprachen. In der ritterlichen Dichtung liegt dies mit überraſchender Deutlichkeit zu Tage. Erinnern wir uns vor Allem an den Parcival des Wolfram von Eſchenbach. Das Ritterthum, die Erziehung des Ritters im höchſten Sinne, iſt der Inhalt und die Aufgabe dieſes tiefſinnigen Gedichtes. Aber wie geht dieſe Erziehung vor ſich? was iſt ihr Ziel und was erblicken wir endlich als den wahren Hintergrund und Kern des Ritterthums? Die Welt, mit ihren Kämpfen und Abentheuern, iſt nur ein Durchgang, eine Schule, deren Staub man eilig von den Schwingen der Seele abzuſchütteln hat. Nicht in der Welt, nicht in der Bewegung der Geſchichte, ſondern in der mönchiſchen Einſamkeit, in der Zurückgezogenheit von der Welt findet der Ritter ſeinen wahren Beruf, deſſen Lohn und Vollendung ihm erſt der heilige Gral und die myſtiſche Gemeinſchaft der Tempeleiſen gewährt: einer Gemeinſchaft, die uns ſchon durch ihren Namen an jene geiſtlich-weltlichen Orden der Tempelritter u. A. erinnert, die damals in Blüthe waren und die auf eine ſehr glückliche Weiſe dies zwieſpaltige Weſen jener Zeit repräſentiren. — Was den Parcival betrifft, ſo würde uns eine nähere Zergliederung des Gedichtes, ſo ergiebig für unſern Zweck dieſelbe auch ſein möchte, doch zu weit abführen; wir müſſen uns daher begnügen, diejenigen unſrer Leſer, denen die Werke des Wolfram von Eſchenbach ſelbſt nicht zugänglich ſind, hier auf die Einleitung ſeines Herausgebers (K. Lachmann, 1833), die Anmerkungen ſeines Ueberſetzers (Leben und Dichten Wolframs von Eſchenbach von San Marte A. Schulz. 1836) und vornämlich auf die bezüglichen Abſchnitte bei Gervinus, I. 241. 356. 358 zu verweiſen,

Digitized by Google

an welchem letztern Orte man eine Analyse dieses, für die Anschauung des Mittelalters so ungemein wichtigen Gedichtes findet. Noch ausführlicher ist diese Analyse bei Rosenkranz, Poesie des Mittelalters, S. 293 — 300.

Man erinnere sich ferner an die ganze Auffassung, welche die Liebe von Seiten der mittelalterlichen Dichter erfährt. Freilich bildet die Liebe recht eigentlich den Stoff und Kern des Minnegesanges. Durch sie namentlich, die dem Geistlichen verwehrt war, unterscheidet er sich von der Dichtung der vorgehenden Epoche und mit Recht daher führt er von ihr den Namen. Allein mit Ausnahme einzelner Stellen bei Herbert von Fritzlar, Nithart und einigen Andern (vgl. Gervinus I, 311), in welchen die Liebe rein materiell, von der sinnlichsten Seite aufgefaßt wird und wo die Dichter sogar derbe Nacktheiten nicht scheuen — welch eine sentimentale Liebe ist das, in der die Minnesänger sich wohl fühlen! welch eine abstracte Verehrung, welch abgöttischer Dienst der Frauen, denen, gleich jenseitigen, überirdischen Wesen, der Poet sich nur von fern, demüthig, mit Seufzen und Winseln zu nahen wagt! Auch hier ist eine völlige Umkehrung der wahren und natürlichen Sachlage. Der Mann, statt mit starkem Arm die Frau an sich herauf zu ziehen, der Herr und Lenker ihres Schicksals, schaut vielmehr zu ihr, als einer Herrin, demüthig hinauf; statt sie getrost ans Herz zu pressen, rutscht er auf den Knieen an sie heran, als hätt' er eine Gottheit anzubeten. „Die Weiber" sagt Gervinus I, 315 „sind hier Männer in der Liebe, die Männer sind Weiber." Jeder sieht schon, welch ein Faden von diesem Weiberdienst des mittelalterlichen Minnelieds zu dem gleichzeitigen Cultus der christlichen Maria hinüberreicht: vgl. Gervinus I, 134. 438 fgg. 442 fgg.

Digitized by Google

und Graesse, a. a. O. II, 2, 2, 919 fg. Daß übrigens dieser überschwängliche, mondscheinhafte Frauendienst in Wirklichkeit wohl ein wenig irdischer gewesen ist und daß die Ritter recht wohl verstanden, die jenseitige Stellung des Weibes benöthigtenfalls in ein ergötzliches Diesseit zu verkehren, das wissen wir, Theils aus Stellen, wie die oben bezeichneten des Nithart u. s. w., Theils aus dem, was die Geschichte über die lockern Sitten jener Zeit berichtet, allerdings recht wohl. Aber das war es und das eben ist die Sache, daß das Mittelalter mit der Praxis überall viel weiter war und viel tiefer in der Weltlichkeit steckte, als es selbst theoretisch wußte und in seiner Poesie aussprechen konnte. Nur allmälig und in Phasen, die wir sehr wohl einzeln verfolgen können: in dem Verhältniß zur umgebenden Natur, im Genuß des schönen Maien und der ländlichen Freude, im Zusammensein mit wackern Gesellen beim kühlen Trunk, und endlich und allmälig im Verhältniß der Geschlechter, in dessen Darstellung die materielle, irdische und die sentimentale, in das Religiöse übergehende Richtung sich immer schärfer absondern, dämmert das Bewußtsein der neuberechtigten Weltlichkeit auf. Allein bis zur Auffassung derselben in denjenigen Phasen, wo die eigentliche Durchdringung und Versöhnung der irdischen und außerirdischen Gegensätze vor sich geht, bis zum Bewußtsein also über die politische Ordnung und den Staat, dieses irdische Dasein Gottes, sind sie gar nicht gelangt. Und daher haben sie keine politische Poesie.

Digitized by Google

Und doch findet in der That eine Beziehung zwiſchen der Poeſie des Mittelalters und den politiſchen Verhältniſſen ſtatt. Zwar nicht zur politiſchen Poeſie konnten die Minneſänger es bringen, aber doch brachten ſie es zu einer höfiſchen; ſie konnten nicht politiſche Dichter werden — und alſo wurden ſie Hofdichter. Unſre Leſer werden vermuthlich meinen, daß daran eben nichts zu verwundern und nichts zu erklären ſei. Denn gar nicht zu gedenken der gelehrten Poeſie des ſiebzehnten Jahrhunderts, welche, wie wir im Verlauf dieſes Aufſatzes noch ſehen werden, ganz denſelben Uebergang zur Hofpoeſie machte, ſo fehlt es ja unſerer eigenen Zeit nicht an Beiſpielen ſolcher Dichter, die zu politiſcher Poeſie den Anlauf nahmen und als Hofdichter endeten. In der Regel pflegt man dergleichen dem Wankelmuth der menſchlichen Natur und der Unwiderſtehlichkeit zuzuſchreiben, mit welcher der Sonnenblick fürſtlicher Gnade wirkt. Mit wie viel Recht oder Unrecht dieſe Erklärungsweiſe auf die neueſten Erſcheinungen dieſer Art angewendet werden darf, das wagen wir hier nicht zu entſcheiden. Im Ganzen bleibt es immer gerathener, hiſtoriſche Erſcheinungen auch hiſtoriſch zu erklären und die theologiſche Lehre von der Erbſünde nicht zum Rang einer hiſtoriſchen Kategorie zu erheben.

Wie gerade die Ritterpoeſie dazu gekommen iſt, einen höfiſchen Charakter, einen Charakter künſtlicher Glätte, formaler Convenienz, eleganter Courtoiſie anzunehmen, erklärt ſich leicht. Es war die nothwendige Folge der ſchiefen und innerlich hohlen Stellung, in die ſie durch den Mangel an Bewußtſein und klarer Einſicht in ſich ſelbſt gerathen war. Daß eine Poeſie dieſer Art ſich dahin drängt, wo von jeher der Sammelplatz der

Digitized by Google

Hohlheit und der leeren Convenienz gewesen, an kleine und große Höfe, das ist ganz natürlich. Aber die Dichter selbst trieb noch ein ganz besonderes persönliches Motiv. Erinnern wir uns noch einmal an die Entstehung der Lehnsverhältnisse, als der politischen Grundlage der mittelalterlichen Ritterschaft. Ihre Entstehung liegt bekanntlich in den Gefolgschaften, deren schon Cäsar und Tacitus Erwähnung thun, und die, mit den Veränderungen natürlich, welche die wachsende Ausdehnung der Verhältnisse von selbst herbeiführte, fortdauernd das Urbild zu allen Gestaltungen der deutschen Lehnsverhältnisse abgegeben haben. Dies Verhältniß ist ursprünglich ein rein persönliches; es ist das Verhältniß des Heerführers, des Herzogs, zu den einzelnen Gliedern seiner Gefolgschaft, denen er ein theilweises, beschränktes Anrecht an das eroberte Land verleiht und dafür ihre persönliche Dienstleistung empfängt. Dies ursprüngliche persönliche Verhältniß, wonach die Ritter nichts anders als die Mannen, die Leute ihres Herzogs sind, die von ihm ihren Unterhalt empfangen, kommt, in einer interessanten Parallele, in der höfischen Stellung des Minnegesangs und dem Herandrängen der Dichter an die Höfe der Fürsten wieder zum Vorschein. Die Dichter, meist unbegüterte Edelleute, bilden gleichsam die kleine, poetische Gefolgschaft ihres Fürsten. Sie empfangen von ihm Lohn und Unterhalt, die „Miete", die sie nicht als ein Almosen erbetteln, sondern als ein Recht ihres Standes in Anspruch nehmen. Dafür singen sie das Lob ihres Fürsten, rühmen seine Freigebigkeit, stellen ihn hoch über alle andern Fürsten und fügen zu dem Glanz der Hofhaltung den muntern Klang ihrer Gesänge. Sie machen es auch geradezu wie Soldaten, die ihren Sold nicht ordentlich empfangen: wenn sich

Digitized by Google

ein Fürſt nicht freigebig genug erweiſt, ſo verlaſſen ſie ihn, ſie deſertiren vom Einen zum Andern; der reichſte Mann „der die Hände durchlöchert hat," der üppigſte Hof hält ſie am Längſten feſt. Es ſind die Condottieri der Poeſie. — Hier alſo tritt gerade das Gegentheil von dem ein, was wir oben bei den halbwegs hiſtoriſchen Gedichten der Geiſtlichen zu bemerken hatten. Die Geiſtlichen waren ohne alles perſönliche Verhältniß zur Politik — die Minneſänger dagegen faſſen von den öffentlichen Zuſtänden nur das Perſönliche auf: nämlich erſtlich die Politik nur in der Perſon (und weiter reicht ja auch noch heut der Blick der meiſten Menſchen nicht) des Fürſten — und wiederum zu dieſer Perſon nur ihre eigene perſönliche Beziehung. Alſo ob die Fürſten ſich „mild" oder „arg",*) freigebig oder geizig erzeigen, ob ſie die edle Sangeskunſt verehren oder verachten, ob ſie den Dichtern freundliche Stätte bei ſich bereiten oder ſie zu mühſeliger Wanderſchaft nöthigen, das ſind die vielbeliebten Themen ihrer Lieder, das ſind die Geſichtspunkte, aus denen ſie die Fürſten beurtheilen. Ja es muß ausgeſprochen werden, ſo herb es klingt und ſo unzufrieden die eigenſinnigen Freunde des Mittelalters damit ſein werden: dieſer Faden allein, gedreht aus Hunger und Bedürftigkeit, iſt das Band der Vermittlung zwiſchen der ritterlichen Dichtung und den öffentlichen Verhältniſſen. Um dieſe Angel drehen ſich die Lob- und Straflieder, mit denen ſie bald den milden Fürſten preiſen, bald den unmilden züchtigen. Frei-

*) Ueber den genaueren Begriff der mittelalterlichen Milde und ihren Gegenſatz, die Argheit (milde und erge), ſiehe Gervinus in der Selbſtanzeige ſeiner Geſch. der deutſchen Nat. Literatur: Kl. hiſtoriſche Schriften, p. 582 fgg.

Digitized by Google

lich, es hört ſich gut an: die Minneſänger richteten Lob- und Strafflieder an ihre Fürſten. Allein ſehen wir nur etwas genauer zu: nicht mit politiſchen Principien, ſondern mit perſönlichen Angelegenheiten, nicht mit der Stellung der Parteien, ſondern mit der beſtmöglichen Stellung der Poeten, nicht mit Freiheit, Recht und Ordnung, ſondern mit Geld, Speiſe und Kleidern haben dieſe Dichtungen zu thun. — Und wenn auf dieſe Art einzelne Höfe wie die zu Thüringen (unter Landgraf Hermann) und zu Oeſterreich (unter den babenbergiſchen Herzogen: ſ. Koberſtein p. 91 Note 3, wo genauere Citate) um ihrer Freigebigkeit willen berühmt geworden ſind, ſo erfahren wir dagegen an Rudolf von Habsburg, der ein zu guter Wirth war, als daß er ſich der fahrenden Dichter angenommen hätte, *) und an der mißlichen Stellung, welche er in den Liedern ſeiner Zeitgenoſſen einnimmt (ſie ſind von A. W. v. Schlegel in Friedrich Schlegel's deutſchem Muſeum I, 289 ff. geſammelt: doch verſäume man ja nicht, daneben Gervinus II, 10. 11 zu vergleichen), was es auf ſich hatte, durch Unmilde den Zorn der Dichter zu erregen, und wie ſehr alle andern Regententugenden, Kraft, Thätigkeit, politiſche Umſicht, in den Augen jener Sänger nichts galten, wenn die Hauptſache fehlte, die Freigebigkeit, welche nach ihrer Meinung unter allen Eigenſchaften eines Fürſten die erſte und nothwendigſte war. — So unwürdig uns nun auch dies Verhältniß vorkommen mag und ſo

*) Rudolf zog die Hofnarren den Hofdichtern vor; das macht ſeinem Geſchmack und geſunden Urtheil Ehre. Gervinus, II, 328: „Selbſt jener ernſthafte Rudolf I., der zuerſt die deutſchen Hofſänger von ſich entfernt hatte, iſt einer der erſten deutſchen Fürſten, in deſſen Umgebung man einen eigentlichen Hofnarren findet."

Digitized by Google

wenig wir die Perſpective auf die Geſchichte billigen können, die nur von den Bedürfniſſen des Magens ausgeht und nur auf den Geldſäckel des Fürſten gerichtet iſt, ſo wenig Anſtößiges hat die Zeit ſelbſt darin gefunden. Nirgend hört man eine Stimme, die etwa dies Treiben gemißbilligt hätte. Die Dichter ſelbſt, wie wir ſchon anführten, reden von ihrer bettelhaften Stellung nichts weniger als heimlich und verſchämt, im Gegentheil, ſie heiſchen dieſe Gaben als ein Recht, das ihrem Stande gebührt, und als ein Ding, durch deſſen Annahme nicht ſie, wohl aber durch deſſen Verweigerung die Fürſten vermehrt werden. Schon dieſe Naivetät ſpricht dafür, daß hier etwas mehr, als bloße ſittliche Schwäche, nämlich hiſtoriſche Motive, wie wir ſie verſucht haben nachzuweiſen, zu Grunde liegen. Noch gewiſſer wird dies durch den Umſtand, daß ſelbſt ſo großartig tüchtige, ſo durchaus ſittliche und reine Naturen, wie Walter von der Vogelweide, an dieſem Verhältniß durchaus keinen Anſtoß nehmen. Auch von Walter von der Vogelweide wird die Milde oder Unmilde der Fürſten häufig und mit voller Unbefangenheit beſungen. Er nimmt da kein Blatt vor den Mund; er verſteht auch zu fordern und zu nehmen: getragene Kleider ſtehen ihm nicht an, ja einmal ſagt er rund heraus:

„Da ich ſtets mit Furchten bat, da will ich nun gebieten,
Ich ſehe wohl, daß man Herrengut und Weibesgruß
Gewaltiglich und ungezogenlich erwerben muß.“

Siehe Uhland's Walter von der Vogelweide, ein altdeutſcher Dichter, 1822, p. 81. Zuſammengeſtellt findet man die zahlreichen derartigen Gedichte Walters im zweiten Bande der vortrefflichen Simrock-Wackernagelſchen Ueberſetzung des Walter, wo ſie, zugleich mit ſeinen eigentlich politiſchen Gedichten, unter der Ueberſchrift

„Herrendienſt" einen eignen Abſchnitt bilden, zu dem Wackernagel in den Anmerkungen einen ausführlichen, den Dichter trefflich erläuternden Commentar gegeben hat. Auch bei Uhland, a. a. O. 42. 44. 82 u. ſ. f. wird dies Thema mehrfach erörtert. — In Summa: die ganze Zeit war nun einmal von der Art, daß eine großartigere und wirklich politiſche Auffaſſung der öffentlichen Verhältniſſe nicht in ihr lag; wenn überhaupt, ſo war es nur die allerperſönlichſte Weiſe, in der dieſe Verhältniſſe in das Bewußtſein der Sänger und ſomit in die Dichtung traten. *)

Allein wie wir ſchon vorhin erinnerten, daß es auch in dieſem Zeitalter in der Praxis des Lebens wohl einzelne bevor-

---

*) Vielleicht intereſſirt es unſre Leſer, auch von dieſer, in der That ſehr eigenthümlichen Gattung der mittelalterlichen Dichtung durch einige Proben eine Anſchauung zu gewinnen. Wir wollen alſo zwei dieſer Lieder herſetzen. Das erſte iſt von Walter von der Vogelweide, nach der Simrockſchen Ueberſetzung: II, 45. Es iſt an König Friedrich gerichtet; die Bitte, die er darin ausſpricht, blieb endlich nicht unerfüllt: a. a. O. p. 47. Das Andere iſt ein bittrer Spruch Meiſter Stolle's auf Rudolf von Habsburg, deſſen auch Gervinus an der oben citirten Stelle Erwähnung thut; wir haben ihn aus Wackernagel's Leſebuch, I, Sp. 689 entlehnt.

* * *

Schirmvogt von Rom, Apullens König, habt Erbarmen,
Daß man mich bei reicher Kunſt ſo läßt verarmen,
Gerne möcht' ich, könnt' es ſein, am eignen Herd erwarmen.
Hei! wie luſtig wollt' ich von den Vöglein ſingen,
Von den Blumen auf der Heide, wie vor Jahren ſchon:
Gäb mir ein ſchönes Weib dann ſüßen Minnelohn,
Ließ ich ihr Lilien und Roſen aus den Wangen dringen.
Nun komm' ich ſpät und reite früh: Gaſt, weh dir, weh!
Da mag der Wirth wohl ſingen von dem grünen Klee:
Die Noth bedenket, milder Herr, daß eure Noth zergeh'.

Digitized by Google

zugte Perſönlichkeiten gab, die durch das klare Bewußtſein, welches ſie ſich über ihre Zeit und den wahren Inhalt ihres eignen Handelns erworben hatten, in gewiſſem Sinne über der Zeit ſelbſt ſtanden; ſo fehlt es auch unter den Dichtern dieſer Epoche nicht an Einzelnen, die ſich über die nächſte perſönliche Rückſicht zu erheben und durch die Schale des höfiſchen Gedichts, des perſönlichen Lob- und Straf- und Bettelliedes, zum Kern wirklicher politiſcher Dichtung vorzudringen wußten. In einzelnen zerſtreuten Zügen werden wir dies an mehren Dichtern, wie z. B. an Reinmar von Zweter (Hagen a. a. O. II, 175—

---

* * *

Der Künic von Rôme engit ouch niht, und hât doch küniges guot.
ern gît ouch niht: erſt waerlich rehte alſô ein löu gemuot.
ern gît ouch niht: erſt kiusche gar.
ern gît ouch niht, und iſt doch wandels eine.
ern gît ouch niht; er minnet got, und êret reiniu wîp.
ern gît ouch niht: ezn wan nie man ſô vollekommenen lip.
ern gît ouch niht: erſt ſchanden bar.
ern gît ouch niht: er iſt wîs und reine.
ern gît ouch niht: er rihtet wol.
ern gît ouch niht: er minnet triuwe und êre.
ern gît ouch niht: erſt tugende vol.
ern gît ouch leider nieman niht: waz ſol der rede mêre?
ern gît ouch niht: er iſt ein helt mit zühten vil gemeit.
ern gît ouch niht, der künc Ruodolf, ſwaz jeman von im ſinget oder geſeit.

Man ſieht wohl aus dieſer pikanten Zuſammenſtellung von Rudolfs anderweitigen Tugenden mit dem Laſter ſeiner Unmilde, worauf es in den Augen des Dichters eigentlich ankam: mag er weiſe und rein, fromm und gerecht, tapfer und klug ſein, immerhin, der Refrain bleibt doch immer — er giebt nichts! und was man auch von ihm ſingen und ſagen mag, am Ende heißt es doch immer: er giebt nichts. — Ueber den Verfaſſer dieſes Spruchs, den Meiſter Stolle, vgl. Hagen's Minneſinger, IV, 706, und Gervinus, a. a. O. II, 11. Seine Gedichte ſ. bei Hagen III. 3—10.

221. III, 468 a. IV, 492—510. 758. Gervinus, I, 461 ffg. vgl. 307. 312. II, 41 fg. Proben giebt Wackernagel, a. a. O. 681—688) gewahr. Allein die Gunst der Zeit hat uns auch die Werke desjenigen Dichters vollständig bewahrt, der, wie er überhaupt, selbst nach dem Zeugnisse seiner Zeitgenossen, den ersten Preis unter den mitlebenden Dichtern davon trug (siehe Gottfried von Straßburg, im Tristan, V. 47. 49 ff. Hagen'sche Ausgabe, I, 67. 68.), so auch ins Besondere für die politisch-poetischen Versuche des Mittelalters unübertroffen und unvergleichlich, das Muster seiner und wollte Gott, jeder folgenden Zeit! dasteht. Wir meinen den schon oben genannten Walter von der Vogelweide. Seinen ausgezeichneten Verdiensten gegenüber erscheint es nur als eine Gerechtigkeit des Schicksals, ja als eine wohl gelöste Pflicht der Nachwelt, daß gerade dieser Dichter, dessen Werke „in den Händen jedes guten Deutschen sein sollten" (Gervinus I, 310) auch in unsrer Zeit die aufmerksamste Beachtung, die liebevollste Pflege, die vollständigste und gründlichste Herausgabe, Erläuterung und Darstellung gefunden hat. Uns bleibt nach dem, was neuerdings von Uhland, Lachmann, Simrock, Wackernagel, Gervinus und Hagen*) über ihn berichtet und gesagt worden ist, nichts übrig als nur auf diese, nach den verschiedenen Zwecken und Standpunkten ihrer

*) Die früheren Bemühungen um Walter von der Vogelweide, seit Bodmer (1748) findet man bei Jördens, im Artikel Minnesinger, III, 653—655 zusammengestellt; vgl. Uhland in der Vorr. der schon gedachten Schrift, p. V—VII. Am Vollständigsten bei Gräffe, a. a. O. p. 991. 992. Gervinus charakterisirt ihn I, 306—310. Seine Gedichte stehn in der Hagen'schen Sammlung I, 222—279. III, 321—325. Vgl. ibid. p. 451. 468 b—468 dd. Einzeln herausgegeben sind sie durch Lachmann, Berlin 1827.

Digitized by Google

Verfasser allerdings verschiedenen, aber insgesammt trefflichen und erschöpfenden Arbeiten zu verweisen. Besonders ist die kleine Schrift von Uhland ein rechter Edelstein: was bei Lobschriften nicht oft geschieht — man kann zweifeln, wem diese Schrift zur größern Ehre gereicht, ob dem, über den, oder dem durch den sie geschrieben ist; aber zur Ehre gewiß gereicht sie Beiden. —

Wir wollen hier nur eine Stelle von Uhland (pag. 4.) anführen: „Walter von der Vogelweide hat nicht seine Persönlichkeit in der alten Heldensage des deutschen Volkes untergehen lassen, noch hat er seine Kunst den Ritter- und Zaubermähren vom heiligen Grabe, von der Tafelrunde u. s. w. zugewendet, sondern er hat die Gegenwart ergriffen. Und hierbei hat er wieder nicht bloß den Mai und die Minne gesungen, vielmehr ist er gerade der vielseitigste und umfassendste unsrer älteren Liederdichter, er behandelt die verschiedensten Richtungen und Zustände der menschlichen Seele, er betrachtet die Welt, er spiegelt in seinem besondern Leben das öffentliche, er knüpft seine eigenen Schicksale, wenn auch in sehr untergeordnetem Verhältniß, an die wichtigsten Personen und Ereignisse seiner Zeit."

Und eine andere von Gervinus, a. a. O. 309. 310: „Ein Bewunderer der Milde und Freigebigkeit, mißbilligt er das wirre Gedränge an Landgraf Hermann's Hof; ein deutscher Mann nicht, weil ihn der Zufall auf diese Scholle geworfen hatte, sondern weil ihn seine Weltkenntniß und Wahl auf die biedere Nation zurückwies *), tritt er mit Heftigkeit und Bitterkeit gegen die Herrenlosigkeit, die Unordnung und Schwäche des

*) Simrocks Uebersetzung, I, p. 32:
Lande hab' ich viel gesehn,
Nach den Besten blickt' ich allerwärts:

Reichs: vertheidigt deſſen Unabhängigkeit von der Kirche und trotzt dem Banne mit Chriſtus Lehre: Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers, und Gott was Gottes iſt. Mit Kraft und Zorn tritt er gegen das Pfaffenweſen, die Gleisnerei und Weltlichkeit der Geiſtlichen, gegen das Unweſen des römiſchen Hofs auf, ſonſt aber treu der Kirche, ein frommer und heiliger Menſch... Von keinem Dogma iſt er beſchränkt, Chriſt, Jude und Heide gilt ihm gleich, wenn er dem Einen dienet. Die Werke, nicht die Worte ſind ihm werth; er predigt die Kreuzfahrt und er macht ſie, und weigert ſelbſt den Erzengeln ſeinen Preis, wenn ſie der Chriſtenheit ſich nicht annehmen wollen, da ſie die Macht dazu haben."

Zum Schluß dieſes Abſchnittes wollen wir auch von ſeiner politiſchen Poeſie eine Probe geben. Wir bedienen uns dazu der Simrock-

---

Uebel möge mir geſchehn,
Wenn ſich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch:
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutſche Zucht geht über Alle.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungern Land,
Da mögen wohl die Beſten ſein,
Die ich irgend auf der Erden fand.
Weiß ich recht zu ſchauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, ſo ſchwör' ich, ſie ſind beſſer hier
Als der andern Länder Frauen.

Züchtig iſt der deutſche Mann,
Deutſche Fraun ſind engelſchön und rein;
Thöricht, wer ſie ſchelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer ſein:
Zucht und reine Minne,
Wer die ſucht und liebt,
Komm in unſer Land, wo es noch beide giebt;
Lebt' ich lange nur darinne!

Digitized by Google

schen Uebersetzung und wählen, den Verhältnissen dieses Aufsatzes gemäß, solche Stücke, die besonderer historischer Erläuterungen am Wenigsten bedürfen.

Zuerst eine Ermahnung an die Fürsten, die ein herrliches Zeugniß von der männlich freien Stellung giebt, welche Walter ohne Rücksicht auf Lohn und Miethe, auch gegenüber den Großen dieser Welt zu behaupten wußte, und wie wohl es ihm steht, ein Sprecher der Nation zu sein:

Ihr Fürsten, adelt Euer Herz durch reine Güte,
Seid gegen Freunde sanft, vor Feinden traget Hochgemüthe,
Stärkt das Recht und danket Gott der großen Ehren,
Daß Gut und Blut so Mancher muß zu Euren Diensten kehren;
Seid mild, friedfertig, laßt Euch stets in Würde schauen,
So loben Euch die reinen, süßen Frauen;
Scham, Treue, Milde, Zucht sollt Ihr mit Freuden tragen,
Minnet Gott und schaffet Recht, wenn Arme klagen,
Glaubt nicht, was Euch die Lügenbolde sagen,
Folgt gutem Rath, so dürft Ihr auf das Himmelreich vertrauen.

Sodann ein Strafgedicht an den Papst (p. 12. a. a. O. II,80.):

Fluch und Segen.*)

Herr Papst, ich fürchte mich noch nicht,
Denn ich gehorch Euch, wie es Pflicht.
Wir hörten Euch der Christenheit gebieten
Dem Kaiser unterthan zu sein,
Wir sahn Euch ihm den Segen leihn,
Daß wir ihn heißen Herr und vor ihm knieten.
Gedenkt auch Eures Spruches,
Ihr sprachet: wer Dich segnet, sei
Gesegnet, wer Dir fluchet, der erfahre
Das Vollgewicht des Fluches:
Um Gott, bedenkt, ob sich dabei
Der Pfaffen Heil und Ehre wohl bewahre?

Und ebenso das Folgende (p. 24.):

*) Die Ueberschriften rühren von Simrock her: vgl. Wackernagel's Anmerkung zur Vorr. der Uebers. I, XII.

Zwei Zungen.

„Gott giebt zum König, Wen er will!“
Das glaub' ich gern und schweige still:
Uns Laien wundert nur der Pfaffen Lehre;
Was sie vor Kurzem uns gelehrt,
Wird nun in's Widerspiel verkehrt:
Nun thut's um Gott und Eure eigne Ehre
Und sagt, bei Eurer Treue,
Mit welchem Wort Ihr uns betrogt.
Beweiset uns das Eine recht von Grunde,
Das Alte oder Neue:
Gewiß ist, daß Ihr Eines legt:
Zwei Zungen stehen schlecht in Einem Munde.

Aus den Händen der Ritter kam die Dichtung in die Hände des Bürgerstandes; auf die Minnesänger folgen die Meistersänger, auf Tristan und Parcival Eulenspiegel und der Pfaff von Kalenberg.

Damit hatte sich der Entwicklungsgang der Weltlichkeit vollendet. Wie auf die Geistlichen, die von der Welt völlig abgekehrten, die Uebergangsstufe des Ritterthums gefolgt war, in welchem wir eine Art weltlichen Mönchthums kennen gelernt haben, so auf diese halbe, gewissermaßen vor sich selbst verhüllte, gegen sich selbst mißtrauische Weltlichkeit folgte nun im Bürgerstand das volle, selbstzufriedene Regiment des Weltlichen. Statt auf die idealen Grundlagen des ritterlichen Standes, auf die Schwärmerei der Liebe, des Glaubens und der Ehre, hatte der Bürger, dieser Träger des Handels und des gewerblichen Verkehrs, seine Existenz vielmehr auf die solide Basis der irdischen, leiblichen Güter, auf Reichthum und Besitz gebaut. Er hatte keinen idealen Hintergrund, aber er brauchte und darum auch begehrte er ihn nicht. Er regierte die Welt durch die Welt. — Bei dieser Lage der Dinge war für das Ritterthum begreiflicher Weise kein Raum mehr. Die Weisheit

Digitized by Google

dieſer Welt, die kleine ſchlaue Praxis der Wirklichkeit, trug den Sieg davon über die glänzenden Illuſionen des ritterlichen Lebens. Gewandtheit trat an die Stelle der Tapferkeit, Thätigkeit wog die Thaten auf, ein nüchterner, bedachter Sinn, der ſich auf das Kleinſte und Nächſte concentrirt, überholte in ſeiner geräuſchloſen, ſtill ausharrenden Stetigkeit die weit ausſchweifende, abentheuerliche Zerfloſſenheit der Ritter. So geſchah es, daß mitten aus dem Verfall des Reiches (denn mit dem Ritterthum, das ſeine Stütze geweſen war, mußte auch das Reich ſelbſt zerfallen) und unberührt, ja im Gegentheil gefördert durch die Zerrüttung der größeren politiſchen Verhältniſſe, der Bürgerſtand ſich in üppigem Wohlſtand erhob. Durch ihn wurden die Städte der wahre Mittelpunkt, Handel und Gewerbe die Adern des deutſchen Lebens. Selbſtändig, als wären ſie eigne politiſche Mächte, ſchloſſen die Städte Bündniſſe und Verträge, führten Kriege und Fehden und ſchlugen oft ſogar die Ritter und Fürſten aus dem Feld. Und wie die Städte auswärts zu Bündniſſen und Verbrüderungen zuſammentraten, ſo in ihrem Innern ſelbſt traten die einzelnen Kreiſe der Bürgerſchaft gleichfalls in Corporationen und Innungen zuſammen, und gaben durch dieſe ſich ſtufenweis wiederholende maſſenhafte Geſchloſſenheit, gegenüber der Auflöſung des Reichs und der Zerſplitterung des Ritterſtandes, dem Bürgerſtande ein unausbleibliches Gewicht. Vor Allem aber herrſchten die Bürger durch ihr Geld: wie die Ritter ihre Edelſitze, ſo mußten die Könige ihre Kronen an ſie verſetzen, und Karl der Fünfte ſelbſt, dieſer Herr der Erde, in deſſen Staaten die Sonne nicht unterging, mußte ſeinen Namen im Schuldbuch der Fugger ſehen.

Mit dieſer Hegemonie des deutſchen Lebens überkam der Bürgerſtand nun auch nothwendig die der Poeſie. Denn dies

Digitized by Google

iſt die allgemeine Ordnung der Natur: immer nur da, wo der Baum zur Frucht anſetzt, entfaltet ſich auch die Blüthe; nur wo der Same der Geſchichte reift, öffnet ſich auch die Knospe der Poeſie. Wir meinen dies: nur jedesmal diejenigen Völker und, in dem einzelnen Volk, diejenigen Kreiſe der Geſellſchaft, innerhalb deren das geſchichtliche Leben ſich concentrirt und die die Grundlage bilden für die praktiſche Bewegung ihrer Zeit, vertreten und beherrſchen auch zugleich die Dichtung. — So ſahen wir zuerſt, wo der deutſche Geiſt ſich ausſchließlich mit Aneignung des Chriſtenthums beſchäftigte und wo das Herz der deutſchen Geſchichte nur in der Sphäre der geiſtlichen Intereſſen ſchlug, auch die Poeſie in den Händen und unter dem ſtreng herrſchenden Einfluß der Geiſtlichen. Sodann in der folgenden Epoche, als gegen dieſe einſeitige Herrſchaft des geiſtlichen Elements allmälig die Reaction der Weltlichkeit eintrat und unſre Geſchichte aufs Neue ein bewegteres und kriegeriſches Anſehn gewann, ſahen wir dieſelben Ritter, die auf den Schlachtfeldern der Geſchichte kämpften, mit den rauhen kriegsgewöhnten Händen auch die Blume der Dichtung pflegen. Dies Geſetz erfüllt ſich nun auch hier beim Bürgerſtand: und ſo müſſen die Ritter mit dem Gewicht der politiſchen Geltung und dem Beſitz der materiellen Güter auch den Preis der Sangeskunſt an die Bürger überlaſſen.

Es läßt ſich vorausſehen, daß auch dieſer Uebergang nicht plötzlich und mit Einem Mal, ſondern allmälig und beinahe unvermerkt geſchah. Wir haben ſchon ein Beiſpiel dieſer Art gehabt. Wir ſahen bereits da, wo ſich die Weltlichkeit in der Form des abſtracten hiſtoriſchen Intereſſes zuerſt in die Dichtung der Geiſtlichen einſchwärzte, dieſe beiden Elemente eine Zeitlang ruhig neben einander gehen; ja wir ſahen ſogar, wie durch die

Digitized by Google

ganze ritterliche Dichtung noch immer ein Faden der geiſtlichen ſich fortſpinnt. Etwas Aehnliches geſchieht auch hier. Die bürgerliche Dichtung, indem ſie auf der einen Seite, nämlich als Schwank und im ſatyriſchen Gedicht, allerdings reinweg die Weltlichkeit vertritt, ſetzt gleichzeitig auf der andern Seite auch den Minnegeſang noch fort. Denn daß der Meiſtergeſang nichts Anderes iſt, als der, von ſeinem ritterlichen Athem verlaſſene, conventionell gewordene Minnegeſang, das iſt jetzt, nachdem zuerſt Jakob Grimm (in ſeiner Schrift: Ueber den Altdeutſchen Meiſtergeſang, 1811) die frühere irrthümliche Anſicht von einer getrennten gleichzeitigen Exiſtenz des Meiſter- und Minnegeſanges widerlegt hat, eine allbekannte und unbeſtrittne Sache. Dieſe Hälfte der bürgerlichen Dichtung war alſo mehr ein bloßes Erbe der Vergangenheit, als daß ſie die Gegenwart lebendig repräſentirte. Die wahre Dichtung der Zeit dagegen haben wir auf der andern Seite der bürgerlichen Poeſie zu ſuchen; im Schwank, dieſer naiven Darſtellung der Weltlichkeit, und dem ſatiriſch didaktiſchen Gedicht, welches, aus dem Standpunkt der Reflexion, gleichfalls den Weltlauf, wie er iſt, zum Inhalt hat. Hier auf dieſem Felde des gemeinen Lebens, auf das zum Theil auch ſchon die höfiſche Poeſie, ſowohl in Nithart und Aehnlichen (ſ. Gervinus, I, 311 und II, 329) als im Allgemeinen in der didaktiſchen Richtung hingelenkt hatte, welcher auch ſie ſich ergab, waren die bürgerlichen Dichter zu Hauſe. Dieſe kleinen beſchränkten Aufgaben der nächſten Wirklichkeit, dieſes Spiegelbild des gemeinen Weltlaufs mit ſeinen drolligen Zufälligkeiten, ſeinen Irrungen und Thorheiten, dieſe Schelmen- und Ehebruchsgeſchichten, dieſe Verſpottungen der Pfaffen, die ſich in Alles miſchen, und der armen, hungrigen

Digitized by Google

Landsknechte, der letzten, traurigsten Karrikatur der Ritter — das war ein Stoff, zu dem die bescheidenen Talente und Tugenden, welche die gewerbliche Thätigkeit der bürgerlichen Dichter in ihnen entwickeln mußte, eben ausreichend waren. Hier fanden der scharfe kaufmännische Blick, der auch das Kleine durchmustert; die schlaue Sicherheit, die, gleichsam von dem Söller ihres Besitzthums aus, sich den Weltlauf nur zum ergötzlichen Schauspiel dienen läßt und mit gutmüthiger Schadenfreude auf seine wunden Stellen lauert; die bürgerliche Theilnahme für die kleinen häuslichen Zustände; die satte Behaglichkeit, die beim Kruge Wein nach der Arbeit auch etwas Derbes zu lachen haben will — und ebensosehr auf der andern Seite der ernste nüchterne Sinn, die feste, in sich selbst beruhende Gesinnung, die sittliche Tüchtigkeit der Bürger: Alles fand hier eine reiche Befriedigung und einen geeigneten Spielraum, sich poetisch darzustellen.

Weniger freundlich wird das Gemälde dieser bürgerlichen Welt und ihrer Dichtung, wenn wir ihr Verhältniß zur Politik und den Ereignissen der Geschichte ins Auge fassen. Dabei sind zuvörderst hauptsächlich zwei Punkte zu beachten.

Zuerst die Stellung der Städte zum Reich und solchergestalt zur Gesammtheit der deutschen Geschichte. Es ist die Stellung eines egoistischen Particularismus. Erst auf den Trümmern des Reichs hatten die Städte ihre Macht gegründet; sie ließen das Ganze zerfallen, um sich, die Einzelnen, desto leichter emporzubringen. Reichsstädte nannten sie sich: aber nur darum, möchte man glauben, hatten sie unmittelbar das Reich zu ihrem Herrn gemacht, weil sie wußten, daß sie an ihm, dem hinfälligen, kraftlosen Greise, gar keinen Herren hatten. Und so berührten die Schicksale, welche das Reich und überhaupt das

Digitized by Google

gemeinsame Vaterland betrafen, die Städte wenig. Sie bildeten ebensoviel Staaten im Staate; jede von ihnen hatte ihre eignen Interessen, ihre eignen Bestrebungen und ihre eigne Politik. Auch jenen Bündnissen und Verbrüderungen, welche sie untereinander schlossen, lag einzig der Zweck zu Grunde, diesen Particularismus zu befestigen und zu erleichtern. Es war das Extrem der Weltlichkeit, die, von aller Idee verlassen, von keinem großartigen idealen Gedanken bewegt, nur allein sich selber weiß, will und hat. Wie diese isolirte selbstsüchtige Stellung der Städte auf die politische Gesinnung der Bürgerschaft einwirken mußte, ist klar genug; haben wir doch noch heut zu Tage mit dem unseligen Nachlaß jener Zeit zu kämpfen und wird es dem Deutschen doch noch heut so unendlich schwer, über die angestammte, angeerbte egoistische Spießbürgerlichkeit sich zu erheben.

Wie nun die Städte selbst zur Gesammtheit des Staates, so zweitens hatten auch die Kreise der Bürgerschaft unter sich eine völlig abgesonderte, particulare Stellung. Wir meinen das Innungs- und Gildewesen. Doch nehmen wir billig Anstand, hier näher in diesen Gegenstand einzugehen, weil ja, wie verlautet, die Politiker unsrer Gegenwart zum Theil sehr lebhaft an der Wiederherstellung dieses mittelalterlichen Instituts arbeiten und wir also in die Gefahr kommen würden, mit einem Urtheil über die verrotteten Einrichtungen des vierzehnten Jahrhunderts zugleich die neueste Staatsweisheit unsers neunzehnten zu richten. So viel ist gewiß: will man das Volk auf eine sichere und einschmeichelnde Weise in seiner jetzigen politischen Theilnahmlosigkeit bewahren, will man es abhalten, jemals für das große Ganze des Staats ein Interesse zu fassen, (und allerdings ist das gefährlich, da aus der Theilnahme *für* den Staat auch

bald eine Theilnahme am Staat hervorgehn würde), so kann man freilich nichts Besseres thun, als daß man jeder Provinz, jedem Stande, jedem Gewerbe gleichsam sein eigenes kleines Schneckenhäuschen baut, lauter kleine Staaten im Staate, einen Trichter, wie Dante's Hölle, von immer engern, immer kleinern, kreisförmig in sich abgeschlossenen Interessen, auf dessen unterstem Grunde die Selbstsucht sitzt und aus dem kein Blick hinaufreicht in das Paradies der politischen Macht. Divide et impera. Man halte nur Jeden auf seinem Mist und bilde ihm ein, der sei die Welt; man lasse die politische Kraft des Bürgers sich nur selbst aufreiben und verzehren in der erbärmlichen Tretmühle der Standes- und Innungsinteressen; man theile nur wacker Privilegien aus und bekämpfe die Freiheit durch die Freiheiten: so wird es mit Volkseinheit und Constitution und Kammern und allen den andern politischen Neuerungen nichts zu sagen haben. —

Diese Gleichgiltigkeit gegen das Allgemeine, zu der jetzt die Einsicht und der gute, unbedenklich gute Wille unsrer Staatsmänner uns wieder zurückgewöhnen will, brachte damals die Entwicklung des Mittelalters, als eine nothwendige, unvollkommene Form ihrer selbst, von selbst mit sich. Wie die Idee des Staats in der Idee der Stadt untergegangen war, so wieder war der Begriff der Stadt unter die Gesichtspunkte der Gilden und Innungen zersplittert. Dies war damals die einzig mögliche und erlaubte Form aller Existenz. Auch die Poesie mußte sich ihr anbequemen. Beinahe ausschließlich von Handwerkern geübt, war sie selbst, in den Stuben der Meistersänger, zum Handwerk geworden, und trat auch äußerlich als ein solches auf. Sie hatte ihre Meister und Gesellen, ihre Innungsrechte und Gebräuche, so gut wie das löbliche Gewerk der Schuster oder

Digitized by Google

Schneider; worüber man die kurze und übersichtliche Darstellung bei Koberstein, 253—256 und Rosenkranz, a. a. O. 501—503 vergleiche. Auch was Jördens im Artikel Meistersänger (III, 504—515) über diesen Punkt zusammengestellt hat, ist noch jetzt lehrreich und brauchbar; nur hüte man sich übrigens, diesem Artikel noch zu trauen, der, wie alles Frühere, durch das Grimmsche Buch vollständig antiquirt ist. Ueber die Stellung und Bedeutung des Meistergesangs im Allgemeinen s. Gervinus II, 259—286.

Nun vergegenwärtige man sich diese Perspective. Die Städte losgetrennt vom Staat, ohne Theilnahme für die gemeinsamen Angelegenheiten des Vaterlandes, eingenistet und eingesponnen in egoistische, kleinliche Interessen; innerhalb der Städte die Bürgerschaft in Gilden, gleichfalls isolirt; die Mitglieder dieser Gilden, die also von der Gesammtheit der politischen Zustände (so zu sagen) schon im zweiten Grade entfernt sind, als Meistersänger zu einer neuen Gilde zusammentretend, die nicht einmal, wie die übrigen Innungen der Handwerker, unmittelbar ein wirkliches Element des bürgerlichen Lebens in sich trägt und auf dem Boden des praktischen Bedürfnisses beruht, sondern nur die Form, die bloße Abstraction einer Gilde ist: und man wird selbst abmessen können, welch Tröpfchen politischer Gesinnung durch die wiederholten Dornhecken dieses städtischen Gradirwerks hindurchsickern konnte, und wieviel, zwischen den reichsstädtischen Gäßchen und Erkern und Giebeln hindurch, von dem freien Himmel der Geschichte in den Singeschulen sichtbar ward.

So erklärt es sich hinlänglich, warum keine von den beiden Richtungen, welche wir vorhin in der bürgerlichen Poesie unterschieden haben, sich zum politischen Gedicht entwickelt hat. Von der einen, dem eigentlichen Meistergesang, als der unmit-

Digitized by Google

telbaren Uebertragung des Minnegesangs, stand das nach dem, was wir schon aus der ritterlichen Zeit über eine politische Befähigung desselben wissen, überhaupt nicht zu erwarten. Schon damals, wo er, in den Händen der Ritter, noch wirklich lebendig war, hatte der Minnegesang, wie wir wissen, kaum eine andere Beziehung zur Politik gehabt, als diejenige, welche aus der persönlichen Stellung der Ritter zu den persönlichen Vertretern der Politik, den Fürsten, floß: und wir haben gesehen, wie zweideutig diese Stellung, wie locker und inhaltlos diese Beziehung war. Jetzt, wo die Dichtung an einen andern Stand übergegangen war, hörte natürlich diese persönliche Beziehung auf. Zwar versuchten, bis zur förmlichen und allgemeinen Consolidirung des Meistergesangs in Schulen, das heißt bis gegen den Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts, auch einzelne bürgerliche Dichter noch, die fahrende Lebensweise der ritterlichen Sänger nachzuahmen und sich, wie sie, von der Gunst der Höfe zu ernähren, was denn, unter ähnlichen Verhältnissen, eine ähnliche Poesie persönlicher Lob- und Strafgedichte, Klagen über die Unmildigkeit der Fürsten und dergleichen hervorrief, wie in der ritterlichen Zeit. Vgl. besonders über Michel Behaim die ausführliche Darstellung bei Gervinus II, 210 fgg. Aber theils stehen solche Beispiele immer nur vereinzelt und sind mehr als Nachklänge der Vergangenheit, denn als berechtigte Erscheinungen der Gegenwart aufzufassen; theils aber und hauptsächlich hat diese ganze Richtung mit der eigentlichen Geschichte nichts zu thun. Das wird am Sichtbarsten in der Art und Weise, in der sie endlich verläuft: nämlich in den Wappendichtern, Pritschmeistern und Spruchsprechern, denen allen dies Moment gemeinsam ist, daß sie die Poesie, und durch sie

Digitized by Google

ihre eigene Person, in ein unmittelbares persönliches Verhältniß, ein Verhältniß der Dienstbarkeit und des weltlichen Vortheils, zu den Großen und Mächtigen setzen wollen, also nach der Reihe zu Fürsten, Rittern, Corporationen und einzelnen reichen Bürgern. — Der wahre Meistersänger dagegen saß am eignen Herd, wo er sich von seiner Hände Arbeit nährte; er brauchte die Gunst der Fürsten nicht: und also fielen alle Beziehungen, die sich in der ritterlichen Dichtung auf diesem Verhältniß aufgebaut hatten, hier hinweg. Neue Beziehungen zur Politik aber konnten die Meistersänger, in ihrer siebenfachen gildenmäßigen Einschachtelung, nicht anknüpfen.

Auch wäre für dergleichen neue Beziehungen ohne Frage der Meistergesang das unbrauchbarste Organ gewesen. Wir haben bereits bemerkt, daß er nur ein todtes Erbtheil, die verknöcherte Hülse des Minneliedes war. Sein ganzes Bestreben ging daher auf die Aeußerlichkeit der Form. Die Form aber, die mit Beseitigung des Inhalts nur sich selbst sucht und will, geht eben in diesem einseitigen Streben sich selbst verloren: denn nur der Geist ist es, der Formen schaffen und erhalten kann. So war auch der Meistergesang vor lauter Form formlos geworden. Man sehe nur z. B. die Probe an, welche Gervinus von der „hoben goldnen Weise" des Michel Behaim giebt: II, 277. Note 328. Uns erscheint das jetzt unsäglich geschmacklos: und doch mochte diese „hohe goldne" Weise unter den übrigen „Schwarzdinten-, Strohhalm-, kurze Affen-, abgeschiedene Vielfraß-, Kälber-, wohlriechende Majorans-, heiße Thränen-, harte Tritt-, verschalkte Fuchs-, Apollos Harfen-, starke Straußen-, Zimmtröhren- und andern Weisen (s. Rosenkranz a. a. O. 505.) gewiß keinen kleinen Rang einnehmen. Wie hätte der lebendige Inhalt der Geschichte

Digitized by Google

ſich dieſen todten barbariſchen Formen anſchmiegen können? Da war nur ein Inhalt brauchbar, der für ſich gar keinen Anſpruch machte. Man hörte dieſe Geſänge ja nur der Form wegen, jeder an ſich bedeutſame Inhalt hätte das Intereſſe getheilt und dadurch das Weſen des Meiſtergeſangs, als der auf ſich ſelbſt capricirten Form, zerſtört. Die wackern Meiſter wußten daher ſehr wohl, was ſie thaten, indem ſie die Geſchichte ſeitwärts liegen ließen und nur allgemein bekannte, leidenſchaftloſe Stoffe, die bibliſchen Hiſtorien, die Dogmen der kirchlichen Scholaſtik, kurzum: Stoffe, die keinem Menſchen das Blut zum Herzen treiben, als ein weiches, geduldiges Erz unter das künſtliche Hämmerwerk ihrer Melodieen brachten.

Ehe möchte man glauben, daß es dem Schwank und namentlich dem ſatiriſchen Gedicht, als der eigentlichen und entſprechenden Dichtung jener Zeit, möglich geworden, einen Uebergang zur politiſchen Poeſie zu finden. Allein wir haben ſchon oben die enge Sphäre bezeichnet, in welcher auch dieſe Dichtung ſich bewegt und in der ſie freilich ein treues Spiegelbild des Lebens, aber eben darum auch ebenſo beſchränkt war, wie dieſes Leben ſelbſt. Zwar greift der Satiriker mitunter auch in etwas höher gelegene Kreiſe über, er verſteigt ſich auch wohl bis zu Fürſten und Königen und läßt, in ſeiner Muſterung der Stände, auch dieſe höchſten an ſich vorübergehen. Allein mit der Politik hat er darum noch nichts zu thun; ſein Standpunkt bleibt immer nur derjenige der moraliſchen Reflexion. Nicht die Thaten, ſondern die Sitten der Großen muſtert er und auch dieſe in einer beſcheidnen Allgemeinheit, indem er nirgend an beſtimmte Perſonen anknüpft, ſondern nur überhaupt von der Laſt des königlichen Amtes, den Gefahren und Untugenden des Hoflebens und ähnlichen Gegenſtänden moraliſcher Betrachtung ſpricht.

Digitized by Google

Interessant ist in dieser Hinsicht auch die Stelle, welche jetzt, sowohl im Schwank, als im satirischen Gedicht, die Geistlichkeit einnimmt. Jener politische Gesichtspunkt, aus dem z. B. Walter von der Vogelweide das Zerwürfniß der weltlichen und geistlichen Macht und die sittliche Verderbniß des Klerus betrachtet hatte, ist den bürgerlichen Dichtern gänzlich verloren gegangen. Diese großartigen Beziehungen liegen für sie zu tief, sie fassen auch hier nur das Nahe und Nächste auf: nur die unmittelbare Stellung des Geistlichen zur Gesellschaft, die schlechten Sitten, die Habsucht und Lüsternheit der Pfaffen, wie sie hier einmal geprellt und dort beschämt werden und wie sie nichts als Unheil und Verwirrung anrichten — darüber klagen, darüber spotten sie. Aber im Ganzen spotten sie mehr, als sie klagen. Denn wenn die historischen Conflicte, welche Walter von der Vogelweide mit politischem Blick auffaßte, mit Recht seine Furcht und seinen Zorn erweckten, so sehen diese dagegen nur die sittlich-gesellschaftlichen. Das Pathos ist dem Humor gewichen: die Geistlichen sind mehr lächerlich als furchtbar, kein Gegenstand mehr der Ode, sondern nur noch der Satire.

Wenn wir nun (wie wir doch wohl müssen, so sehr auch die Erfahrung unsrer Tage, unsre Geschichte und unsre Politik uns darin widerspricht) nur solche Ereignisse, durch welche die Entwicklung eines ganzen Volkes vorwärts rückt, geschichtliche Ereignisse — und ebenso nur die Verhältnisse, in denen wirklich historische Mächte zu einander stehen, politische Verhältnisse nennen und demgemäß nur eine Poesie, welche sich dieser Stoffe bemächtigt, mit dem Namen historischer oder gar politischer Poesie bezeichnen dürfen; so ist in der bürgerlichen Dichtung allerdings keine Spur von politischer Poesie zu finden. Aber auch die Frösche und Mäuse

Digitized by Google

haben Krieg geführt: und auch dieſe Kriege haben ihren Homer gefunden. So haben in jenem Zeitalter auch die deutſchen Städte, trotz ihrer iſolirten und zurückgezogenen Stellung, eine Art von Geſchichte; auch in ihren engen, abgeſchloſſenen Kreiſen kommt es zu einzelnen Conflicten, und der Nachhall ſolcher „Ereigniſſe" bringt mitunter auch bis in die Stuben der Meiſterſänger. Zwar an die lombardiſchen Städte und einen Dichter, wie Dante, dürfen wir dabei nicht denken. Ihren bürgerlichen Fehden lag der große Kampf ihrer Zeit überhaupt zu Grunde; in Deutſchland, in den abgeſperrten Kreiſen unſrer Städte, gehen die Sachen viel einfacher vor ſich. Eine Feuersbrunſt, ein hochmüthiger Bürgermeiſter, ein verrannter Paß, ein Raubritter, dem man endlich an den Hals gekommen, ein armer Jude, der kleine Kinder gemordet oder die Brunnen vergiftet haben ſoll, ja wenn es hochkommt, Krieg und Fehde mit einer eiferſüchtigen Nachbarſtadt oder irgend einem Fürſten, dem es nach dem Fett der reichen Bürgerſchaft gelüſtet — ſiehe da die Weltgeſchichte unſrer Städte und die hiſtoriſch-politiſchen Stoffe ihrer Meiſterſänger! — Doch wollen wir unſern Städten damit nichts Böſes nachgeſagt haben. Welchen Grund hätten wir auch, uns über ihren Begriff von Ereigniß und Geſchichte zu erheben — wir, bei denen die Kehlfertigkeit einer Sängerin ein Ereigniß hieß, denen (ſo ſagt man) die Beine einer Tänzerin Weltgeſchichte vorgetanzt haben und bei denen neuerdings „die Aufführung der Antigone in die Reihe der Ereigniſſe tritt?" *)

*) Dies Letztere hat ein Berliner Hiſtoriker, Dichter und Philoſoph geſchrieben: ſ. Fr. Förſters Vorr. zu dem von ihm herausgegebenen Büchlein: Ueber die Aufführung der Antigone u. ſ. w. Und ge-

Digitized by Google

Allein auch dies Minimum historisch-politischer Poesie hat die bürgerliche Dichtung wohl nicht ganz aus sich selbst hervorgebracht. So sehr die Meistersänger, im stolzen Bewußtsein ihrer Gildemäßigkeit, den Volksgesang, „die schändlichen Gassenlieder" verachteten (Gervinus II, 264 Note 387), so ist es doch keinem Zweifel unterworfen, daß auch der Meistergesang sich dem Einfluß des Volksgesanges nicht völlig hat entziehen können, am Wenigsten im historischen Gedicht. Denn dies gerade war der Ausgangspunkt des wieder erwachten Volksgesanges; von hier aus breitete die muntre Lerche des Volksliedes ihre Schwingen — kein Wunder, daß sie die Meisterdichtung in ihrem engen Käficht überflog.

Wir haben hier also einige Augenblicke bei der Regeneration des Volksliedes zu verweilen. —

Zuvörderst aber wollen wir hier noch die Erwähnung desjenigen Gedichts einschieben, welches unsre so eben geäußerte Meinung von der politischen Unzulänglichkeit der bürgerlichen Dichtung und ihrer Unfähigkeit, die Geschichte anders als nur in lokaler Beschränktheit und in kleinen, unerheblichen Bruchstücken aufzufassen, anscheinend widerlegt. Es ist dies der Theuerdank, über den sich von Alters her und wohl gar bis auf die neueste Zeit viel lobpreisende Traditionen erhalten haben.

---

wiß mit Recht. Nur das ist bedenklich, daß er hinzusetzt: bei uns. Hat das die Bescheidenheit, der Patriotismus oder — der Schalk hinzugesetzt?

Digitized by Google

Ein Kaiſer, wie Maximilian der Erſte, der letzte Ritter, tapfer, klug, gebildet, ſcheint freilich würdig, der Inhalt eines Gedichts zu ſein. Ein ſolches kaiſerliches Leben, ſollte man glauben, müßte doch wohl immer ein tüchtiges Stück wirklicher Geſchichte enthalten: und daher auch die Dichtung, welche dies Leben verherrlicht, wird der Athem der Geſchichte durchwehen müſſen. Aber näher angeſehen, ſteht das Ding ganz anders und (um es ehrlich zu ſagen) ziemlich kläglich. Maximilians Leben iſt reicher an Entwürfen, als an Begebenheiten; es iſt mehr Thatluſt, als That. Der ritterliche Kaiſer ſelbſt (Gervinus nennt ihn den „klein-großen"), bei allem Nimbus, mit dem die neuere Romantik ihn umwoben hat, war im Grunde nur wenig an ſeinem Platz, wie er das ja ſelbſt, in dem bekannten Witzwort von ſich und Papſt Julius, naiv genug ausgeſprochen hat. Er wußte ſelbſt den politiſchen Kern ſeiner Stellung nicht auszubeuten: und ſo ſind denn auch die Ereigniſſe, die er durch ſeinen getreuen Melchior Pfintzing im Theuerdank aufſchreiben ließ, Alles in der Welt, nur keine politiſche. Es ſind lauter Privatbegebenheiten: Hochzeitsgeſchichten, Jagdabentheuer und kleine perſönliche Bedrängniſſe, in die der gute Kaiſer durch Unfall, Argliſt und Neid, die allegoriſchen Träger des Gedichts, verwickelt wird. Das Alles wird kapitelweiſe, Eins nach dem Andern erzählt; von einer hiſtoriſchen Idee, welche dieſe einzelnen Abentheuer zuſammenhielte, einem politiſchen Pathos, das ſie belebte, iſt gar keine Rede. Für den alten Kaiſer mag das recht erfreulich geweſen ſein, die kleinen Abentheuer ſeiner Jugend, wie er ſich hier einmal auf der Jagd verirrte, wie ihm dort einmal das Roß unter dem Leibe getödtet ward und wie man ihm die Braut, die reiche Maria von Burgund, nicht laſſen wollte —

Digitized by Google

es mag, ſagen wir, ihm recht erfreulich geweſen ſein, dieſe kleine Geſchichte ſeines Lebens in guten Meiſterſängerreimen, prächtig gedruckt, mit ſchönen Holzſchnitten vor ſich zu ſehen, und man mag es loben, daß er, der der deutſchen Geſchichte keine Thaten geben konnte, doch wenigſtens der Literatur ein Buch ſchenken wollte. Aber unerheblich bleibt dies Buch darum doch und iſt durch die Art, wie es die Geſchichte in lauter kleine perſönliche Abentheuer zerlegt, vielmehr eine Beſtätigung, als eine Widerlegung unſrer Anſicht. Vgl. Gervinus II, 421 fgg. und die neue, ſehr tüchtige Ausgabe des Gedichtes ſelbſt, von K. Haltaus, 1836. — Daſſelbe was hier vom Theuerdank geſagt iſt, gilt auch vom Weißkunig, einem zweiten Gedichte, in welchem Maximilian gleichfalls ſein und ſeines Vaters, Friedrichs des Dritten, Leben verherrlichen ließ: ſ. Gervinus, a. a. O. und Koberſtein, p. 328 in der Note.

Vielleicht endlich erwartet man hier auch den Reineke Fuchs erwähnt zu finden, indem die Erneuerung und namentlich die moraliſch-politiſche Umdeutung, welche die uralte deutſche Thierſage in dieſer Zeit erfuhr (der niederdeutſche Reineke, dies Vorbild des ſpäteren Bearbeiters, mag dieſer nun Baumann oder Heinrich von Alkmar geweſen ſein, erſchien zuerſt 1498. Vgl. Jakob Grimm's Einleitung zu ſeiner Ausgabe des Reinhart Fuchs, 1834, und Gervinus I, 102 fgg. 443 fgg.) allerdings mit dem ganzen Charakter dieſer Epoche aufs Genaueſte zuſammenhängt. Allein theils halten dieſe Erneuerungen ausſchließlich den allgemeinen moraliſchen Geſichtspunkt feſt, theils, wo ſie, verſteckter Weiſe, auf poſitive Verhältniſſe eingehen, ſind dieſe Verhältniſſe wiederum ſo eng und klein, bloße Hofgeſchichten ſtatt Geſchichte, ſo daß Alles, was wir oben

Digitized by Google

über die politiſche Beſchränktheit der bürgerlichen Dichtung überhaupt geſagt haben, auch vom Reineke Fuchs gilt und es daher einer beſondern Erwähnung dieſes Gedichts hier wohl nicht mehr bedarf. Vgl. Gervinus II, 402—410.

Wir haben im Früheren das deutſche Volkslied da verlaſſen, wo es, von den Geiſtlichen theils verfolgt und theils, als ein Stoff der Kunſtdichtung, an ſich geriſſen, jedenfalls wider den Einfluß der Geiſtlichen ſich nicht behaupten konnte. Aber wir bemerkten auch ſchon da, daß es, wenngleich in ein unſcheinbares Dunkel zurückgetreten und dem Auge des Geſchichtsforſchers entzogen, darum doch keineswegs aufgehört hatte zu exiſtiren. Nur dies unſichtbare Daſein an den Tag zu legen und ſich ſelbſtändig, als ein eigenes Element der Dichtung auszuweiſen, dazu war in der ganzen literariſchen Entwicklung dieſes Zeitalters der Volksdichtung kein Raum gegeben. Denn wie wir geſehen haben, ſo hatte, bedingt durch die Selbſtbewegung des Geiſtes und analog unſrer politiſchen Entfaltung, auch dieſe literariſche Entwicklung die Stadien der Geiſtlichkeit, der Ritter und der Bürger zu durchlaufen. Was außerhalb dieſer Kreiſe fiel, das war für die Geſchichte jenes Zeitalters ſo wenig in der Politik, wie in der Literatur vorhanden und konnte daher weder in der einen, noch in der andern zu einer ſelbſtändigen Offenbarung ſeines Daſeins gelangen. So wenig daher im Mittelalter der Begriff des Volkes, als eines ganzen, unzertheilten, in Stände und ähnliche fixe Unterſcheidungen nicht zerſplitterten, ſo wenig exiſtirt auch eine ſelbſtändige Volksdich-

Digitized by Google

tung; ſondern was von derartigen Elementen vorhanden iſt, bleibt entweder, eine Saat der Zukunft, im Verborgenen oder es ſchmiegt ſich der Kunſtdichtung dienſtbar an.

Nun aber haben wir auch geſehen, wie mit der einſeitigen Anerkennung der Weltlichkeit, mit dem Principat des Pfahlbürgerthums und der abſtracten Aeußerlichkeit des Meiſtergeſanges, dieſe bisherige Entwicklnng des Mittelalters ſich in ſich ſelbſt vollendet und dadurch zu ihrem Abſchluß und ihrer Berichtigung gelangt. Denn nicht weniger fruchtbar und weiſe, als die Natur, iſt die Geſchichte. Wie jene zu jedem Gift auch das Gegengift hat wachſen laſſen, ſo heilt auch die Geſchichte jedes Aeußerſte durch ſeinen Gegenſatz, in den es gerade dann umſchlägt, wenn es, auf dem Gipfel ſeiner Entwicklung, ſcheinbar am Mächtigſten iſt. Das iſt ſo nicht bloß in der Literaturgeſchichte, ſondern auch anderwärts iſt es ſo: und anderwärts noch deutlicher. Allein man will es nicht ſehen oder kann es nicht, weil Könige, wie Bettler, ihr Schickſal vollenden müſſen.

Auch die Erneuerung des Volksgeſanges iſt aus dieſem urewigen und allgemeinen Geſetz des Gegenſatzes hervorgegangen. Die Poeſie, noch eben das abgegrenzte Beſitzthum geſchloſſener Körperſchaften, ſchlägt plötzlich um und wird, im Volkslied, das freie Eigenthum einer ganzen großen Nation. Aus der ängſtlichen Umzäunung der Singeſtuben, „aus Handwerks- und Gewerbes Banden", wird ſie mitten hinein in das friſche Gewühl der Welt, unter den freien Himmel des Lebens entrückt; gegen die ſtarre Aeußerlichkeit des Meiſtergeſangs regirt die Innerlichkeit des Volksliedes, gegen die verknöcherte inhaltloſe Form das lebendige Pathos des Gemüths.

Digitized by Google

Denn dies ist der eigentliche Charakter aller Volksdichtung und dasjenige, wodurch dieselbe bei aller Wechselwirkung, die nach Form und Stoff zwischen beiden stattfindet, sich ins Besondere von der Poesie der Meistersänger grundsätzlich unterscheidet: dies nämlich, daß die Volksdichtung, als ein Ursprüngliches, Voraussetzungsloses, unmittelbar aus dem Gemüth, dem Born aller Dichtung, quillt und nur dies, das innerlichst bewegte, in Lust aufjauchzende, in Schmerz aufseufzende, immer frische, immer lebendige Gemüth, sonst nichts, zu seinem Ursprung und seinem Echo hat. Damit ist auch formal eine ganz neue Gestaltung der Poesie gegeben.

Die Form, die beim Meistergesang Alles, der ganze Mittelpunkt der dichterischen Bestrebung, der Maßstab des Werthes und der Wirkung war, ist, als ein Aeußerliches, im Volksliede nichts. So unabänderlich und starr, wie sie im Meistergesange war, so weich und flüssig ist sie hier. Wie sie dort nach einer vorgeschriebenen Norm, unter der richterlichen Wachsamkeit der Merker, aus der Reflexion des Verstandes hervorging, so tritt sie hier sogar nicht ganz aus der Innerlichkeit heraus, sie sucht und liebt das Anonyme, Ungewisse, Schwebende, sie bleibt, so zu sagen, selbst ein Stück Gemüth, das heißt: sie ist nur Musik, und zwar nicht eine angelernte, vorgeschriebene, sondern jene Musik, die mit frischester Gewalt, wie ein Quell aus Felsen, unwiderstehlich und unbewußt aus dem bewegten Herzen quillt. Hierin also hat das Volkslied zugleich seine Macht und seine Schwäche, seinen Vorzug und seinen Mangel: jenen, wenn wir es mit dem Meistergesang vergleichen, diesen, wenn wir den Maßstab von dem nehmen, was die Kunst sein soll und in ihrer vollen Entwicklung wirklich ist. Die Form nämlich aller Kunst,

Digitized by Google

als der Verkörperung, der Verdichtung des Absoluten im Sinnlich Schönen, soll plastisch sein, nicht bloß, wie die schwebende Form des Volksliedes, musikalisch — oder wenn auch musikalisch, so soll sie doch stets eine klingende Säule, eine wiederhallende Wölbung sein, die uns zugleich durch ihre sichtbare Schönheit erheitert und erhebt. Hierzu ist im Volkslied erst der Ansatz. Die todte Masse der meisterlichen Dichtung ist erst in Fluß gerathen, aber noch nicht wieder gebildet und geformt; mit Einem Worte: die Volksdichtung ist zwar poetisch, aber sie ist noch nicht Poesie. Dies zu vollenden, gleichsam die poetischen Dämmerungen der Volksdichtung in den heitern Tag der Kunstschönheit zu verklären, das ist die große Aufgabe unsrer modernen Poesie, die wesentlich nichts Anderes ist, als die zur Schönheit wiedergeborene — und zwar speciell durch die antike, als die ewige Meisterin der Form, die Mutter der Schönheit, wiedergeborene Volksdichtung.

Wir sind hier also wieder bei einer Urzeit angelangt, bei einem Chaos gleichsam, aus dem, wie aus dem Durcheinander der frühesten heidnischen Zeit das Mittelalter, ebenso jetzt unser modernes Leben sich entwickeln soll. Es ist von Wichtigkeit, dies hervorzuheben. Denn so sehen wir nun in dem Wiedereintritt der Volkspoesie eine Prophezeiung und Parallele dessen, was politisch, in der Wirklichkeit der Geschichte, im Zeitalter der Reformation geschieht. Wie das Volkslied am Ende der mittelalterlichen Dichtung, so die Reformation am Ende des mittelalterlichen Lebens. Wie mit dem Volkslied die Entwicklung der Poesie innerhalb gewisser Stände aufhört, so brechen in der gewaltigen Bewegung der Reformation auch die bisherigen

Digitized by Google

fixen Unterſchiede der Stände zuſammen. Wie dort das Volk, im Ganzen und als ſolches, in die Literatur, ſo tritt es hier in die Geſchichte ein. Wie jene der Fond unſrer modernen Dichtung, ſo iſt dieſe der Inhalt und Quell unſers modernen Lebens. Aber wie das Volkslied formlos bleibt, ſo bleiben es auch die politiſchen Anregungen der Reformation. Und wie wir es als die Aufgabe unſrer Poeſie erkannt haben, die Elemente der Volksdichtung innerhalb der ſchönen Form wiederzugebären, ſo iſt es auch die Aufgabe unſrer modernen Geſchichte, die politiſchen Anregungen der Reformation in der Wirklichkeit des Staates zu vollenden und in ſelbſtbewußten, darum lebendigen Formen zu fixiren. Ein Ziel endlich iſt beiden Entwicklungen gegeben: das Leben weiſt auf die politiſche Freiheit — und die Poeſie auf das politiſche Gedicht. Wir könnten dieſe Parallele noch weiter fortſetzen; wir könnten ſie namentlich auch auf den Inhalt Beider beziehen und der Innerlichkeit des Volksgeſangs die religiöſe Innerlichkeit der Reformation, der Reaction des Volksgeſangs gegen die hohle Aeußerlichkeit der Meiſterſängerei die Reaction der Reformation gegen die hohle Aeußerlichkeit und die abgelebten Formen der Kirche gegenüberſtellen. Doch mögen wir um ſo eher darauf verzichten, dieſe und ähnliche Seiten unſers Gegenſtandes hier näher zu beleuchten, als wir bereits an einem andern Orte (in dem Verſuch über den Göttinger Dichterbund, in der Einleitung pag. 8. 9. und 23—27.) unſere Anſicht darüber ausgeſprochen haben, und erlauben wir uns hier, unſere Leſer darauf zu verweiſen. — Wem es hauptſächlich um das Hiſtoriſche des Volksliedes zu thun iſt, der darf ſich vor Allem Soltau's Vorrede zu ſeiner mehrfach erwähnten Sammlung, dieſem ſchwer zu

Digitized by Google

erreichenden Muſter aller künftigen ähnlichen Unternehmungen, nicht entgehen laſſen.

In dem nun was wir ſo eben über die gemüthliche Baſis der Volksdichtung erinnert haben, liegt auch ſchon der Fortſchritt angedeutet, den nothwendig die politiſche Dichtung überhaupt dadurch machte, daß das Volkslied, die Poeſie alſo des lebendigen Gemüths, an die Spitze unſrer literariſchen Entwicklung trat. Es iſt der Fortſchritt vom lokalen zum hiſtoriſchen und ferner vom bloß hiſtoriſchen zum politiſchen Gedicht: zu einem Gedicht, das unmittelbaren und perſönlichen Antheil an den Begebenheiten der Geſchichte nimmt, das den Strom der Ereigniſſe nicht bloß an ſich vorüberrauſchen läßt und zu ihm ſpricht: mach' mich nicht naß! ſondern das ſich friſchen Muths in die Mitte der Wellen ſtürzt und, von ihnen getragen, alle Schwankungen der Geſchichte, als eben ſo viele Pulsſchläge des eigenen Herzens fühlt. So ſtehen auch die Dichter des Volksgeſanges ſelbſt unmittelbar im Leben. Denn die Vorausſehung der Tradition kennt das Volkslied nicht: was ſie nicht ſelbſt erlebt haben, ſeien es Schlachten oder Liebesgeſchichten, davon wiſſen die Volksſänger auch nichts zu ſagen, nur der lebendige Augenblick iſt ihre Muſe.

Wie nun aber dieſe Dichtung aus dem Gemüthe ſtammt, ſo will ſie auch auf das Gemüth wirken: und ferner, wie ſie aus dem Volke ſelbſt hervorgeht, ſo will ſie auch zum Volke ſprechen, das enge, kleine Publikum der Singeſchulen genügt ihr nicht, in alle Welt wollen dieſe fliegenden Blätter flattern

Digitized by Google

und die Herzen eines ganzen Volks entzünden. Damit ist nun nothwendig gegeben, daß das Volkslied sich entschieden solcher Stoffe zu bemächtigen sucht, die schon an sich im Stande sind, diese allgemeine Wirkung in der That hervorzubringen. Darum nach der ideellen Seite hin ergreift das Volkslied hauptsächlich die allgemein menschlichen Zustände der Liebe, als der universalsten Leidenschaft, und jene Situationen des Abschieds, der Trennung, des Wiedersehens, die nie veralten, die heut wie gestern im Leben jedes Einzelnen wiederkehren und stets, eben weil sie etwas so Uraltes und Allgemeines sind, jeden Einzelnen zu Theilnahme und Mitgefühl erregen. Und ebenso nach der andern Seite hin, wird auch das historische Lied allmälig über die beschränkte Sphäre jener bürgerlichen Stadtgeschichten, über die Raubritterfehden, die Bürgermeisterwahlen und Anderes desselben Schlags hinaus- und auf solche Ereignisse hingetrieben, die bedeutend und mächtig genug sind, das Interesse eines ganzen Volkes zu erregen.

Dergleichen große Ereignisse gab es, wie wir wissen, damals freilich in unsrer, zum Particularismus eingeschrumpften Geschichte nicht. Es ist daher ganz consequent, wenn auch unser Volkslied da, wo es zuerst erwähnt wird, sich entweder nur auf das Gebiet der inneren Zustände oder, wo es historisch ist, doch auf Begebenheiten von nicht mehr, als lokaler Wichtigkeit beschränkt. Diese erste ausdrückliche Erwähnung finden wir in der Limburger Chronik, welche (die verschiedenen, zum Theil widersprechenden Berichte über den Verfasser derselben siehe bei Koberstein, p. 290 Note) um das Jahr 1340 begonnen, den mittleren und letzten Theil des vierzehnten Jahrhunderts umfaßt. Aus dieser Zeit, und zwar zuerst vom Jahre 1343, ungefähr

Digitized by Google

alſo derſelben Zeit, wo der bürgerliche Geſang anfing ſich ſchulmäßig zu conſtituiren, werden in der Limburger Chronik Lieder erwähnt und zum Theil in Bruchſtücken angeführt, (die vollſtändige Sammlung derſelben ſiehe bei Koch, II, 69—73), welche „man in deutſchen Landen ſang und die gemein waren zu pfeiffen und zu wampen und zu Aller Freude, durch ganz Deutſchland." Aber dieſe Lieder erſcheinen ſämmtlich nur als ein Nachhall des Minnegeſangs, indem ſie zumeiſt daſſelbe Thema ausbeuten, das dieſem ſo geläufig war, nämlich die Verherrlichung der Frauen, den Preis des Frühlings und dergleichen; ebenſo wie wir uns andrerſeits die wenigen hiſtoriſchen Lieder, die aus dieſer Zeit und zum Theil noch früher her*) erhalten ſind: die Geſchichte eines Judentodtſchlags, einer Feuersbrunſt, einer Fehde zwiſchen Stadt und Ritterſchaft (Soltau, a. a. O. p. 51. 67. 69), nicht ohne einigen Einfluß der bürgerlichen Dichtung zu denken haben.

*) Auf die Volkslieder, welche Soltau (p. 39—48) ſogar aus dem dreizehnten Jahrhundert mittheilt, haben wir hier deshalb keine Rückſicht genommen, weil wir in der That mehr als bedenklich ſind, ſie überhaupt als Volkslieder paſſiren zu laſſen. Denn theils (p. 41 und 47) ſind es lateiniſche Gedichte, die ſchon durch dieſe Aeußerlichkeit der Sprache auf einen andern, als volksthümlichen Urſprung hinweiſen; theils (p. 42 und 44) ſind es Geſänge, die ganz ausdrücklich zwei Minneſängern, dem Meiſter Stolle (vgl. Hagen's Minneſinger, Band III, 3 fgg. und IV, 166. 249.) und Meiſter Rumsland (ebend. IV, 671 f.) zugeſchrieben werden. Es würde alſo nur das fünfte, p. 46: Wi Konnig Adolfis geſinde geleſtirt wart, vom Jahre 1293 bleiben. Aber auch dies iſt noch problematiſch, nämlich ob es nicht Bruchſtück einer größeren Dichtung iſt, worauf uns die Abweſenheit allen Prologs und Epilogs, wie er dem Volksliede ſonſt wohl eigen iſt (über letzteren vgl. Soltau in der Vorr. p. LXVI. f.) beinahe hinzuweiſen ſcheint. In jedem Fall iſt es immer nicht mehr, als ein Schwank: eine Geſchichte, aber nicht Geſchichte.

Digitized by Google

Die Anregung zum politischen Gedicht konnte dem deutschen Volkslied also nicht unmittelbar aus Deutschland selbst kommen. Sie kam ihm von jenem äußersten Vorposten deutscher Bildung, von dem der deutschen Literatur wiederholentlich so viel Treffliches zugeführt worden ist: aus einem Lande, dem wir, wie damals die lyrische Kritik des Lebens, so vier Jahrhunderte später die Anregung zur ästhetischen Kritik der Literatur verdanken und unter dessen literarischen Verdiensten um Deutschland der Lobredner derselben *) auch dies nicht hätte vergessen sollen: aus der Schweiz. Hier in der Schweiz, in den wiederholten Kriegen, welche sie gegen Oesterreich und Burgund führte, entwickelte sich zuerst innerhalb des deutschen Stammes der Begriff eines einigen, freien, selbstbewußten Volkes. Sie war der erste Schauplatz, auf welchem wieder einmal ein deutscher Stamm um den höchsten Preis und die erste Grundlage aller Volksthümlichkeit, um die Freiheit kämpfte. „Es kamen, sagt Gervinus (II, 199), Rechte zur Sprache, in deren Vertheidigung sich der Bauer gegen den stolzen Herrn fühlen lernte; es wurden Kriege geführt und Bündnisse geschlossen, die den Begriff von Herd und Vaterland ins Leben riefen; es kam Einfalt und schlichte Sitte mit Hoffart und Adelstolz zum Kampfe und lehrte den frommen Landmann auf Gott und die Heiligen seines Landes vertrauen." Dieser Entwicklung des Lebens mußte auch die Dichtung folgen. Dem Kriege konnte das Kriegslied, der politischen That das politische Gedicht nicht fehlen: und das um so weniger, als die Schweiz sich von jeher als ein sangreiches Land erwiesen und

*) Wilh. Wackernagel in seiner akademischen Antrittsrede: Die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur. Basel, 1833.

Digitized by Google

schon frühzeitig sein stattliches Contingent zu unsrer Dichtung gestellt hatte, der geistlichen sowohl, wie auch der ritterlichen, worüber man die bereits genannte Schrift von Wackernagel, p. 7—15 vergleiche. Jetzt, wo das Volk in die Geschichte eintrat, konnte diese volksthümliche Epoche auch nur in einer volksthümlichen Dichtung ihren Nachklang finden. Wie früh dieses politische Bewußtsein in der Schweiz lebendig war und das Pathos der Poesie abgab, zeigt das Lied von dem Bunde zwischen Bern und Freiburg, vom Jahre 1243. Es ist in der Tschudischen Chronik erhalten und von O. L. B. Wolff in der Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen, 1830 p. 448 fgg. abgedruckt. *)

*) Ein besonderes Interesse gewährt dies Gedicht durch die „kecken Späße und Ironieen", welche Gervinus (II, 200.) an den Liedern des Halb Suter so wohl gefallen. Jene naive Anwendung des Thierlebens auf das politische, wie sie sich auch bei Suter findet, z. B. am Schluß des Sempacher Liedes (Wolff, 464, und Gervinus a. a. O. Note 274), bildet hier die Grundlage des ganzen Gedichtes, so daß man mit Recht behaupten darf, daß Suter dies Element, aus diesen und ähnlichen Liedern, bereits als ein fertiges überkommen hat. Wie in dem Sempachliede „Ku Brüni zum Stiere" spricht, so erscheinen hier Freiburg und Bern überhaupt als „zwen Ochsen groß nit kleine," die eine gemeinsame Weide haben und sie mit vereinter Kraft gegen alle übrigen Thiere, gegen Wölfe und Füchse, schützen. Da heißt es denn u. A.:

Es sind zween alte Pfarren,
Die freche Müte hand:
Niemand darf mit Inen stoßen,
Dieweil sie sind Eidgenossen
Und sich nicht scheiden land.

Got geb den Ochsen beiden
Einen stiffen stäten Sinn
Und lasse sie nit hören,
Das sie möchte zerstören,

Digitized by Google

Dergleichen Lieder, deren es gewiß schon damals eine größere Zahl gab, wennschon die Ungunst der Zeiten sie uns nicht aufbehielt, bilden gleichsam die Schule und Einleitung zu demjenigen, was sich später, unmittelbar aus den österreich-burgundischen Kriegen selbst, mit überraschender Schnelligkeit entwickelte. Mit derselben derben Tüchtigkeit, derselben Frische und Sicherheit, mit der die wackern Schweizer Bauern die goldverbrämten Ritter Leopolds von Oesterreich und Karls des Kühnen niederschlugen („zu tod geschlagen" lautet der Refrain, den das Sempacher Lied in übermüthiger Freude rastlos wiederholt): ebenso derb,

---

Es wäre nit Ir Gewinn.
Noch uß dem Joche tretten,
Dann wurdend sie entwetten,
So schlug es übel uß,
Daß ich sie beide warne,
Die Wölff sind in dem Garne,
Die kämind dann haruß.

Nun will ich Euch bedüten,
Wer die zween Ochsen sind,
Man mag es hören gerne:
Es ist Fryburg und Berne,
Als es sich wol befind,
Die kann niemand gescheiden,
Von Pundt und Iren Eiden,
Und minder dann ein Ee,
Als noch Ir Briefe singend,
Wie sies zesammen bringend,
Das wüssend jemeer mer.

Ueber den vermuthlichen Ursprung dieser Anspielungen aus der Thierwelt siehe Gervinus a. a. O. p. 203. Doch wird daneben auch auf das Nächste, die ländliche Beschäftigung des Volkes nämlich, welche diese Bilder von Ku Brüni und dem umgestoßenen Milchkubel und den Ochsen „mit Gehürne, das ist spitze" u. s. w. unmittelbar darbot, wohl einige Rücksicht zu nehmen sein. —

Digitized by Google

frisch, wacker schreitet das Kriegs- und Siegslied daher. Den ersten Rang unter diesen Dichtern, deren Namen, so weit dieselben überhaupt bekannt sind, in dem Verzeichniß bei Soltau, Seite LXXI der Vorrede, gefunden werden,*) nimmt ohne Widerspruch der schon genannte Halb Suter ein. Er war aus Lucern gebürtig und hatte in der Sempacher Schlacht (1386), die er mit Gesang verherrlichte, selbst mitgekämpft.**) Vgl. Gervinus a. a. O. II, 397 fgg. Aus den späteren Kriegen mit Burgund ist besonders Veit Weber bekannt und berühmt. Wie sein großer Vorgänger, hatte auch er unmittelbaren Antheil an dem Kampfe selbst genommen, und besang nur das, was er selbst gesehen, und die Siege, zu denen er selbst geholfen. Seine Gedichte sind in der Chronik des Diebold Schilling von Solothurn (s. Wackernagel, a. a. O. p. 17.) erhalten; sie sind in neuerer Zeit oft wieder abgedruckt worden, auch bei Wolff, p. 504 fgg. und in einer besondern Ausgabe von H. Schreiber, Freiburg 1828. Vgl. auch Gervinus, a. a. O. 204, wo die Weber'schen Lieder, im Vergleich zu denen des Halb Suter,

*) Vgl. die von Soltau, a. a. O. p. XLIII fg. näher besprochene Eidgenössische Liederchronik von Rochholz, Bern 1835. (Oder wie der vollständige Titel lautet: Eidgenössische Liederchronik. Sammlung der ältesten und werthvollsten Schlacht-, Bundes- und Parteilieder vom Erlöschen der Zäringer bis zur Reformation. Aus Handschriften, Urkundensammlungen, Chroniken, fliegenden Blättern und andern Quellen zusammengetragen, übersetzt und historisch erläutert ꝛc.)

**) So lautet der Schluß des gedachten Liedes:

Halb Suter unvergessen, also ist Ers genannt,
zLucern ist Er gsessen und allda wol erkannt.
He, Er war ein fröhlich Mann,
Dies Lied hat er gedichtet, als er ab der Schlacht ist kan.

Ein anderes Lied auf die Sempacher Schlacht (ein Spruch vom Sempachstreit) s. bei Soltau, p. 74.

Digitized by Google

denen sie allerdings nachstehen, doch vielleicht ein wenig zu strenge beurtheilt sind, und Koch's Compendium II, 76—78.

Wie es nun im politischen Leben nicht anders sein kann, als daß sich der Partei die Partei gegenüber stellt, so fehlte es auch diesen Liedern der Schweizer nicht an Gegenliedern ihrer Feinde. Peter Suchenwirt, ein österreichischer Hofpoet, der noch im Ausgange des vierzehnten Jahrhunderts die ritterliche Dichtung zu erneuern suchte (siehe über ihn Gervinus II, 187 fgg.), setzte Suter's Triumphgesang über den Sieg bei Sempach ein anderes Sempachlied entgegen (bei Soltau, p. 71—73), das in der Form nicht ohne Anklang an die Volksdichtung ist. Er beklagt den edlen Herzog von Oesterreich, und stellt seinen Tod als den Heldentod eines Ritters dar, der lieber fallen, als seiner Ehre etwas vergeben wollte; über die aber, die dabei still zu Rosse hielten und zusahen mit Schanden, über die ruft er Schmach und Schimpf: hätten sie Alle Recht gethan, die mit dem Fürsten ritten, der Ausgang der Schlacht wäre wohl ein anderer gewesen! So weiß er, als ein guter Hofdichter, dem Dinge noch eine Wendung zu geben. Sein Gedicht ist mehr ein bloßes Lob- und Ehrenlied zum Gedächtniß des gefallenen Leopold, als ein politisches Lied. Gegen die Feinde selbst, die Schweizer, nimmt er eine ganz neutrale Stellung, er hat kein Fünkchen politisches Pathos und zeigt solchergestalt recht, wie untauglich diese in Egoismus, Schmeichelei und Höflingsphrasen erstorbene Ritterdichtung war, in einer bewegten Zeit als politisches Instrument zu dienen. Weit besser versteht es „der von Isenhofen" in seinem Schmachlied gegen die Eidgenossen, 1444. Es ist ein Volkslied in derbem, frischem Ton, voll bittern Hasses. Aber freilich steht der

Digitized by Google

von Isenhofen den Begebenheiten auch nicht so fern, wie Suchenwirt, der Hofpoet, der hübsch zu Hause bleibt und dann erst hinterdrein nachträgliche Leichencarmina liefert. Dieser dagegen hat sich selbst unter die Feinde geschlichen und heimlich ihren Rath belauscht. *) Nun ruft er ihnen höhnisch zu, daß es nächstens aus sein werde mit der Macht der Bauern und daß der Bund, auf den sie so hart gepocht, schon anfange sich zu biegen. Das Lied ist bei Wolff, p. 480 abgedruckt; ebendaselbst (p. 474 und 478) sind auch noch zwei andere Lieder der österreichischen Partei zu finden. Vgl. Gervinus II, 201.

Während nun dies im Süden, in der Schweiz vorging, wurde ein ähnlicher Kampf an der nördlichen Grenze Deutschlands, bei den Dithmarsen, (1500) geführt und fand seinen Nachhall in ähnlichen **) Liedern, aus denen, „obgleich die historisch treue und minutiöse Erzählung den poetischen Werth gering hält, ganz jene Vaterlandsliebe, jener Geschlechts- und Ahnenstolz, die Freiheitsliebe des ehrlichen Bauern gegen stolze Unterdrücker, des armen Unabhängigen gegen den vornehmen Unfreien, und jener fromme Sinn, der unter den Bedrohten den Spruch in Umlauf setzte, daß, wenn sie Recht hätten, Gott

*) Der uns dies Liedlein hat gemacht,
Der ist von Isenhofen,
Die Puren hattend sin kein Acht,
Als Er saß hinderm Ofen,
Und loset Irem Rate,
Und was sie weltend triben,
An einem Abend spate,
Er hats nit mut ze verschwigen.

**) Eine Aehnlichkeit, die sich sogar auf die Form erstreckt: Gervinus II, 205 und 200.

Digitized by Google

ſie nicht verderben, hätten ſie aber Unrecht, ſie möge ſterben laſſen.“ (Gervinus II, 205. Die Lieder ſelbſt ſtehen in der Chronik des Neocorus, ſt. 1630, herausgegeben von Dahlmann, 1827 und von dort wieder abgedruckt bei Wolff, p. 324—369.) Und endlich regte ſich die politiſche Dichtung auch an der öſtlichen Grenze, in Böhmen, wo die Huſſitenkriege und allerhand Streitigkeiten um den Thronbeſitz rumorten, die zum Theil auch in den Gedichten des Nürnbergers Hans Roſenplut, des Schneppperers, welcher bei einigen dieſer Kämpfe perſönlich zugegen geweſen war, ſich wiederſpiegeln: mehr freilich nur in Allegorieen und verſteckten Anſpielungen, als in einem offenen poetiſch politiſchen Bekenntniß. Vgl. Gervinus II, 202. 203.

Dies Alles konnte nun natürlich nicht ohne Einwirkung auf die Entwicklung des deutſchen Volksliedes bleiben. „Die Lieder von Sempach und Näfels erkämpfen dem deutſchen Volksliede ſo gut ſeine Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit von der ritterlichen Poeſie, wie die Schlachten ſelbſt dem Volke, das ſie gewann, ſeine Freiheit.“ Gervinus a. a. O. p. 200. Langſam zwar ging dieſe Entwicklung vor ſich. Die meiſten hiſtoriſchen Lieder dieſes Zeitraums beſchäftigen ſich, im Geiſte der bürgerlichen Dichtung, wie wir es oben bereits beſprochen haben, mit lokalen Ereigniſſen, und die einzelnen Gedichte, die über dies enge Terrain, dies provinciale Intereſſe hinausgehen, wie das Gedicht von dem Concilio zu Coſtantz, 1415 (Soltau, p. 85 fgg.) u. ſ. w. ſind eben vereinzelt. Im Ganzen indeß nahm auch hier das Intereſſe am öffentlichen Leben zu. Einen Beleg dafür giebt die von Koch, II, 73. 74 mitgetheilte Stelle aus Cyriacus Spangenberg's Sächſiſcher Chronica (Frankf. a. M. 1585), bei der man ſich, um den Fortſchritt zu

Digitized by Google

ſpüren, an dasjenige erinnern muß, was uns, aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, die Limburger Chronik von Volksliedern mitzutheilen hatte. Etwa hundert Jahre ſpäter, vom Jahre **1452**, heißt es in der Spangenberg'ſchen Chronik: „Dieſe Zeit wurden Lieder gemacht und geſungen, darin man die Oberkeit erinnert und ermahnt, in der Regierung Gleichmäßigkeit zu halten, dem Adel nit zu viel Freiheit und Gewalt zu verhengen, den Bürgern in Stetten nit zu viel Pracht und Geprenge zu verſtatten, das gemeine Bawersvolk nit über Macht zu beſchweren, die Straſſen rein zu halten und jederman Recht und Billigkeit widerfahren zu laſſen. Von welchen Liedern ſind noch etliche Geſetzlin vorhanden, ſo etwan von alten Leuten, die ſie in irer Jugend von iren Eltern gehört, geſungen worden und ungefär alſo lauten" u. ſ. w. Dieſe Proben ſiehe gleichfalls bei Koch a. a. O. **74. 75.** Im Ganzen freilich beweiſen auch dieſe Lieder nur das, was Gervinus von dem deutſchen hiſtoriſchen Liede dieſer Jahrhunderte überhaupt ſagt: nämlich daß alles Große, was geſchah, nur an den Grenzen vorging, daß dagegen im inneren Deutſchland das hiſtoriſche Lied in ſeiner Nüchternheit blieb und die poetiſche Kritik des öffentlichen Lebens ſich mehr auf Moraliſches, als auf Politiſches bezog. (II, 201. 205.) Erſt mit dem Eintritt des ſechszehnten Jahrhunderts ward auch dies geändert; in Sachſen, in der Mitte Deutſchlands, begann im Jahre **1517** die Reformation.

Die Reformation, wie ſie die Grundlage der neuen Zeit iſt, bildet zugleich den Abſchluß und die Negation des Mittelalters. Der weſentliche Inhalt des Mittelalters war, wie wir

Digitized by Google

gesehen haben, der Kampf zwischen Geistlichem und Weltlichem, zwischen Diesseits und Jenseits, Himmel und Erde, Gott und Welt. Von dem Extrem der geistlichen, außerirdischen Richtung, vor der alle Güter der Erde, alle Thaten der Geschichte nichts sind, die nur in der Zurückgezogenheit von der Welt, in der Einsamkeit des Klosters, in sinniger Betrachtung des Ewigen den Endzweck des Lebens zu erfüllen meint, und die daher auch in der Literatur ausschließlich die geistliche Richtung zur Herrschaft bringt, war das Mittelalter ausgegangen: und gegen sein Ende hin sahen wir es, nach mancherlei Schwankungen, bei dem andern Extrem, bei der derben, unbekümmerten Weltlichkeit angekommen, die sich feststellt auf sich selbst, und in Folge deren auch in der Poesie eine wahre Flucht vor allem Idealen und Allgemeinen, ein bornirtes Vertiefen in das Aeußerlichste und Besonderste sich geltend macht.

Diesen Zwiespalt, der im Mittelalter selbst zu keiner Versöhnung kommen kann, hebt die Reformation auf. Im Christenthum überhaupt war, gegenüber der Unmittelbarkeit des heidnischen Naturlebens, Gott, der Geist, das Absolute, als ein Außerweltliches, Jenseitiges zur Offenbarung gekommen. Damit war jener Zwiespalt des Mittelalters gegeben, dessen Entwicklung wir bisher verfolgt haben und der jetzt in der Reformation, als der principiellen Fortbildung und (daß wir dieses Wort nicht scheuen) der Vollendung des Christenthums, zur Versöhnung gebracht wird. Denn wie die Reformation den Unterschied aufhebt zwischen Geistlichen und Laien, wie sie die starre Aeußerlichkeit des katholischen Cultus beseitigt und den ganzen religiösen Proceß in das Innere jedes einzelnen Menschen selbst verlegt: so hebt sie auch, eben durch die Vereinigung im Innern

Digitized by Google

des Subjects, die Trennung zwiſchen Dieſſeitigem und Jenſeitigem auf, ſie ſchmilzt gleichſam die erſtarrte Weltlichkeit im Feuer des Göttlichen, das eben dadurch aufhört, ein bloßes Ding an ſich, eine bloße Abſtraction zu ſein — mit Einem Wort: ſie legt den Grund und die Möglichkeit zu dem Reſultat, zu welchem, auf dem Boden der Reformation fortbauend, die Philoſophie unſrer Tage gekommen iſt: das Bewußtſein nämlich von der Immanenz Gottes in der Welt, die keineswegs, wie in der antiken Zeit, ſelbſt Gott iſt, die aber auch nicht, wie im Mittelalter, von Gott verlaſſen und entfremdet, ſondern die in Gott und in der Gott iſt, Ein Leib, Eine Seele, Ein gemeinſames Sein, Werden und Entwickeln.

Die praktiſchen Conſequenzen dieſes neuen Bewußtſeins ſind unermeßlich. Wir haben ſie noch heute nicht vollendet, ja wir ſperren uns ganz unbändig und laufen ſeitwärts und rückwärts und verſuchen tauſend Ausflüchte, nur um ſie nicht zu vollenden. Was Wunder alſo, daß auch ſogleich bei ihrem erſten Auftreten gewaltige praktiſche Erſchütterungen erfolgten. Die deutſche Geſchichte kommt in Wallung: und wie es fortan kein Aeußerliches mehr giebt, das weiter nichts als dieſes und nicht zugleich aufgenommen wäre im Geiſt, ſo reißt die Bewegung der Geſchichte, das Drängen und Treiben der Ereigniſſe auch die Geiſter, die Gemüther des Volks in derſelben Wallung mit ſich fort. In unendlich erhöhtem Grade alſo wiederholte ſich hier, was wir früher, bei den Bewegungen der ritterlichen Zeit und den erſten Conflicten zwiſchen weltlichem und geiſtlichem Regiment, geſchildert haben. Hatte die Bewegung ſich dort nur in gewiſſen Kreiſen abgeſchloſſen und war ſie auch innerhalb dieſer Beſchränkung zwar äußerlich der Anſtoß der

Digitized by Google

Ereigniſſe, nicht aber auch innerlich der Inhalt des Bewußtſeins geworden; ſo ging ſie dagegen hier durch alle Stände, durch das ganze Volk, durch alle Geiſter und Gemüther.

So war denn nun Alles vorhanden, was das Volkslied brauchte, um ſich auch bei uns, im Innern des deutſchen Lebens ſelbſt, zur politiſchen Dichtung auszubilden. In der That iſt in dieſer Epoche unſer Reichthum an politiſchen Liedern außerordentlich; nie wieder, weder vorher noch nachher, hat unſre politiſche Dichtung in ähnlicher üppiger Blüthe geſtanden. Alles, was damals in Deutſchland gedacht und gedichtet, geſagt und geſungen ward, war von politiſchem Intereſſe erfüllt; das Volkslied, mit dieſem großen hiſtoriſchen Inhalt, war die einzige poetiſche Exiſtenz der Zeit.

Es iſt nun artig zu ſehen, wie die drei mittelalterlichen Stände, die durch die Bewegung der Reformation in den großen Begriff des Volks zuſammenſchmelzen, und ebenſo die drei Sphären der mittelalterlichen Dichtung, an deren Stelle die Volksdichtung tritt, alſo die Geiſtlichen, die Ritter und die Bürger, gleichſam ihre drei Abgeordneten ſchicken, die ſie ſowohl bei der Reformation ſelbſt, als bei dem poetiſchen Organ derſelben, dem politiſch-volksthümlichen Gedicht, vertreten, gleich als wollten ſie damit ein ausdrückliches ſichtbares Zeichen der großen Ausſöhnung, die hier ſtattgefunden, und ein Unterpfand geben für die Allgemeinheit des Intereſſes, das jetzt überall alle Welt ergriffen hat. So kommt Luther, der Bauherr des großen Werkes ſelbſt, von der Geiſtlichkeit und dem geiſtlichen Gedicht; Hutten von der Ritterſchaft und der höfiſchen Dichtung, und endlich Hans Sachs, der Schuhmacher und Poet dazu, von dem Bürgerſtand und der Poeſie der Meiſterſänger. Wir wollen bei

Digitized by Google

jedem dieser drei Männer einen Augenblick verweilen, um die Stellung, welche sie zur politischen Dichtung einnehmen, zu betrachten.

Unmittelbaren Antheil an der politischen Dichtung hat Luther nicht genommen. Es entspricht das dem Verhältniß, in welchem er sich auch übrigens zu den politischen Bewegungen seiner Zeit erhielt. Er lehnte sie von sich ab, er beklagte zum Theil und verdammte sie sogar, wenn diese praktischen Stürme sein großes Werk der geistigen Reformation zu stören oder doch auf eine Bahn zu lenken drohten, in der seine eigene That ihn wie fremd ansehen mußte. Dafür hat Luther sich nicht bloß von Einzelnen seiner Zeitgenossen, deren rascher Sinn sich ärgerte an Luther's gründlicher Bedächtigkeit und seinem energischen Festhalten an dem, was er nun einmal als die Aufgabe seiner Zeit und seines Lebens erkannt hatte: sondern auch in neuester Zeit, und namentlich von einigen Stimmführern der modernsten Jugend, hat Luther sich dafür müssen schelten lassen, als sei er nur ein dickköpfiger Dogmatikus, ein beschränkter Theolog, wohl gar halb und halb ein Fürstenknecht gewesen, der bloß aus Liebedienerei gegen die, von denen er Schutz und Schirm für sein kirchliches Beginnen erwartete, wider die politischen Reformationsversuche Partei genommen. Glaubt man diesen Leuten, so hätte Luther nichts Besseres thun können, als nur schnell seine Bibelübersetzung unfertig ins Feuer werfen und dafür das Schwert umschnallen und sich, wie Thomas Müntzer, an die Spitze von Bauern und Gesindel stellen. Ja sie haben nicht übel Lust, den hirnverbrannten Pfarrer von Allstedt weit über Luther zu setzen, als den eigentlichen Helden, den Märtyrer der

Digitized by Google

Reformation, gegen deſſen univerſale Pläne Luther doch nur ein armſeliger Philiſter war. Die ſo urtheilen freilich, haben ſich ſelbſt (wir ſehen es ja täglich!) im Leben wie in der Literatur allzuſehr zerſplittert, ſie haben ſich ohne die Schule der Theorie, zu munteren Sinnes unmittelbar in die Praxis, wenn auch nur in die Praxis der Literatur geſtürzt, als daß ſie wiſſen ſollten, daß Großes nur aus der Beſchränkung wächſt und daß keine Frucht der Praxis taugt, die nicht auf dem Boden der Theorie gewachſen iſt. Wir dagegen wollen es Luther Dank wiſſen, daß er die geiſtige Reformation in ihrer eigenthümlichen Sphäre erhalten und uns dadurch die Möglichkeit geſichert hat, dieſe praktiſche Reformation, wenn einmal ihre Zeit gekommen ſein wird, vollſtändiger und vollkommener durchzuführen, als unſre Nachbarn in Frankreich und England gekonnt haben, in deren politiſchem Daſein, bei aller Lebendigkeit und allem Streben, es ſich doch jeden Augenblick rächt, daß ſie die Praxis unmittelbar aus der Praxis ernten wollen, und den Durchgangspunkt der theoretiſchen Läuterung, der geiſtigen Befreiung verſchmäht haben. Und überdies, was heißt das, Luther zu verunglimpfen, weil er zu der Reformation nicht auch gleich über Nacht eine politiſche improviſirt und zur Freiheit des Geiſtes nicht auch gleich die Freiheit der praktiſchen Exiſtenzen deſſelben, die Freiheit des Staates, proclamirt hat, da ja noch jetzt, nach drei Jahrhunderten und mit der großen Erbſchaft deſſen, was Luther uns erworben, wir ſelbſt mit dieſer zweiten Reformation nicht zu Stande kommen können? —

Aber ſelbſt dieſe mißliebigen Beurtheiler werden an Luther nur immer das ausſetzen können, daß er ihnen nicht liberal genug geweſen. Antheillos überhaupt verhielt er ſich zu den

Digitized by Google

politiſchen Ereigniſſen ſeiner Tage nicht; vielmehr ſchleuderte er manch feuriges Wort dazwiſchen, ermunternd, belehrend, ſtrafend, immer derb und feſt, immer ſicher und groß, nicht minder den Fürſten gegenüber, als dem Volk, und in einer Sprache, die aus Erz, oft aus recht grobkörnigem, geſchmiedet ſcheint. Hierdurch iſt er nun auch auf die Dichtung ſeiner Zeit von ungeheurem Einfluß geweſen. Das politiſche Gedicht, ja das Pasquill der Reformationszeit hat ſeine derbe Sprache, ſeinen brennenden Witz, ſeine unerſchrockne Haltung, guten Theils aus Luther'ſchen Schriften gelernt. Will man endlich auch die geiſtlichen Gedichte Luther's hier einigermaßen in Betracht ziehen, ſo wird ſich dagegen wohl kaum etwas einwenden laſſen, da ja die Reformation, ſo wenig ſie ſelbſt, in Luthers Sinne, dies auch ſuchte, zugleich auch eine politiſche Bewegung in ſich ſchloß und daher das religiöſe Bekenntniß, wie Luther's Lieder es ausſprachen, ſich zugleich zum Wahlſpruch einer politiſchen Partei erweitern mußte. In der That nehmen wir keinen Anſtand, Luther's unnachahmliches: Ein' feſte Burg iſt unſer Gott, auch hier ausdrücklich zu erwähnen. Was in dieſem Liede ausdrückliches theologiſches Bekenntniß iſt, das zwar mag für die heutige Zeit, die allerdings um ganz andere Güter ſtreitet, großentheils ſeine Bedeutung verloren haben. Allein neben dem kirchlichen Element lebt in dem ehernen Klang dieſes Gedichts ſoviel wahre und urſprünglich ewige Religion, daß daſſelbe noch heut, als ein allgemeiner Ausdruck für die unbedingte Hingabe des Menſchen an das Göttliche, auch die Herzen derer erſchüttert und erweitert, die nicht, wie Luther, bloß vom Meſſias für ſich kämpfen laſſen, ſondern ſelbſt kämpfen wollen. Dieſe unbedingte Hingabe, dieſes: „Nehmen ſie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin!" verlangt

Digitized by Google

jedes Princip: und darum muß ein Lied, welches sie ausspricht, stets unvergänglich und auch für diejenigen von höchster Wahrheit bleiben, deren Religion allerdings nur der Glaube an den Geist, deren Gottesdienst nur der Dienst der Freiheit ist. Und das wird auch vollendet werden — „und ob die Welt voll Teufel wär'!"

Ist nun Luther der politischen Bewegung seiner Zeit wenn auch nicht fremd, doch persönlich fern geblieben, so hat dagegen Ulrich von Hutten*) sich kopfüber, und auch den eigenen Untergang nicht scheuend, in dieselbe hineingestürzt. Er ist der eigentliche Verkämpfer für die politische Richtung der Reformation, in ihrer praktischen sowohl wie in ihrer poetischen Offenbarung. Wo Luther belehrt, zurückhält, warnt, da regt Hutten auf, treibt vorwärts, beschwört Volk und Fürsten zum Aeußersten und Letzten. Und wie Jener für die politische Poesie nur mittelbar, theils durch den Kern seiner Gesinnung und die religiösen Anregungen überhaupt, theils und besonders in sprachlicher Rücksicht von Bedeutung ist: so dagegen bildet Hutten persönlich einen hauptsächlichen Ausgangspunkt der politischen Dichtung, deren Ton und Färbung (Gervinus II, 440. 449.) lange Zeit durch sein Beispiel bestimmt ward. Ja und wenn er etwas Aehnliches, wie für die politische Poesie, nicht auch für die politische Praxis geworden ist, so hat das nicht an seinem

*) Seine Werke sind neuerdings (1821 fgg. 5 Bde.) von E. Münch gesammelt worden, zum Theil auch (Dichtungen von U. v. Hutten, 1838) übersetzt. Eine kleine Auswahl, die freilich, außer dem Gespräch mit dem Fieber, nur zwei Gedichte Hutten's, wiewohl die bedeutendsten, nämlich seine Klagrede an die deutsche Nation und die Klage über den lutherischen Brand zu Mentz enthält, hat Aloys Schreiber schon im Jahre 1810 herausgegeben. Auch ist daselbst ein ziemlich vollständiges Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften beigefügt. Im Uebrigen vergleiche die treffliche Charakteristik bei Gervinus, II, 424—447, und die Lebensbeschreibung bei Erhard II, 268 fg.

Digitized by Google

Willen und nicht an seinem Muth gelegen, nur das Schicksal hinderte ihn — oder wie wir lieber sagen wollen: die Geschichte.

In dieser doppelten Thätigkeit Hutten's zeigt sich nun auf eine überraschende Weise, zu welcher Höhe der Gesinnung die Reformation, diese Verkündigung des Ewigen und Allgemeinen, auch die Besonderheit des ritterlichen Standes und der höfischen Poesie fortreißen konnte. Denn in diesen beiden Sphären hat Hutten eigentlich seinen Ausgangspunkt: nur daß wir die höfische Dichtung jetzt vielmehr die gelehrte nennen müssen.

Wir haben bereits an einem andern Orte *) nachzuweisen versucht, welchen geschichtlich nothwendigen Zusammenhang mit der Entwicklung dieser Zeit die Einführung der klassischen Studien und namentlich die Erneuerung der antiken Dichtung gehabt hat. Hier wollen wir es als eine Thatsache hinnehmen, daß, etwa mit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, das Studium der alten Literatur auch in Deutschland erwacht war und daß, bei der Lebendigkeit, mit welcher die Humanisten das Alterthum empfingen und selbst reproducirten, sich aus diesen gelehrten Studien auch sogleich eine gelehrte Poesie, eine neulateinische Dichtung, besonders in Nachahmung der römischen Lyriker, entwickelt hatte. Diese Dichtung, ganz abgesehen von dem Inhalt, hatte vor der eigenthümlichen deutschen Poesie jener Zeit den außerordentlichen Vorzug der gebildeten und eleganten Form. Während in den Gesängen der bürgerlichen Dichter der deutsche Vers schwerfällig und gleichsam mit steifen Knieen daherhinkte, während auch das Volkslied, seiner Natur gemäß, es nur bis zum musikalischen Klang, nirgend aber zur wirklichen

*) Vgl. Göttinger Dichterb. p. 27 fgg.

Digitized by Google

Formvollendung brachte: so schmeichelte dagegen die neulateinische Dichtung sich mit der vollen, sonoren Pracht, den mächtig rauschenden Wogen, dem zierlichen Spiel des antiken Rhythmus in die Ohren der Vornehmen ein. Sie schmeichelte den Vornehmen ferner und unterhielt sie durch den blendenden Apparat von Bildern, Vergleichungen und Anspielungen, die mythologische und antiquarische Gelehrsamkeit, die sie mit sich führte. Kein Wunder also, daß die neulateinische Poesie die Poesie der Vornehmen ward und daß die gelehrten Dichter an den Höfen der Großen in die Stelle traten, die früher die ritterlichen Sänger eingenommen hatten. Wie zu den Hofhaltungen der Fürsten ehemals die fahrenden Dichter, so drängten sich jetzt die fahrenden Gelehrten herzu; wie früher die Milde gegen die ritterlichen Dichter, so gründete jetzt die Freigebigkeit gegen die Gelehrten den Ruhm der Fürsten und bereitete ihnen einen klangvollen Namen; wie sonst an jene Geld und Kleider, Geschmeide und Ländereien, so theilten sie jetzt an diese Titel und Würden, Pensionen und Ehrenketten aus: ein Verhältniß, das seinen Gipfel in der Würde des **Poeta Laureatus Caesareus** hat, des gekrönten kaiserlichen Poeten*), die ausschließlich der lateinischen Dichtung beschieden war. Die vaterländische Dich-

*) Diese Dichterkrönungen waren eine Einrichtung Friedrichs des Vierten, Maximilians Vater, der mehr als funfzig Jahre (1440—1493) auf dem Stuhl der deutschen Könige faullenzte und durch seine beispiellose Indolenz die Zerrüttung des Reichs wesentlich beförderte. Dafür krönte er denn Poeten: zuerst den Aeneas Sylvius, 1442. Doch steht diese Krönung einzeln da und traf auch keinen Deutschen, weshalb man den Anfang der Dichterkrönungen gewöhnlich erst von Conrad Celtes, 1487 datirt. Seitdem wurden sie häufiger und bald zahllos, womit natürlich auch der Nimbus verschwand. Vgl. Erhard, Gesch. des Wiederaufblühens u. s. w. II, 23.

Digitized by Google

tung blieb an Bürger und Bauer überlassen: die lateinische allein war die aristokratische, hoffähige, die kaiserliche Kunst.

So gehört auch Hutten dem ritterlichen Stande; so geht auch er von den humanistischen Studien aus; so hatte auch ihn Kaiser Maximilian selbst in Augsburg (1517.) als kaiserlichen Dichter gekrönt; so hatte auch er, nach mancherlei Schicksalsstürmen, am Hofe des Churfürsten Albert von Mainz Schutz und Unterhalt gefunden. Bis soweit also sind die Verhältnisse sich ähnlich; aber wie verschieden nun ist die Art und Weise, in der Ulrich von Hutten, erfüllt von dem Pathos der neuen Zeit, diese Verhältnisse ausbeutet! Ritter ist er: aber nicht bloß um in diesem Vorzug der Geburt eine Anwartschaft auf Hofstellen und Gunstbezeugungen zu haben, sondern um Waffenthaten zu vollbringen und mit seinem Ritterschwert für den Sieg der neuen Zeit zu kämpfen. Durch das Alterthum ist er gebildet: aber nicht bloß die Formen hat er ihm abgelauscht, sondern auch mit der freien und großartigen Denkart des Alterthums hat er sich erfüllt, er kann nicht bloß glatte Verse machen, sondern auch einen großen und schönen Inhalt hineinlegen, er hat seinem Lucian nicht bloß die Gewandtheit des Stils, sondern auch die Schärfe des Witzes, den Stachel der Satire abgeborgt. Kaiserlicher Poet ist er: aber nicht um dem Kaiser zu schmeicheln, sondern um ihn aufzurufen zu großen Thaten, zum Schutz der Freiheit, zum Kampf gegen Papst und Türken. Am Hofe Albert's von Mainz lebt er und besingt ihn in Gedichten: aber nicht für sich bittet er, nicht Geschenke und Jahrgehalte sind es, zu denen er den Churfürsten antreibt; sondern für das Vaterland bettelt er, für die große Sache der Reformation, die soll er ergreifen, da seien Lorbeern zu holen,

Digitized by Google

da werde sein Name den Erdkreis übertönen. Welch eine Verklärung des Ritterthums und der Humanisten! welche Aufopferung der schlechten Persönlichkeit, an der die höfische, und des hohlen Formalismus, an dem die gelehrte Dichtung krank lag! Hutten's ganze Entwicklung ist die Negation dessen, wovon er ausgegangen: Rang und Wohlleben, Gunst der Fürsten, Besitz und Sicherheit, Alles wirft er hin und macht dafür die armen Landsknechte, die Bauern und das Volk zu seinen Brüdern. Gelehrter ist er selbst: aber nur um die Gelehrten, die nichts sind als das, die Pedanten und Gesinnungslosen, mit unermüdlicher Geißel zu züchtigen. Am Hofe lebt er: und schreibt Satiren gegen die Höflinge. Gekrönter Poet ist er, ein leuchtendes Gestirn der lateinischen Verskunst: und spricht dem kaiserlichen Lorbeer Hohn, er will nichts mehr wissen von der Poesie der Gelehrten, der verachteten Volksdichtung kehrt er sich zu und redet deutsch zu Deutschland. Welch ein Wachsthum, welch eine Erweiterung des Interesses von seinem ersten Buch, in welchem er lateinische Metrik in lateinischen Versen docirt (Ulrici Hutteni de arte versificandi liber unus heroico carmine, Vitebergae, 1511.) bis zu dem „Aufwecker teutscher Nation"! (1521.), von dem Grimm jener persönlichen Klagen, jener persönlichen Bitten um Beistand und Recht, als der Greifswalder Bürgermeister Lötz ihn ausgeplündert hatte, oder als sein Vetter vom Herzog von Würtemberg meuchlings ermordet war, bis dahin, wo er um Beistand bat für die Sache der Freiheit und des Glaubens, um Recht für die deutsche Nation, wo das Ewige und Absolute seine eigne Person ganz verdrängt hatte, wo er voraussah, wie er sterben würde: in der Blüthe seiner Jahre und doch schon gebrochen, arm, elend, verfolgt, ein heimathloser

Digitized by Google

Mann — und wo er doch nicht nachließ und doch der unſeligſten Zukunft ſein tapfres: Ich hab's gewagt! entgegenſchleuderte! —

Aber ſo viel Kraft und ſo viel großartigſter Muth blieben doch fruchtlos. Es war ein lebhaftes ſchönes Feuer, in welchem das Ritterthum, dieſer Stand der bevorzugten Perſönlichkeit, aufloderte, ſich ſelbſt von ſeinen Schlacken läuternd. Aber die Zeit gehörte nicht mehr einzelnen Perſönlichkeiten, und ob ſie die edelſten, die größten waren: ſie gehörte dem ganzen Volk, und nur diejenigen, die unmittelbar in dem Bewußtſein des Volks wurzelten und deren Pläne nicht über die geheiligte Schranke ihres Volks und ihrer Zeit hinausſtürmten, nur die (mit Einem Wort) unmittelbar der Gegenwart lebten, nur deren Werk gedieh. Die Andern haben auch nicht nutzlos gelebt; ſie haben Samen der Zukunft geſtreut — möge er reifen! *)

Gegen dieſe blendende Erſcheinung Hutten's ſteht die reformatoriſche Entwicklung der bürgerlichen Poeſie in Hans Sachs allerdings ein wenig farblos und unerheblich aus. Was in Hutten lebendiges Pathos und unmittelbarſte perſönliche Leidenſchaft wird, das bleibt bei Hans Sachs ein allgemeines wohlwollendes Intereſſe, eine behagliche ideelle Theilnahme an den Bewegungen der Zeit. Göthe („der es ſelbſt wußte, wie ſchwer es iſt, ſich hereindrängenden Zeitverhältniſſen überlegen zu halten" Gervinus II, 463.) hat das an Hans Sachs ſehr gerühmt und auch Gervinus, in ſeiner liebevollen Darſtellung dieſes Dichters, II, 458—477, hat

*) „Wer dem erwartungsvollen Hutten geſagt hätte, in ſeiner unglückſeligen Gier und Unfähigkeit, die Zeit zu erwarten, daß noch nach drei Jahrhunderten ein Boden für ihn in Deutſchland ſein würde!" Gervinus II, 441.

Digitized by Google

es lebhaft hervorgehoben, daß „dieser Mann mit so umständlicher und eindringlicher Vielseitigkeit der Lage seiner Zeit und seines Volkes folgen und sie ergründen und in tausend verschiedenen Dichtungsstücken schildern, loben und tadeln konnte, ohne aus seiner Stelle zu weichen, ohne in seiner Besonnenheit zu wanken, ohne von seiner Höhe herabzusinken, von der er die Dinge betrachtete. Die ganze Fülle der Zustände, die ungeheure Bewegung des Lebens, die ungemeine Mannigfaltigkeit der Regungen jener Zeit öffnen uns die zahllosen Werkchen des ehrlichen Schusters, lebenvoll und sprechend, aber nicht leidenschaftlich; bewegt und eindringend, aber ohne Unruhe, ohne Mühe und Absicht. Er zeigt uns die ganze Welt in ihrer treibenden Bewegung und Hast, ungeirrt an sich selber, aus seiner stillen Klause, in der ihm nichts entgeht, nichts aber ihn mit sich reißt; nichts ihn gleichgültig läßt, nichts aber auch ihm seinen Gleichmuth raubt." (a. a. O. 461.) Das ist eine sehr wahre und liebevolle Schilderung: und auch das geben wir gern zu, daß in der Weltbeschaulichkeit des Nürnberger Poeten die bürgerliche Dichtung allerdings einen Fortschritt machte. Denn hatte sie früher nur auf die nächsten Dächer geschaut, so richtete sie ihren Blick jetzt doch überhaupt ins Freie hinaus. Und das war immer Etwas, es war sogar Alles, wozu die bürgerliche Dichtung, die nun einmal fest lag am Anker der Beschränkung, es bringen konnte; weshalb Hans Sachs ebensowohl der bedeutendste unter den Meistersängern, als auch der Letzte von ihnen ist, der überhaupt Bedeutung hat. Im Uebrigen aber, sei es nun Fehler unsers Bluts oder Beschränktheit unsrer Einsicht, genug: wir sehen in dem, was Gervinus an Hans Sachs lobt, weit weniger einen persönlichen Vorzug des

Digitized by Google

Dichters, als vielmehr einen Mangel der bürgerlichen Dichtung überhaupt, wie wir das schon früher angedeutet haben. Wir meinen immer, es würde auch dem Dichter nicht schlecht gestanden haben, der Bewegung nicht bloß zuzuschauen, sondern sie selbst in seinen Liedern und (wenn sein Glück ihm das erlaubte) in seinem Leben mitzumachen.*) Der Dichter braucht nicht bloß ein Echo zu sein, es ziemt ihm wohl, und dazu ward ihm die Gabe des Gesangs, selbst ein Echo hervorzurufen; nicht bloß mit dem Spiegel hinterdrein, er wird dem Zuge der Geschichte wohl mitunter auch vorangehen dürfen, und nicht bloß die Gegenwart wiedertönen, sondern auch die Zukunft heraufbeschwören. Aber diese Stellung des Poeten, die heut noch von den Wenigsten begriffen, von den Meisten bestritten wird, dürfen wir natürlich nicht bei Hans Sachs erwarten. Er war ein Meistersänger: und so weit wie der es bringen kann, hat er es gebracht.

An diese drei Männer nun, an jeden in seinem Kreise, hat sich die Literatur der Reformationsepoche angeschlossen. Luthers Vorgang wirkte hauptsächlich im Kirchenlied und in jenen politisch-theologischen Tractaten, zu denen er in seinen bekannten Schriften an den Adel teutscher Nation, an Herzog Heinrich von

*) Nur Einmal, 1527, als die Reformation sich Nürnberg selbst näherte, hatte seine Gleichmüthigkeit sich zu einer leidenschaftlicheren Schrift gegen das Papstthum fortreißen lassen: und auch dies nicht ganz ohne fremdes (des Andreas Osiander, eines heftigen Antikatholiken, der ihm auch die Vorrede schrieb) Anstiften. Aber der Rath von Nürnberg vermerkte das übel und verwies es ihm ernstlich: er solle seines Handwerks und Schuhmachens warten und sonst nichts. Hans Sachs ließ sich das gesagt sein; er hat es nicht wieder mit der Censur verdorben. Siehe Gervinus, a. a. O. 462.

Digitized by Google

Braunſchweig, an Heinrich den Achten von England u. ſ. w. das Muſter gegeben hatte. Hans Sachs' Einfluß erſtreckte ſich mehr im Allgemeinen auf Geſinnung und Denkungsart der bürgerlichen Kreiſe, für die er eine „moraliſche Autorität" war (Gervinus II, 463), als unmittelbar auf die Literatur. In deſto erhöhterem Maße ward ies mit Ulrich von Hutten der Fall: ſein Geiſt, ſein Witz, ſein Muth und Uebermuth war es was das Volkslied *) und das Pasquill, dieſe eigenthümlichſte, Erſcheinung jenes Zeitraums, belebte.

---

*) Hutten iſt auch ſelbſt Gegenſtand einiger Volkslieder geworden; zwei davon theilt Soltau mit, p. 257 und 261. Beide heben beſonders den theologiſchen Geſichtspunkt, Huttens Verdienſt um Reinigung des Glaubens, hervor. Das Erſte hat einigen Anklang an das Kirchenlied; das Zweite, in entſchiedenem Volkston, iſt weltlicher und hiſtoriſcher. Wie hoch er in der Meinung des Volkes ſtand und wieviel große und freudige Hoffnungen ſich an ſeinen Namen knüpften, mag man aus Stellen ſehen, wie die folgenden:

Huttenus halt ſich veſte,
das hab' ich gütten beſcheyt,
er wollt gern thuen das beſte
der frummen Chriſtenhait,
thut ſein Seel für vns ſetzen,
acht nit, wer in thue letzen,
an leib und gut drum ſetzen,
er halt veſt unverzagt,
das Ewangely ſagt.

diß lidle thue ich ſingen,
zu lob ainem Doctor werd,
ich hoff jm werd gelingen,
er iſt groß eren werdt,
Vlrich von Hutten ich ſagen,
thut leib vnd leben wagen,
vnd thut gantz nit verzagen,
got geb jm glück und ſick,
daß er all ſach wohl ſchick. (p. 259, 260.)

Digitized by Google

Wie wir nun aber überhaupt eine vollständige und nach einigermaßen bewährten Principien eingerichtete Sammlung unserer historischen Volkslieder noch immer entbehren, (denn auch die von uns oft genannte und nach ihrem vollen Werth anerkannte Soltau'sche Sammlung stellt sich selbst nur als einen Nachtrag oder eine Probesammlung bisher unbekannter Lieder dar; auf Vollständigkeit macht sie ausdrücklich keinen Anspruch), so fehlt eine solche Zusammenstellung namentlich auch noch für das Zeitalter der Reformation, wiewohl gerade dies ohne Frage die Blüthezeit unsrer Volksdichtung ist, und daher zuerst, sowohl in poetischem wie in historischem Interesse, eine derartige Sammlung wünschenswerth und dankbar macht. Einiges, wiewohl man weder etwas Vollständiges, noch auch immer das Richtige erwarten darf (vgl. Soltau in der Vorrede, p. XX.), hat Wolff mitgetheilt. Höchst dankenswerthe Nachträge sind von Soltau gegeben, bei dem die Lieder aus dem sechszehnten Jahrhundert, wie billig, den bei Weitem umfangsreichsten Theil der Sammlung bilden: p. **171—451**. Die Altteutschen Volks- und Meisterlieder von Görres (**1817**) enthalten, trotz der ausdrücklichen Ueberschrift, p. **209**, nur wenig Historisches: was überdies in neuern Sammlungen, besonders in dem Wolff'schen Buch und dem des Herrn von Erlach, größtentheils wiederholt ist. Auch die „historischen Volkslieder" aus dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert von Ph. Max. Körner *) halten nicht ganz, was

*) Der vollständige Titel lautet: Historische Volkslieder aus dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert, nach den in der Königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München vorhandenen fliegenden Blättern gesammelt und herausgegeben von Ph. Max Körner. Mit einem Vorwort von J. A. Schmeller. Stuttg. 1840. — Wenn übrigens in

Digitized by Google

ſie verſprechen. Denn weder ſind es hiſtoriſche Lieder im eigentlichen und einzigen Sinne dieſes Wortes, alſo Lieder von wirklich geſchichtlichem Inhalt, noch auch ausſchließlich Volkslieder, indem Vieles von dem Mitgetheilten vielmehr der bürgerlichen Dichtung zuzurechnen iſt. Doch möchte gerade hierin ein gewiſſes Intereſſe der Sammlung liegen, indem wir aus ihr eine Anſchauung des Einfluſſes gewinnen, welchen, in der früher berührten Weiſe, das Volkslied allmälig auch auf die bürgerliche Dichtung übte. Endlich würden noch die rein dilettantiſchen Sammlungen zu erwähnen ſein, wie des Knaben Wunderhorn (1806) und das vierbändige Werk des Freiherrn von Erlach (1834—1837). Allein dieſe Werke, wenn wir auch dem einen das Verdienſt der erſten nachhaltigen Anregung, dem andern den zweideutigen Ruhm, das umfangreichſte aller bisher erſchienenen zu ſein, gern zugeſtehen: ſo ſind ſie doch beide, wie geſagt, zu dilettantenhaft angelegt, ſie entbehren zu ſehr aller und jeder Ordnung, ſie halten zu wenig am Begriff des Volksliedes feſt, ſie ſind, bei unendlich viel Ueberflüſſigem, doch zu unvollſtändig und in dem, was ſie geben, bei Weitem zu ungenau und willkührlich, als daß man ſie Leſern empfehlen könnte, die nicht bloß mit dem allgemeinen Intereſſe gemüthlich-poetiſcher Anregung, ſondern mit hiſtoriſch wiſſenſchaftlichem Bedürfniß und dem Wunſch, den Charakter eines beſtimmten

---

der obigen Ueberſicht mit Uebergehung deſſen, was von hiſtoriſch politiſchen Liedern gelegentlich in Zeitſchriften und andern Werken (beſonders im Hormayrſchen Hiſt. Taſchenbuch) zerſtreut iſt, nur ausdrückliche Volksliederſammlungen angeführt werden, ſo wird das durch die Rückſicht auf dasjenige Publikum, welches dieſem Taſchenbuch hauptſächlich gewünſcht wird, hinlänglich gerechtfertigt ſein. Wer genauere Nachweiſe ſucht, der findet ſie in erſchöpfender Vollſtändigkeit bei Soltau, Vorr. p. VIII fgg.

Digitized by Google

Zeitabſchnitts aus den ihm zugehörigen Volksliedern ſich klar zu machen, an die Sache herangehn wollen. Vgl. über beide Sammlungen die Vorrede des Herrn von Soltau, p. XIV fgg. und XXXIX fgg., und ſodann in der Erlach'ſchen Sammlung beſonders den zweiten Band, Seite 161 fgg. (wo freilich nichts als ein Auszug aus Wolff) und 345—532.

Im Ganzen indeß iſt das bisher Veröffentlichte hinreichend, ſowohl um die hauptſächlichſten Kreiſe zu überſehen, in denen das hiſtoriſch-politiſche Lied dieſes Zeitalters ſich bewegt, als auch um die Art und Weiſe kennen zu lernen, wie das Volkslied ſich dieſer Stoffe bemächtigte und wie es ſie handhabte. Um dies Letztere vorauszunehmen, ſo theilt auch dieſer Zweig der Volksdichtung den allgemeinen Charakter der geſammten Gattung, inſofern in dem Volksliede (vgl. Götting. Dichterb. 20—23.) das Pathos des Gemüths, die lebendige Theilnahme des Subjects zwar bereits erwacht iſt, aber nur des Subjects in ſeiner Allgemeinheit; individuelles Leben dagegen und perſönlicher Charakter mangeln ihm. Wie in den Liebes-, Trennungs- und Wanderliedern das ſentimentale Intereſſe, ſo wird hier auch das politiſche nur in allgemeinen typiſchen Umriſſen ſichtbar. Daher einen prägnanten, großartigen Charakter, ſelbſtändige politiſche Anſichten, eine entſchiedene perſönliche Haltung, wie ſie die Gedichte Walters von der Vogelweide und Ulrichs von Hutten auszeichnen, dürfen wir vom politiſchen Volkslied nicht erwarten. Somit iſt auch die Zahl der eigentlichen Tendenzgedichte verhältnißmäßig ſehr gering: ſolcher Gedichte, meinen wir, die die Ueberzeugung eines Einzelnen oder einer Partei, eine beſtimmte politiſche Anſicht, ein politiſches Glaubensbekenntniß, als ſolches, ausſprechen. Vielmehr ſchließt ſich das Volkslied

Digitized by Google

faſt durchgängig hiſtoriſchen Ereigniſſen oder Perſonen an, und wiederum lieber Ereigniſſen als Perſonen; hauptſächlich kriegeriſchen Ereigniſſen, Schlachten, Belagerungen, Siegen und Niederlagen. In der Regel bildet ein Stoff dieſer Art den eigentlichen Kern des Liedes, das inſofern hiſtoriſches Lied iſt; das politiſche Element tritt nur im Allgemeinen in der Auffaſſung dieſer Ereigniſſe herzu, ob dieſe das Geſchehene billigt und preiſt, oder ob ſie es als ein Unglück und eine Schmach darſtellt. Auch dies geſchieht oft nur in ſehr flüchtigen und allgemeinen Zügen, meiſtens und hauptſächlich ſchon im Eingang des Liedes, der in der Regel, nach Art der alten Epen, das zu erzählende Ereigniß mit kurzen Worten ankündigt und ſogleich eine Art von Kritik beifügt, nach der man die Stellung des Liedes zu ſeinem Gegenſtand, ob dieſelbe freundlicher oder polemiſcher Natur iſt, ſogleich beurtheilen kann. Aehnlich wiederholt ſich dies am Schluß, wo der Dichter theils ſeinen Namen nennt, theils eine andere allgemeine Bezeichnung ſeiner Perſon, ſeines Alters, Standes oder dergleichen, beifügt, in der Regel mit der Verſicherung, daß er bei dem oben beſungenen Ereigniß ſelbſt zugegen geweſen, und daß er auch in Zukunft wieder, wenn es ſich ſo füge, ſeinen Mann ſtehn wird. Vgl. Soltau, p. LXVI fgg., und Gött. Dichterb. p. 21, 22.

Was ſodann zweitens die hiſtoriſchen Kreiſe angeht, in denen dieſe Dichtung ſich bewegt, ſo iſt in dem ganzen Zeitalter der Reformation, vom Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts bis über die Mitte des ſiebzehnten hinaus, wohl kein einziges hiſtoriſches Ereigniß von nur einiger Erheblichkeit, das nicht ſeinen Sänger und ſein Lied gefunden hätte. Dieſe außerordentliche Fülle und Fruchtbarkeit der Volksdichtung macht es ſchwer, ja

Digitized by Google

bei der gegenwärtigen Beſchaffenheit unſrer Sammlungen möchte es unmöglich ſein, dieſe Kreiſe vollſtändig zu überſehen und zu ſondern. Den Mittelpunkt bildet allerdings der religiöſe Kampf. Da giebt es Lieder für Luther und gegen Luther, für den Papſt (z. B. Soltau, 278, wo die Note am Schluß p. 284 zu beachten) und wider ihn. Doch iſt die Partei der Reformation bei Weitem geſang- und liederreicher, als die katholiſche Partei; denn immer iſt das Pathos des Angriffs lebendiger, als das des bloßen Widerſtandes, die Freiheit poetiſcher als die Unterwerfung. Auch innerhalb der proteſtantiſchen Partei ſelbſt giebt die Spaltung in Lutheraner und Calviniſten allerhand Stoff zu Gedichten, mitunter von größter Erbitterung und heftigſtem Ton: ſ. Einiges der Art bei Wolff, 303 fgg. Aber die Energie der Dichtung wächſt mit der Energie der Thatſachen; der ausbrechende Krieg ſteigert die Zahl der Lieder, ihre Mannigfaltigkeit und Friſche um ein Unermeßliches. Zuerſt der Bauernkrieg: ſ. Wolff, 198 fgg., und Soltau, 297—315, wobei es jedoch merkwürdig und ein Zeichen für die Stimmung iſt, welche, trotz aller religiöſen Aufregung, doch in Betreff politiſcher Zuſtände damals noch in Deutſchland herrſchte, daß von allen Gedichten, die über dieſen Krieg erhalten ſind, ſich kaum ein einziges zu Gunſten der armen Bauern ausſpricht. Sogar nicht einmal Mitleid hat man mit ihnen und erkennt das Drückende der Lage an, durch welche ſie, verbunden allerdings mit hirnloſen, abentheuerlichen Schwärmereien, zu jenem verzweifelten Aufſtand getrieben wurden: ſondern verſpottet werden ſie und ausgelacht, nicht von ihrem Elend, nur von ihrer Hoffart wird geſprochen, ja es gilt ſchlechthin für etwas ganz Unerhörtes, ganz Widerſinniges, daß die Bauern ſich haben

Digitized by Google

erfrechen wollen, „gegen die Herren" ſich aufzulehnen. Sodann der ſchmalkaldiſche Krieg und Moritz' Unternehmung gegen Karl, wo es beſonders die Perſon dieſer Beiden, und wiederum überwiegend die Perſon des Kaiſers iſt, an die ſich die Dichtung, bald freundlich, bald feindlich anlehnt. Doch überwiegt, was den Kaiſer anbetrifft, zuletzt die Zahl der Spottlieder bei Weitem die wenigen, die Gutes von ihm zu ſagen wiſſen: vgl. Wolff, 182, 267, 380 fgg. Soltau, 354 fgg. und Vorr. p. XXXIV, XXXV. Daneben laufen andere Ereigniſſe, die der reformatoriſchen Bewegung der Zeit zwar ferner ſtehen, die aber gleichfalls nicht unbeſungen bleiben, wie vornämlich die Würtemberger Händel (ſ. beſonders Soltau, 225 fgg.), die Braunſchweigiſchen (Wolff, 115.), die Grumbach'ſchen (ebend. 138, Soltau, 425.) u. ſ. w., woran auch einzelne außerdeutſche Begebenheiten und Perſonen, die Schlacht von Pavia (Soltau, 287, vgl. Vorr. LX und LXXXIV. Wackernagel's Leſebuch II, Sp. 1591 f. Wolff, 657, und Barthold im Leben Georg's von Frundsberg, in den Beilagen p. 507 fgg., vgl. p. 350, Note 1.) und Anderes ſich anſchließen. Nach dem Jahre 1560 tritt eine gewiſſe Ermattung ein, herbeigeführt weniger durch die Cenſurmaßregeln, deren wir ſogleich gedenken werden, als dadurch, daß die Bewegung der Reformation von dieſer Zeit an ſcheinbar ſtille ſtand. Erſt mit der gewaltigen Feuersbrunſt des dreißigjährigen Krieges flammt auch das politiſche Volkslied wieder auf: Wolff, 411—442, und Soltau, 453—509. Aber die alte Kraft und die alte Fülle ſind verſchwunden. Denn ſchon hatte damals die Hegemonie der Volksdichtung ihr Ende erreicht, die Poeſie der Gelehrten hatte ſich an ihre Stelle gedrängt, und die Volksdichtung war nur noch ein untergehendes Geſtirn. So wird auch der Kreis

Digitized by Google

immer enger, in welchem ſich das politiſche Gedicht bewegt. Außer und nach dem dreißigjährigen Kriege iſt es faſt nur die Türkennoth und hie und da einmal ein auswärtiges Ereigniß, ein berühmter General, die Neuigkeit einer Schlacht u. dgl. *), woran das Volkslied ſich hinfriſtet, bis es endlich völlig verſtummt, **) um noch einmal in der Kunſtdichtung der modernen Zeit von Neuem zu erwachen.

---

*) Die Türkenlieder ſiehe bei Wolff, p. 7 fgg., und Soltau, 320 fgg. Ferner ebendaſelbſt p. 517 eine ‚Gantz neue Zeitung, daß der Chur-Fürſt von Sachſen die Frantzoſen tapfer aus dem Sandhofen geſchmiſſen,‘ 1690. Triumphirendes Seelied oder Engelländiſche chique und Holländiſche Sarabande, 1692: ebend. p. 519. Ferner Lieder auf däniſche Zuſtände von 1713: p. 525, auf Prinz Eugen: 537, und Marlborough p. 532. — Das Gedicht auf die Enthauptung Karls des Erſten von England, 1649, von Georg Greſſlinger (bei Soltau p. 514, und auch bei Erlach I, 203, vgl. Koch, II, 129, ſowie über den Dichter ſelbſt Gervinus, III, 276—278.) gehört keinesfalls unter die Volkslieder, ſondern entſchieden zur Kunſt- und Gelehrtendichtung, wo es namentlich mit der Gemordeten Majeſtät oder Carolus Stuardus des Gryphius (Gervinus III, 43 und die genaue Analyſe von Tieck im 2. Band des altd. Th.) zu combiniren iſt.

**) Einen nicht geringen Antheil an dem Erlöſchen des hiſtoriſch-politiſchen Gedichts hat gewiß auch das Aufkommen eigener politiſcher Zeitungen, ſeit Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts (die erſte regelmäßige Zeitung erſcheint 1612, doch gab es einzelne Zeitungsblätter ſchon ſeit Ende des funfzehnten Jahrhunderts). Dadurch wurden die hiſtoriſchen Lieder, die bis dahin, vermöge ihrer Sangbarkeit und dadurch ihrer allgemeinen Verbreitung, die Stelle der Zeitungen vertreten hatten, wenigſtens in dieſer Rückſicht entbehrlich. Daß ſie dieſe Stelle zum Theil wirklich vertreten haben, giebt ſchon der Titel vieler Lieder: Ain new Zeitung ꝛc. zu erkennen. Ein höchſt deutliches Exempel bietet das Gedicht von dem Sieg der Schweden bei Lützen, bei Soltau 498. Es hat auch die Ueberſchrift: Gewiſſe newe Aviſe, und die Kehrſeite des letzten Blattes enthält noch einen in Proſa abgefaßten Bericht aus Oeſterreich. S. Soltau a. a. O. in der Note.

Digitized by Google

Zum Schluß dieses Abschnittes haben wir noch der schon oben genannten Pasquille zu gedenken, als einer besondern und sehr entschiedenen Form unsrer politischen Volksdichtung, in der man sich, besonders in den ersten dreißig Jahren der Reformation, ganz außerordentlich gefiel. Es giebt über diesen Gegenstand eine erschöpfende Monographie von Johannes Vogt: „Ueber Pasquille, Spottreden und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts" in des Herrn von Raumer histor. Taschenbuch. Neunter Jahrgang, 1838 p. 321—524, und können wir daher in dem Wenigen, was wir hier über diesen Gegenstand zu sagen haben, uns vornämlich dieser Schrift anschließen.

Zuerst ist zu bemerken, daß in dieser Art von Poesieen das poetische Interesse vollständig zurücktritt gegen das polemische. Wir haben sie daher als eine Art von Zwittergattung zu betrachten, die nicht selten, wie aus dem Geist der Poesie, so auch aus der poetischen Form heraus- und als Spottschrift, als Tractat und Abhandlung, einem Gebiete anheimfällt, das außerhalb der Grenzen unsrer Betrachtung liegt. Sodann, wie wir gesehen haben, daß der deutschen Poesie die Anregung zur politisch historischen Dichtung überhaupt nicht aus der Mitte Deutschlands selbst, sondern von fremdher, von den Grenzländern gekommen: so entwickelt sich auch das deutsche Pasquill erst in Nachahmung der Fremde. In Italien, in Rom, an der Säule des Pasquin, war das Pasquill geboren (a. a. O. 341). Schon hier, in seinem ersten Ursprung, war ihm der Weg vorgezeichnet, den es sodann besonders in Deutschland fortsetzte: seine polemische Richtung nämlich gegen den Papst, die Gebrechen der Kirche, die Schwelgerei und Sittenlosigkeit ihrer Diener.

Digitized by Google

Eine Waffe dieſer Art, ſo ſcharf, ſo ſchneidend, ſo bequem zu handhaben, konnte auch in Deutſchland, in der gewaltigen Bewegung der Reformation, nicht unbenutzt bleiben, zumal da hier der Boden dafür ſo überaus günſtig war. Denn hatten wir in Deutſchland auch keine Säule des Pasquin und kein müſſiggängeriſches Publikum, das ſich vor dieſer Säule verſammelt: ſo hatten wir, was unendlich viel mehr war, eine Nation, die von einer allgemeinen hiſtoriſchen Kriſis ergriffen war, und als Hilfsmittel unzählige Druckerpreſſen, die das verwegene Wort mit Flügeln verſahn, mit unhemmbaren, unermüdlichen. Mit welchem Eifer der Deutſche, deſſen langſamer, gutmüthiger Natur man dies wohl kaum zugetraut hätte, dieſes Feld der Literatur ausbeutete, dies zeigen hauptſächlich die Pasquillorum tomi duo, welche angeblich von Cölius Secundus Curio geſammelt, im Jahre **1544** zu Baſel ans Licht traten (ſiehe Vogt a. a. O. **341** Note, für deſſen Aufſatz dieſe Sammlung die vorzüglichſte Quelle geweſen iſt, und Koch's Compendium I, **157. 158.**) und von denen ein anſehnlicher Theil, namentlich im zweiten Band, auf die deutſchen Verhältniſſe bezüglich iſt. Vogt, in dem gedachten Aufſatz, hat von mehren dieſer Pasquille eine ausführliche Analyſe gegeben.*) Das All-

*) Wir wollen hier nur eines davon beiläufig hervorheben, die „gründliche urſach der jetz ſchwebenden Kriegsleuff und wie ſich darin zu halten ſei. Dazu ein klag des teutſchen Lands," von Johann Schradin von Reutlingen, **1546**: ſ. Vogt, **488—503.** In dieſem Gedichte nämlich treten Arioviſt, Armin, Friedrich Barbaroſſa (deſſen Mythus vom Kyffhäuſer in demſelben Jahre, **1546**, zuerſt entſteht: a. a. O. **489** fgg.) und Frondsberg auf; Armin namentlich erzählt (p. 499) ſeine Heldenthaten und wie er die alten Deutſchen befreit. Somit ſehen wir hier den Anfang jener deutſchthümelnden, in die Vergangenheit unſrer Geſchichte und den alten Ruhm unſrer Altvor-

Digitized by Google

gemeine ihres Inhalts angehend, zerlegt er sie in zwei große Kreise (p. 362). Der eine, umfangreichere, umfaßt die Kirche und das Kirchenwesen; in ihm wieder lassen sich die katholische Kirche im Allgemeinen, sodann der Papst mit dem römischen Hof und der Geistlichkeit überhaupt, ferner die Concilien, besonders das zu Mantua, und endlich das Interim unterscheiden, welches letztere einen der ergiebigsten und beliebtesten Stoffe dieser polemischen Literatur abgiebt: p. 429 fgg. Der andre beschäftigt sich mit den weltlichen Verhältnissen; er geißelt besonders den Kaiser, Karl den Fünften, und dessen Anstalten zur Unterjochung der deutschen Freiheit, sowie als dessen Anhang die Fürsten und die Stände des Reiches überhaupt. — Was ferner die Form betrifft, so sind diese Spottschriften, insofern sie überhaupt noch dem Gebiete der Dichtung angehören, meist in Dialogen abgefaßt: a. a. O. 346. 390, wobei wir theils an die lokale Entstehung des Pasquills, als eines Frag- und Antwortspieles zwischen Marforio und Pasquin, theils aber auch an den durch Ulrich von Hutten vermittelten Einfluß des Lucian'schen Dialogs zu denken haben. — Eine besondere Bedeutung endlich erhalten diese Pasquille auch noch dadurch, daß sie zu Personen und Kreisen gelangten, denen, wie wir wohl annehmen mögen, das eigentliche Volkslied sich nicht nähern durfte. Denn nach Vogt's Mittheilung (p. 361) cursirten diese Pasquille auch an den Höfen und unter den Vornehmen, die sie wechselseitig, zur Ergötzung, sich zuschickten. Sie nahmen also selbst keinen Anstoß an einer Literatur, die sie nichts desto

dern sich vertiefenden Richtung, der wir nachher noch mehrfach begegnen werden, und zu welcher sogar schon in Hutten ein Ausgangspunkt liegt: Gerv. III.

Digitized by Google

weniger im Volke unterdrücken wollten oder sollten; weshalb es denn diesen Unterdrückungsmaßregeln auch durchgängig an derjenigen Energie der Ausführung mangelte, die ihnen allein zu einer, sei es auch nur momentanen Wirksamkeit hätte verhelfen können.

Nämlich schon im Jahre **1524** hatte Karl der Fünfte ein Censuredict gegen die politischen Lieder und Pasquille erlassen. Allein bei der Stimmung des Volks und zum Theil sogar der Großen konnte dasselbe nicht anders, als ohne Wirkung bleiben; so daß es bereits wenige Jahre darauf (**1530**) mit geschärften Drohungen wiederholt werden mußte. Als sodann in den vierziger Jahren mit dem Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges die gegenseitige Erbitterung der Parteien sich noch ungeschminkter offenbarte, und als namentlich nach so viel gewaltsamen Vorgängen, die über die eigentlichen Bestrebungen des Kaisers keinen Zweifel ließen, Karl der Fünfte selbst, „der Metzger von Holland", (a. a. O. **505**, die weiteren Citate s. p. **508**.) der unmittelbare Gegenstand rücksichtloser Angriffe und Verspottungen geworden war: so steigerten, mit der steigenden Polemik, sich auch die Verbote, so daß sie in der kurzen Frist von acht Jahren (**1541** bis **1548**) nicht weniger als dreimal von Kaiser und Reich erneuert wurden: Vogt, **351 — 358**, bis endlich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mit der überhaupt eintretenden Abspannung auch diese Polemik sich verlor, oder doch in engere, vornämlich theologische Grenzen zog. Späterhin, im dreißigjährigen Kriege, erwachte sie von Neuem, hauptsächlich als politische Karrikatur, zu der auf einzelnen Flugblättern und Schildereien die Poesie sich mit den zeichnenden Künsten, dem Holzschnitt und Kupferstich

Digitized by Google

verband: worüber die neuen und interessanten Mittheilungen bei Gervinus III, 305 – 310 zu vergleichen. *)

Endlich müssen wir hier auch noch des Drama's gedenken, dessen erste Entwicklung überhaupt in dies Zeitalter fällt und das daher gewissermaßen in politischer Luft aufwächst. Somit lag es ziemlich nahe, das politische Element mit Vorliebe auf diese neue Gattung zu übertragen. Denn erstlich war schon in der üblichen dialogischen Fassung des Pasquill, deren wir oben gedacht haben, ein formaler Uebergang zum Drama gegeben. Sodann forderten zu einem ähnlichen Uebergang auch die Processionen und kirchlichen Spiele des Katholicismus auf, die jetzt, mit dem Eintritt der Reformation, großentheils ihres religiösen Inhalts entledigt waren, und statt dessen ein bequemes Gefäß für allerhand polemische Beziehungen darboten. Und endlich waren alle Schaustellungen dieser Art damals noch, im Sinne der Alten, eine Sache des Gemeindewesens oder wenigstens städtischer Körperschaften, und also schon an sich ein Akt öffentlicher, politischer Thätigkeit. Sie waren mithin noch mehr, als jetzt, wo wir (närrisch genug: denn bei unsern Opern und Ballets und den Stücken „nach dem Französischen", welchen Grund haben wir dazu?) die Bühne ja auch noch als das

*) Kehrein I, 251 fgg. citirt ein bis dahin noch unbekanntes Singspiel: „Der von Ponitz, Eugenio und Duc de Marlebourg curirte Ludovicus XIV. König in Frankreich ꝛc.", welches den spanischen Erbfolgekrieg mit vieler satyrischer Laune behandelt. Nach dem, was Kehrein davon mittheilt, scheint man es als ein verspätetes und in dieser Zeit vermuthlich einzeln stehendes, politisches Pasquill betrachten zu dürfen.

Digitized by Google

letzte Refugium der Oeffentlichkeit zu rühmen pflegen, eines großen Publikums, so wie einer weit greifenden, allgemeinen und sinnlich energischen Wirksamkeit gewiß.

Auch hier ging wieder die Schweiz mit der ersten Anregung voraus. Gerade in der Schweiz standen sich damals, wie jetzt, die religiös politischen Parteien, die Anhänger der alten und der neuen Zeit, am Schroffsten gegenüber. Auch hatte sich gerade hier, unter dem Schutz der politischen Einrichtungen, ein bequemes und reichliches Volksleben entwickelt, das sich gern in Aufzügen, Fastnachtspielen und andern Belustigungen dieser Art erging. Die zwei Fastnachtspiele des Nicolaus Manuel (über den eine eigene Schrift von Grüneisen erschienen ist, 1837; vgl. Gervinus II, 450. Koberstein, 314 Anm. und die ausführlichen Titel bei Kehrein, dramatische Poesie der Deutschen, I, 78. 79), die im Jahre 1522 zu Bern von dortigen Bürgersöhnen aufgeführt wurden, und in denen „die wahrheit in schimpffs weiß vom pabst und seiner priesterschaft gemeldet wird", werden wir, neben den Komödien des Pamphilius Gengenbach, gleichfalls eines Schweizers, die jedoch mehr nur den moralisch satirischen Standpunkt behaupten (Kehrein, a. a. O. 81. 82, und Gervinus II, 387. 419. III, 87.), wohl als die frühesten Anfänge dieser Richtung unsers Drama zu betrachten haben. Auch katholischer Seits bleiben die Entgegnungen nicht aus: Kehrein, p. 81, wie dann im Ganzen diese Literatur mehr die religiösen, als die politischen Differenzen der Reformation ausbeutete, und auf diese Weise die Veranlassung zu jenen geistlichen und Schuldramen gab, die sich, hauptsächlich von Pastoren und Schulmeistern, bald auch ohne Rücksicht auf Darstellung geschrieben, noch Jahrhunderte lang, bis in das achtzehnte Säculum fort-

Digitized by Google

schleppten; worüber Gervinus in den ersten Abschnitten des dritten Bandes, und in Kürze die Angaben bei Kehrein I, p. 108 fgg., sowie das vortreffliche Handbuch von J. W. Schäfer, 1842, I. 263 zu vergleichen. Mitunter zwar theilten auch diese dramatischen Vorstellungen das oben berührte Vorrecht des Pasquill, daß sie sich unmittelbar den Königen und Fürsten nähern durften, in welchen Fällen ihre Tendenz allerdings entschieden politischer Natur war. So bei den Tragödien, die 1523 im königlichen Saale zu Paris, nicht weniger bei der Pantomime, die in Augsburg vor Karl dem Fünften und König Ferdinand, im Interesse der Protestanten, zur Warnung und Besänftigung aufgeführt ward: Gervinus II, 451 und Kehrein I, 79 fgg. Uebrigens scheint auch dies bemerkenswerth, und mag als ein Nachtrag zu dem früher Gesagten dienen, daß der hauptsächlichste und ohne Vergleich fruchtbarste dramatische Dichter dieser Zeit, Hans Sachs, unter den beinahe zweihundert Stücken, die er geschrieben und in denen er die ganze Weltgeschichte, alt und neu, heidnisch und christlich, Mythologie und Bibel, Historie und Volksbuch geplündert hat, doch kein einziges Drama aufweisen kann, das unmittelbar auf die Zeit bezüglich wäre: siehe den ausführlichen Katalog seiner dramatischen Dichtungen bei Kehrein, a. a. O. 98—107.

So werthlos und unbedeutend diese dramatischen Anfänge nun auch sind, so zweckmäßig dünkte es uns doch, sie eben hier zu erwähnen, weil gerade in ihnen die allgemeinen Mängel dieser ganzen Literaturepoche am Sichtbarsten werden. Nämlich in der mangelnden Charakteristik, in der typischen, wir möchten sagen holzschnittartigen Einförmigkeit der dramatischen Personen, zeigt sich der Mangel an individuellem Leben; in der rohen und

Digitized by Google

ungeheuerlichen Form dieſer Verſuche der Mangel an Form und Schönheit überhaupt. Dieſe beiden Stücke waren es, die wir oben bereits, bei Beſprechung des Volksliedes, vermißten und die wir ſchon da als die nächſten Zielpunkte der weiteren Entwicklung bezeichnet haben. Das abſtracte Subject muß ſich zur Individualität, die Formloſigkeit zur Schönheit concentriren, damit ſo endlich, aus der Vereinigung und Verſöhnung dieſer Beiden, die wahre Grundlage aller modernen Kunſt, die ſchöne Perſönlichkeit, gewonnen werde.

Es hält ſchwer, in den Jahrhunderten, welche der Reformation zunächſt folgen, wenn man ſie mit dieſer ſelbſt vergleicht, nicht einen Rückſchritt der hiſtoriſchen Entwicklung zu ſehen. Gegen die großartige Aufregung der Reformation, welche Stille, welche Erſtorbenheit des deutſchen Lebens! Jene ſchöne Begeiſterung, jene Aufopferung für das Ewige und Wahre, an der das Zeitalter der Reformation ſo reich iſt, wie iſt ſie nun wieder verdrängt von Selbſtſucht, Geſinnungsloſigkeit und Scheu vor allen öffentlichen Dingen! Der friſch quillende Brunnen der Luther'ſchen Reformation, dieſes Waſſer des Lebens, wie graben die Theologen es ab, wie zertheilen ſie es nutzlos in tauſend armſelige, kleine Rinnſale, die die unfruchtbaren Dünen ihrer Dogmatik doch nicht fruchtbar machen können, die vielmehr ſelbſt erſticken und austrocknen unter dem Flugſand einer ſcholaſtiſchen, unerquicklichen Polemik! Die Poeſie, wie wagte ſie ſich ſo keck hinein in Kampf und Schlacht, die muthige Bannerträgerin der Parteien — und wie iſt ſie nun zur Stubenſitzerin geworden!

Digitized by Google

Die ſchmetternde Lerche des Volksliedes, wie macht an ihrer Stelle der Staarmatz der Gelehrtenpoeſie ſich breit mit ſeinen lateiniſchen und griechiſchen, ſeinen italieniſchen und holländiſchen, ſeinen franzöſiſchen und engliſchen Melodieen!

Aber wer, der bloß die Pracht der Blüthe kennt und nicht wüßte, daß aus der entblätterten Knospe, in dieſer unſcheinbaren, kleinen, farbloſen Geſtalt, die Frucht ſelber reift — würde der nicht auch dieſen Uebergang der Blüthe in die Frucht, die ſcheinbar die Blüthe aufhebt und die doch in Wahrheit nichts Anderes iſt, als eben die wahre Verwirklichung der Blüthe, für einen Stillſtand, einen Rückſchritt der Entwicklung halten? Es ziemt ſich aber wohl, daß wir dasjenige, was wir täglich an jedem Baum auf dem Felde ſehen, auch dem urewigen Baum der Geſchichte zutrauen. Auch in der Geſchichte giebt es gewiſſe Zeitabſchnitte, die, wie die Blüthe die Frucht, ſo gleichſam in einem kurzen Auszuge der Zukunft, dieſe ſelbſt vorbilden. Solche Perioden ſind glänzend und ſchön, wie die Blüthe; aber ſie ſind auch kurz, wie ſie, und die nachfolgenden glanzloſeren Jahrhunderte, welche in ſtiller, mühſeliger Arbeit verwirklichen und begründen, ausfüllen und darſtellen, was in jenen nur Vorbild und Andeutung war, ſind ſo wenig ein Rückſchritt, wie die reifende Frucht ein Rückſchritt der Blüthe iſt.

So müſſen wir die Jahrhunderte beurtheilen, die ſich, bis zur Mitte des achtzehnten, an die Reformation anſchließen. Namentlich müſſen wir dieſen Geſichtspunkt auch für die Literatur feſthalten. In ihr gingen alle Beſtrebungen zunächſt auf die Form. Und wie wir das früher ſchon bei der älteſten Literatur der Geiſtlichen bemerkten, ſo müſſen wir jetzt auch bei

Digitized by Google

der Dichtung der Gelehrten uns, um nicht ungerecht zu werden, ausschließlich von formaler, von philologischer Rücksicht leiten lassen. Es war gewiß nichts Kleines, das spröde, brüchige Metall der Sprache des sechszehnten Jahrhunderts an die vollendete Rhythmik der antiken Dichtung anzuschmiegen; es war nichts Kleines, unser Ohr, das unbeleidigt blieb, so von dem wüsten Einerlei der Meistersänger, wie von der formlosen Willkür des Volksgesangs, für die schöne Mannigfaltigkeit der alten Maße, für die zierlichen Reimverschlingungen der italienischen Sprache empfänglich zu machen; nichts Kleines endlich, unsern schwerfälligen, nordisch abenteuerlichen Sinnen das Gefühl, das Bedürfniß und endlich die Fähigkeit hellenischer Schönheit aufgehen zu lassen. *)

Aber so nöthig und ersprießlich dieser Uebergang, so unvermeidlich war es auch, daß während desselben die ganze Haltung unsrer Poesie und namentlich ihre Stellung zum Leben sich wesentlich veränderte. Die Literatur zieht sich in sich selbst zurück; sie hat nichts mehr mit dem Leben und der Oeffentlichkeit zu thun, sie ist sich Selbstzweck und arbeitet, die reformatorische Wirkung nach außen hin verschmähend, ausschließlich an sich selbst und ihrer eigenen formalen Bildung. Selbst, wo sie das patriotische, das deutsche Element einmal ergreifen will, kann sie ihm nur von der formalen oder der gelehrten Seite beikommen: wir meinen die sprachlich puristischen Bemühungen, wie sie sich in

*) Der Verf. erlaubt sich hier wiederum auf den Gött. Dichterb. p. 36 fgg., sowie auf seine beiden Aufsätze: Zur Geschichte der deutschen Uebersetzungsliteratur in den Hall. Jahrb. 1840 Nr. 57 fgg. und: Ueber die Literatur der Niederländer und ihr Verh. zur deutschen Lit. ebend. 180 fgg. zu verweisen.

Digitized by Google

Philipp von Zesen und seinem Anhang bis zur Karrikatur gesteigert haben, wie sie aber mehr oder weniger allen Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts zu Grunde liegen, und sodann jene antiquarische Beziehung auf die germanischen Urzustände, deren Ausgangspunkt wir schon oben in einem Pasquill des sechszehnten Jahrhundert gefunden haben, und auf die wir sogleich des Näheren zurückkommen werden. In dieser Art währt der sogenannte Verfall unsrer Literatur durch zwei volle Jahrhunderte, von der Mitte des sechszehnten bis gegen die Mitte des achtzehnten. In dieser Zeit wird (um nur dies festzuhalten) die Form der Poesie von den halb zufälligen Trimetern des Paul Rebhuhn (in der keuschen Susanne: vgl. Gervinus III, 84.) bis zu den Metren eines Klopstock, Rammler, Voß u. s. w. fortgebildet: — und damit ist denn schon ausgesprochen, was von diesem sogenannten Verfall zu halten ist.

Für den Zweck unsers Aufsatzes können wir über diese Periode rasch hinweggehen. Allen Dichtern dieser Zeit, selbst den vortrefflichsten, ist die Abneigung gegen die Geschichte, die Sehnsucht nach friedlichen, idyllischen Zuständen, der Hang zur Reflexion, der leidenschaftlosen, und damit die Vorliebe für die Didaktik und ganz besonders für die Beschreibung, als die unverfänglichste aller Poesieen, gemein. Es sind durchweg Gelehrte — nicht zwar solche, wie die Reformation und die Zeit unmittelbar vor derselben sie gekannt hatte, Humanisten, wie Rudolph Agricola, Celtes, Reuchlin und Andere, über die man das schon öfter genannte Werk von Erhard vergleichen wolle. Diese hatten mit der formalen und gelehrten Erbschaft des Alterthums zugleich die große Gesinnung der antiken Welt überkommen; die nach-

Digitized by Google

folgende Zeit dagegen gebar jenen Begriff des Gelehrten, wie wir ihn, traurig genug! der großen Mehrzahl nach noch heute haben: Männer, die nur den Büchern, nie dem Leben, nur der Oeffentlichkeit der Literatur, nie der Oeffentlichkeit des Staates leben. Bleiben wir nur bei Opitz stehen: Gervinus III, 203 fgg. Das ist nun ein viel gepriesener Dichter, der sogenannte Vater unsrer neuern Poesie: ein Name, den man mit den nöthigen Einschränkungen und bloß in formaler Hinsicht ihm allerdings wohl lassen mag. Aber wenn man nun weiß, daß das Leben dieses Dichters in die Zeit des dreißigjährigen Krieges fällt, dieses Krieges, der den Untergang des deutschen Volks herbeizuführen schien und der, sollte man meinen, in dieser ungeheuern Noth des Vaterlandes wohl hätte den letzten, kleinsten Funken des Patriotismus zu hellen Flammen aufblasen, den ärmsten, erbärmlichsten Feigling hätte zum Manne machen sollen: wird man nicht voll Erwartung sein, welchen Antheil die Poesie des Opitz an diesem Kriege nimmt? Sehr schmerzlichen Antheil, in der That; aber keinen männlichen, keinen politischen Antheil. Er beklagt den Krieg, er seufzt über die vielen Schlachten und das grimmige Blutvergießen, dessen Ende er herbeiwünscht: allein über diese Elegieen, über dies unfruchtbare Mitleid, dies gemüthliche Predigen und Ermahnen kommt er auch nicht hinaus. Ihn stört und grämt nur die Unruhe des Kampfs, die großen Motive desselben sieht er nicht, wenigstens ist er ohne Interesse für sie. In auswärtige Dienste, als Hofgelehrter, verdingt er sich, während das Vaterland Noth leidet an Männern; alten Inschriften forscht er nach und edirt altdeutsche Gedichte, aber von dem Strom der deutschen Geschichte hält er sich in ängstlicher Entfernung; Protestant ist er und verschmäht es nicht, dasselbe

Digitized by Google

Haus Oesterreich, das zu derselben Zeit seinen Glauben ausrotten und die Freiheit seines Vaterlandes vernichten will, in Lobgedichten zu preisen, ja er ist nicht zu stolz, aus der Hand desselben Kaisers, dessen Heere sein Vaterland zerfleischen, den poetischen Lorbeer (1625), den Adelstand und ähnliche Ehren anzunehmen. So auch in der Poesie. Die Ehre des deutschen Namens, „den Lauf der großen Helden, die sich vor dieser Zeit den Römern widersetzt und in dem stolzen Blut ihr scharfes Schwerdt genetzt", hat er besingen wollen; aber siehe da, unter der Hand ist ihm ein Wald voll Liebsgedichten daraus geworden, nachgemachten natürlich, wie ja die ganze Wendung den alten Poeten, von Anakreon abwärts, abgelernt ist, und wie die ganze Gelehrtenpoesie nur eine Poesie der Convention und Tradition ist: Gött. Dichterb. p. 50: und statt des Lobes ihrer Helden hat er „der deutschen Nation" nur das Lob seiner „Asterie" zu überreichen. Siehe den Eingang zum vierten Buch der poet. Wälder, Band II, p. 143 der Breslauer Ausg. von 1690. Die Süßigkeit des Landlebens besingt er und die Ruhe des Gemüths, während draußen die Woge des dreißigjährigen Krieges schäumt. Seine guten Freunde und Gevattern, die wohledlen Herren Nößler, Buchner und Consorten, und Berggipfel und murmelnde Bächlein und Waldeinsamkeiten — das kann er besingen, davon hallt seine Leier wieder: aber für die Helden seines Landes, seines Glaubens hat er keine Sprache. Er versucht es mitunter; er singt dem Kriegsgott (1628) einen Lobgesang, lang und künstlich, strotzend von Gelehrsamkeit und mythologischem Bilderkram, er thut trotzig und giebt zu, daß wir Männer zum Krieg erkoren sein, wir werden nicht „mit Dutten als ein Weib" geboren — Allein was mehr? Der ist auch ein Mann,

Digitized by Google

der sich seinem Vaterlande zu gut erhält; wer jung erschossen wird, der, hat er sich sagen lassen, wird nicht alt; — nicht für die Praxis des Lebens, er ist bloß für die Literatur vorhanden, außerhalb welcher ihm keine Existenz denkbar oder wünschenswürdig ist:

> Dem Einen ist zu thun, zu schreiben mir gegeben,
> Und möcht' ich, wie geschieht, nicht in den Büchern leben,
> Ich lebte gar nicht mehr. (a. a. O. I, 100. 101.)

Dies ist bei Opitz nicht eine besondere persönliche Schwäche oder Indifferenz seiner Natur, es ist der allgemeine Charakter dieser Zeit und steht daher mit allen übrigen, auch den löblichen und achtungswerthesten Eigenschaften derselben in unlösbarem Zusammenhange. Denn um nur dies Letzte aufzugreifen, dies einseitige Bewußtsein ausschließlich als Poet, das sich in den obigen Versen des Opitz ausspricht, und dies Gewicht, welches, der Praxis gegenüber, der abstracten Theorie der Literatur beigelegt wird: so fällt es in die Augen, wie nahe dies mit der ansehnlicheren und gewichtigen Stellung zusammenhängt, welche die deutschen Poeten durch Opitz, wie späterhin noch einmal und in erhöhtem Grade durch Klopstock, gewonnen haben, und welche durchaus nothwendig war, wenn zukünftig einmal die Dichter wieder ihre Stelle als berufne Sprecher der Nationen einnehmen sollen.

Allein wir wollen gerecht sein und dürfen daher nicht verhehlen, daß sowohl bei Opitz, als namentlich bei Weckherlin, seinem Zeitgenossen, ferner bei Zinkgref, bei Flemming und bei einigen Andern, sich allerdings Gedichte finden, die ohne Umschweif auf die öffentlichen Zustände der Zeit gerichtet sind, ja sogar Kriegs- und Schlachtlieder fehlen nicht. Das sind Gedichte, wie Opitz

Digitized by Google

bekannter ‚Kriegsruf:' „Auf auf, wer teutſche Freiheit liebet, wer Luſt für Gott zu fechten hat!" — (a. a. O. II, 211, auch abgedruckt bei Erlach, II, 415 und bei Wackernagel II, 333. 334.) Ferner ein großer Theil der Weckherlin'ſchen Gedichte (eine hierher gehörige Auswahl bei Wackernagel, a. a. O. 263—273, ſ. auch Erlach, a. a. O. 413. Ueber Weckherlin ſelbſt vgl. Gervinus III, 158 fgg.), Zinkgref's vielgerühmte Bearbeitung des Tyrtäus (Wackernagel, a. a. O. 302—310, wo ein vollſtändiger und getreuer Abdruck dieſes durch vererbte Mißverſtändniſſe und Verwechſelungen mehrfach entſtellten Gedichtes: ſ. Soltau, Vorr. LXXIX, Anm.), die Vermahnung an die Deutſchen bei Fiſchart (Erlach I, 46—48.) u. ſ. w.

All dieſe Lieder, und unter ihnen zunächſt die von Weckherlin, athmen nun allerdings eine tüchtige, männliche Geſinnung; ſie ermahnen zur Tapferkeit, zur Einigkeit, zum Schutz der Freiheit, zum Widerſtand bei Unterdrückung und Tyrannei. Allein in beſtimmter Faſſung, irgend einem einzelnen wirklichen Fall, nähern ſie ſich der eigentlichen Geſchichte, den Ereigniſſen des Tages nicht. Sie bewegen ſich nur in allgemeinen, abſtracten Begriffen, wie die eben angeführten: aber gegen wen die Tapferkeit ſich richten ſoll, wer der Unterdrücker iſt, auf welcher Seite ſich die Freiheit und das Recht befinde, davon ſteht in dieſen Liedern ſo gut, wie nichts. Das Pathos derſelben iſt alſo freilich ein achtungswerthes und ſittliches, ſogar, wenn man will, ein nationales: aber in dieſer abſtracten Haltung durchaus noch kein politiſches Pathos. Am Vortheilhafteſten, wie geſagt, treten die Gedichte von Weckherlin hervor, der faſt wie eine Ausnahme von ſeiner Zeit daſteht, und dem überhaupt die Anerkennung nachträglich zu gönnen, welche ihm in ſeiner Zeit ſelbſt durch den glücklicheren

Digitized by Google

Stern des schlesischen Nebenbuhlers geschmälert ward, als eine Pflicht des Literarhistorikers erscheint.*) Dennoch, und wenn ihm auch einzelnes Kleineres recht wohl gelungen ist, so liefert in seinem größeren, epischen Gedicht zu Ehren Gustav Adolphs (des großen Gustav Adolph ꝛc. Ebenbild, zu glorwürdigstem und unvergänglichem Gedächtniß seines so schnellen als hellen Lebenslaufs aufgerichtet, 1633; Bruchstücke siehe bei Wackernagel II, 266—272) doch auch er den Beweis, wie unfähig im Ganzen, bei allem guten Willen und trotz einzelner gelungener Stellen, diese steife, schwerfällige Poesie der Gelehrten war, sich der Geschichte und ihrer Helden zu bemeistern. In erhöhtem Grade zeigen dies auch die ähnlichen Versuche anderer, unbedeutenderer Dichter, die sowohl in Betreff der politischen Gesinnung, als der poetischen Begabung weit unter Weckherlin stehen. So unter Andern Freinsheim, der bekannte Philolog, in dem Teutschen Tugendspiegel, oder Gesang von dem Stamm und Thaten des alten und neuen Herkules, in welchem er Bernhard von Weimar besingt (1639, s. Koch I, 3. Gervinus III, 224). Ferner der Held aus Mitternacht (d. i. Gustav Adolph: vgl. Gerv. III, 244) von Johann Sebald Wieland, 1633;

*) Eine Biographie Weckherlin's mit Nachricht von seinen Schriften hat Conz, 1803 in einem eignen Schriftchen edirt. Eine Auswahl seiner Gedichte, welche zuerst 1618, vollständiger 1641—48 erschienen, ist nebst einer guten Einleitung, im vierten Band der Müller-Förster'schen Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts enthalten. — Er war aus dem Würtembergischen gebürtig, verbrachte jedoch den größten und bedeutendsten Theil seines Lebens in England, und man irrt wohl nicht, wenn man bei Beurtheilung seiner Gedichte die politisch freiere Luft in Anschlag bringt, die er bei diesem Aufenthalt einathmete.

Digitized by Google

der früher erwähnte Georg Greflinger, (ſtirbt um 1677) der unter dem Namen des Seladon von der Donau den ganzen Verlauf des dreißigjährigen Krieges in Reime brachte (Gervinus III, 194): der unzähligen Friedens- und Kriegsposaunen, Triumph- und Danklieder (z. B. von Andreas Scultatus: Koch I, 231. Gervinus III, 248, auch in dramatiſcher Form oder Unform: Koch II, 91. Kehrein I, 183. 184) gänzlich zu geſchweigen.

Neben dieſen fruchtloſen Verſuchen, die deutſche Geſchichte der Gegenwart, ſei es auch nur in panegyriſch patriotiſchem, nicht in politiſchem Sinne, für unſere Dichtung zu gewinnen, müſſen wir einer zweiten Richtung gedenken, welche, herauslenkend aus der lebendigen Unmittelbarkeit der Gegenwart, vielmehr die Vergangenheit der deutſchen Geſchichte zum Gegenſtand der Poeſie zu machen ſtrebt.

Es iſt dies ein merkwürdiges Phänomen, das in der Entwicklung des deutſchen Geiſtes, in den verſchiedenſten Stadien, ſich gleicher Weiſe wiederholt. So, zwei Jahrhunderte ſpäter, als durch Friedrich den Großen ein neuer Inhalt und ein neuer, kräftiger Umſchwung in das deutſche Leben gekommen war, iſt die Dichtung nicht im Stande, dieſen Inhalt unmittelbar an der Gegenwart zur Darſtellung zu bringen; ſondern gleichfalls flüchtet ſie in die Vergangenheit, in die Fabelwelt des nordiſchen Alterthums, in die Urwälder der alten Deutſchen, zu Odin und den Einherien, zu Herman und Thusnelda: und das ganze bischen Muth und Thatendrang und männliche Geſinnung, das Friedrich der Große aufgeweckt, verpufft, armſelig und aben-

Digitized by Google

teuerlich, in dem Kunſtfeuerwerk der Bardendichtung. — Gleicherweiſe im Anfange dieſes Jahrhunderts, als der Orkan der franzöſiſchen Revolution mit rauhem, aber wohlthätigem Hauch über die Trümmerſtätte des deutſchen Reiches ſtrich; als inmitten dieſer Trümmer der Keim eines neuen jugendlichen Staatslebens, ein politiſcher Frühling ſich entfaltete, welchem es wohl gebührt hätte, daß die Lerche der Dichtung ihn begrüßte; als die Nation, umgeſchmiedet unter dem Hammerſchlag des Schickſals, nach langer träger Ruhe anfing, ſich in ein Volk von Helden zu verwandeln — wo waren unſre Poeten damals? In's Mittelalter waren ſie ausgewandert, die blaue Blume der Romantik ſahen ſie wachſen, von der Blume der Freiheit, die an's Licht brach, ſpürten ſie nichts; in Nibelungenhelden, in altdeutſche Recken und Hünen metamorphoſirten ſie die Helden der Gegenwart, die ihnen nur in dieſer Vermummung begreiflich waren; das alte deutſche Reich, über das die Geſchichte zu Gericht geſeſſen und das politiſch in Trümmern lag, wollten ſie poetiſch wieder aufbauen. — Und nun gar erſt nach den Befreiungskriegen, wo die ganze Nation hätte ein einziger Mann ſein ſollen, Ein ſtarker trotziger Mann, der unerbittlich feſt hielt am Recht der Gegenwart, welche Kinder waren wir da! Kinder, die mit langen Locken und altdeutſchen Röcken, mit Bärten und Hemdkragen ſpielten, und darüber die reife Frucht der Gegenwart ſich in Gottes Namen aus den Händen wegescamotiren ließen. Ja in dem Augenblick, da dies geſchrieben wird — ſind wir nicht wieder in der Gefahr, uns wieder und auf einen ähnlichen Abweg zu verlieren? Der alte Kaiſer Barbaroſſa ſcheint wieder einmal im Traum emporzufahren; wir rühmen Viel — und vielleicht dür-

Digitized by Google

fen wir ein Weniges rühmen von der neuen politiſchen Geſinnung, die ſich zu zeigen anfängt, und von dem einigen und deutſchen Bewußtſein, das uns treibt. Und was machen wir? worin ſehen wir die Zeugniſſe dieſer wieder erwachenden Volksthümlichkeit? was wollen wir gründen zum glorreichen Denkmal unſrer Einigkeit und unſres neuen, freiheitluſtigen Bewußtſeins? Den Kölner Dom wollen wir ausbauen: ein Unternehmen, das man vielleicht (aber auch nur vielleicht) vertheidigen kann in künſtleriſcher Hinſicht, das aber abgeſchmackt wird, wenn man es, wie an allen Ecken, in Vers und Proſa, von Regierungen und Journalſchreibern geſchieht, zur politiſchen That erheben will; unſre Antiquare reiſen umher und machen ordentlich Jagd, wo noch ein alter Königsſtuhl, ein verrotteter Kaiſerſaal iſt, an dem ſich ausbauen und tünchen und der Eitelkeit fröhnen läßt — und über Alles hoch ſoll ſich das Hermansdenkmal erheben, dieſer Koloß der Geſchmackloſigkeit und des Aberwitzes!

Wahrlich, es gehört Muth dazu, um dieſer ſich ewig wiederholenden Fehlgriffe willen nicht wirklich, wie Viele und zum Theil ſelbſt unſre Beſten thun, an der politiſchen Befähigung des deutſchen Volkes zu verzweifeln. Es iſt, als hätte der Deutſche eine wahre Furcht vor der Zeit, in der er lebt, als könne er das Angeſicht der Gegenwart nicht ertragen. Gerade in ſolchen Epochen, wo uns die Geſchichte gleichſam die Hand darreicht, in kritiſchen Momenten, wo wir nur zuzufaſſen brauchten, um auch unſern Antheil an den Rechten der Gegenwart zu erwerben: gerade in ſolchen Momenten ziehen wir uns in das Schneckenhaus der Vergangenheit zurück, wir ſpinnen Träume und ſetzen unſer Blut in Wallung mit großen Erinnerungen, wo wir es verſprützen ſollten für das Bedürfniß der Gegenwart;

Digitized by Google

ſtatt die Gelegenheit beim Schopfe zu faſſen, kriechen wir unter die Perücke unſrer Großväter. Und doch dürfen wir nicht verzweifeln, wir dürfen nicht ſchlecht denken von der Grundlage der deutſchen Natur! Auch dem Irion begegnete, was uns begegnet: auch er umarmte die Wolke ſtatt der Juno — und war doch ein Titan! Wir ſind nur noch in unſern politiſchen Kinderjahren und da geht es uns, wie dem Kinde vor dem Spiegel, das die Gegenſtände auch nur im Spiegel und nicht da ſucht, wo ſie ſind. Es iſt doch immer ſchon etwas, daß wir ſuchen! Man kann nicht ewig ein Kind bleiben: wir werden heranwachſen und finden.

Mit dieſer Abſchweifung haben wir dem Laufe unſrer Darſtellung nun freilich bei Weitem vorgegriffen. Allein dies ſchien uns nöthig, um den Zuſammenhang und die eigentliche Bedeutung jener Dichtungen zu begreifen, welche, ſchon ſeit dem Beginn des ſechszehnten Jahrhundert, ſich bemühen die Vergangenheit der deutſchen Geſchichte bald in größerem, bald in geringerem Umfange poetiſch darzuſtellen. Auch Gelehrten und Hofdichtern, was nunmehr Eines wird, mußten Stoffe dieſer Art ſehr erwünſcht ſein. Denn erſtlich hatten ſie an ihnen eine bequeme Gelegenheit, ihre antiquariſche Gelehrſamkeit an den Mann zu bringen: wobei wir uns erinnern müſſen, daß in dieſe Zeiten, namentlich in das ſiebzehnte Jahrhundert, die erſten Anfänge zu einer wiſſenſchaftlichen und philologiſchen Behandlung unſrer Alterthümer, durch Merula, Goldaſt, Opitz, Schilter u. ſ. w. fallen: Anfänge, von denen ſich wohl behaupten läßt, daß ſie zur Geſchichte

Digitized by Google

wie zur Dichtung jener Zeit daſſelbe Verhältniß einnehmen, wie in unſerm Jahrhundert die Anfänge unſrer deutſchen Philologie zur Geſchichte der Befreiungskriege und zur Poeſie der Romantiker. Zweitens aber war hier auch ein guter Anknüpfungspunkt für Schmeicheleien, Lobeserhebungen, Vergötterungen einzelner Fürſten und ganzer Fürſtenhäuſer. Es iſt wahr: von dergleichen Schmeicheleien abgeſehen, enthalten dieſe Gedichte meiſt einen Ueberfluß von politiſchen Sentenzen und patriotiſcher Rhetorik. Schade nur, daß man ziemlich für jede Stelle dieſer Art das Vorbild in der klaſſiſchen Literatur der Alten nachweiſen kann, die mit derſelben Betriebſamkeit, wie in der Form und der Maſchinerie der Gedichte, ſo auch hierin nachgeahmt wurden. Es war eben auch nur eine Art von Form, ein Schmuck, eine gelehrte Reminiſcenz, bei welcher das Herz nichts fühlte; mit Einem Worte: die ganze Dichtung dieſer Zeit, nach innen wie nach außen, war die Dichtung der Convenienz.

Wir haben hierbei zwei Gattungen zu unterſcheiden: die eigentlich deutſche und die neulateiniſche Dichtung der deutſchen Gelehrten. In der erſtern gedieh die patriotiſch alterthümelnde Richtung erſt ſpät und ſparſam, namentlich zu ſelbſtändigen, größeren Gedichten oder eigentlich epiſchen Verſuchen; meiſtens bleibt ſie in kleineren Dichtungen, wie das früher erwähnte Pasquill, oder in einzelnen gelegentlichen Parthieen bei Fiſchart, Moſcherosch u. ſ. w. ſtecken. Dies kann uns nicht befremden, ſobald wir uns nur an dasjenige erinnern, was oben bereits über die formale Mangelhaftigkeit der damaligen deutſchen Dichtung geſagt iſt, vermöge deren es alſo unmöglich war, daß größere und insbeſondere epiſche Gedichte entſtehen konnten. Aus dem ſiebzehnten Jahrhundert läßt

Digitized by Google

ſich beinahe nur der Habsburgiſche Ottobert des Freiherrn von Hohenberg nennen: ſ. Gervinus III, 245, vgl. 225 und 404. Koch I, 112. Der Ottobert erſchien 1664, ein ausführliches Epos von ſechs und dreißig Büchern, und (nach Gervinus Angabe a. a. O. 245) ungefähr eben ſo viel tauſend Verſen; ſein Held war Rudolf von Habsburg, und die Verherrlichung des Habsburgiſchen Hauſes ſein Ziel. Das Gedicht ward ſeiner Zeit außerordentlich geprieſen: „er ſchien ſeinen Freunden den Homer überflogen und den Namen des öſterreichiſchen Orpheus verdient zu haben" (Gervinus a. a. O.) Ja beinahe hundert Jahre nach ſeinem erſten Erſcheinen fand der Ottobert noch Bewunderer: Gottſched, in der Vorrede zur kritiſchen Dichtkunſt vom J. 1741 (vgl. Manſo im VIII. Band der Nachträge zur Sulzerſchen Theorie, p. 94 und 89, und des Verf. Gött. Dichterb. p. 110 Note 1), trug kein Bedenken, ihn unter denjenigen Gedichten aufzuführen, die Deutſchlands Ehre gegen das Ausland retten ſollten und die man das Recht habe, neben Arioſt und Milton zu nennen. — Erſt mit der ſteigenden Kultur der Form ſteigt auch die Zahl dieſer hiſtoriſchen Dichtungen. Poſtels Großer Wittekind (er ward erſt 1724 durch Wichmann herausgegeben, aber jedenfalls vor 1705, als des Autors Todesjahr, geſchrieben: ſ. Gervinus III, 531, vgl. 495, 547), Schönaich's berüchtigter Herman oder das befreyte Deutſchland (1753), ſowie ſein Heinrich der Vogler oder die gedämpften Hunnen (1757), ein Thema, welches ſich auch Klopſtock in ſeiner Jugend vorgeſetzt hatte: Gött. Dichterb. 105 fgg., und ebenſo die zahlreichen Dramen, deren Held Arminius war (ſ. ebendaſelbſt), bezeichnen die Stufenfolge, in welcher dieſe Richtung fortvegetirte, und in der ſie, trotz aller Anſtrengungen und Verſuche, es doch zu keinem nur einigermaßen achtbaren

Digitized by Google

Erfolge bringen konnte: eine Erſcheinung, die wir in der oben citirten Stelle unſrer früheren Schrift zu begründen geſucht haben. — Ueber Flemmings Germanis und den Lohenſtein'ſchen Herman werden wir ſpäter, bei den politiſchen Romanen, ſprechen.

Weit zahlreicher und zugleich weit zierlicher in der Form ſind die hieher gehörigen Gedichte der Neulateiner. Den Anfang, wenn wir nicht irren, macht Konrad Celtes mit ſeinem unvollendeten Theodoricus s. poema heroicum de rebus Theodorici Regis Gothorum 1502: ſ. Koch I, 107 und Erhard a. a. O. 126. Auch ſeine Germania generalis, „ein hiſtoriſches Gedicht, welches eine allgemeine Anſicht Deutſchlands nach ſeiner Lage, ſeinen Flüſſen und Gebirgen enthält" (Erhard a. a. O. 130), iſt, um ſeiner hiſtoriſch antiquariſchen Ausſtattung willen, hier in Betracht zu ziehen. Ferner Heinrich Bebels (ſt. 1514) laudes Germanorum, 1513: Koch a. a. O., und Erhard III, 141—170 und im Einzelnen p. 167; die Germanis s. res egregiae et fortia facta veterum Germanorum des Laurentius Rhodomannus (ſt. 1606) in griechiſchen Verſen; Schoſſers, Profeſſors der Dichtkunſt in Frankfurt, Marchias, eine Geſchichte der Markgrafen zu Brandenburg, 1558, und Anderes, worüber man außer Koch II, 110 fgg. namentlich das Erhard'ſche Werk vergleiche.

Gedichte, wie die Marchias, ſtehen nun bereits auf der Grenzſcheide, wo die Geſchichtspoeſie der Gelehrten unmittelbar in die Hofdichtung übergeht. In dieſen Gedichten bildet ſchon nicht mehr das hiſtoriſche, das vaterländiſch anti-

Digitized by Google

quarische Interesse den Angelpunkt der Dichtung, sondern dieses selbst giebt nur die Grundlage für ein anderes, das höfische Interesse ab. Der ganze große Aufwand von Gelehrsamkeit dient endlich nur, das Lob des Fürstenhauses zu motiviren; der breite Unterbau von antiquarischen Untersuchungen, historischen Excursen, gelehrten Studien, bekommt zuletzt nur das Ehrendenkmal des regierenden Herrn zu tragen. So also, wie wir oben gesehen haben, daß an die Stelle der ritterlichen Hofdichter die Hofgelehrten traten, so entwickelt sich jetzt wieder aus der Gelehrsamkeit der Stand der Hofpoeten. Je näher nun die Poesie in die Sphäre des Hoflebens gezogen wird, je mehr natürlich sucht sie die Spuren ihrer gelehrten Herkunft zu verwischen. Sie schüttelt den Schulstaub von sich, sie lernt französisch sprechen, sie wird üppig und frech; das schwerfällige Erz lateinischer Epopöen muß sich in einen zierlichen Flitterschaum von Gratulationsepisteln, Festspielen und Opern umschmelzen lassen. — Die Poesie der Gelehrten hat also nur den Uebergang aus der Volksdichtung zur Hofdichtung vermittelt; sie hat die Poesie, so zu sagen, wieder blank putzen müssen, sie ist das Purgatorium gewesen, wo die Poesie von den rohen Spuren der Volksthümlichkeit geläutert und mit einem neuen Leibe bekleidet worden ist, nach der neuesten Mode, dem jüngsten Geschmack: so daß vornehme Hände sie wieder berühren dürfen. Im Ganzen freilich treibt dabei nur ein Teufel den andern aus. Die Nachahmung der Alten weicht der Nachahmung der Franzosen (vgl. Gött. Dichterb. p. 39—51), für die Convenienz gelehrter Reminiscenzen tritt die Convenienz des Hoflebens ein; aus den Schulpedanten werden Hofpedanten.

Solchergestalt nun gerieth im Laufe des siebzehnten Jahr-

Digitized by Google

hunderts die deutsche Literatur in eine entschiedene Abhängigkeit von den Höfen, und überhaupt von den Adligen und Vornehmen. Wie ehemals in den Kreisen der Bürger, so schließt sie sich jetzt in den Zirkeln der Vornehmen und Hoffähigen ab. Dieselbe Bedeutung, die ehedem einerseits die Schulen der Meistersänger und andrerseits, in der Restaurationsepoche des Alterthums, die gelehrten Gesellschaften, wie die Societas Rhenana des Johann von Dalberg (1496 s. Erhard a. a. O. I, 362. II, 63—66), das collegium poetarum des Kaiser Max (s. ebendas. im Leben des Conrad Celtes II, 103—109) u. dgl. m. einnahmen, nehmen jetzt die deutschen Sprachgesellschaften, die Vereine und Orden ein, welche (seit 1617, dem Stiftungsjahre des Palmenordens: s. in Kürze Otto Schulz, die Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhundert, Berlin 1824), mit der ausgesprochenen Absicht, die Pflege der vaterländischen Dichtung zu befördern, nunmehr unter dem Patronat regierender Herren und Fürsten gebildet wurden und sich größtentheils, ja beinahe ausschließlich aus Edelleuten recrutirten. So zählte z. B. der eben erwähnte Palmenorden, unter den 806 Mitgliedern, die er bis 1668, also in einem Zeitraum von funfzig Jahren hatte, nicht weniger als „einen König, drei Churfürsten, neun und vierzig Herzöge, vier Markgrafen, zehn Landgrafen, acht Pfalzgrafen, neunzehn Fürsten, sechzig Grafen, fünf und dreißig Freiherrn und sechshundert Adlige und Gelehrte; eigentlicher bürgerlicher Gelehrter sind darunter kaum hundert!" (Gervinus III, 181.)

In Folge dieses Uebergangs mußte auch die Stellung der Poesie zur Tagsgeschichte sich aufs Neue verändern. Die Gelehrtendichtung, in ihrem abstracten Formalismus, hatte die Berüh-

Digitized by Google

rung mit der Gegenwart ängſtlich vermieden; aufgewachſen in der Studierſtube, genährt von Büchern und Pergamenten, hatte ſie ihre Zuflucht zur Vergangenheit genommen, und über dem alten Deutſchland das neue, gegenwärtige, glücklich vergeſſen. Anders natürlich ſtellte ſich die Hofdichtung. Dürfen wir die Epoche der Gelehrten, ſowohl wegen der formalen Erziehung, welche die deutſche Poeſie durch ſie erhalten, als auch wegen ihrer Entfernung von der Gegenwart, mit dem früheren Principat der Geiſtlichkeit vergleichen, ſo findet dagegen die Hofdichtung des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ihre nothwendige Parallele in der ritterlichen Hofdichtung des Mittelalters. Auch hier wieder ſieht der Poet von der ganzen Geſchichte nichts, als die Perſönlichkeit ſeines Fürſten und Mäcen; der Hofſtaat iſt der Staat. Und wie wir das letzte Motiv jenes mittelalterlichen Verhältniſſes in geſchichtlichen Zuſtänden, in dem hiſtoriſchen Urſprung der Lehnsverhältniſſe, als der Grundlage des Ritterſtandes, fanden: ſo entſpricht auch dieſe moderne Hofdichtung den gleichzeitigen Zuſtänden der Geſchichte. Oder war es nicht damals die Zeit, wo Ludwig der Vierzehnte das bezeichnende Wort ſprach: l'état c'est moi? nicht damals, wo die perſönliche Laune eines Fürſten oder Fürſtengünſtlings, ein Paar Handſchuhe, ein Glas Waſſer, die beleidigte Eitelkeit einer Maitreſſe, oder ein Zufall von ähnlichem Kaliber, über die Schickſale der Welt entſchieden? wo die Politik ein Gewebe von lauter elenden Perſönlichkeiten, lauter inhaltloſen Formeln geworden war? wo nur perſönliche Rückſichten und Intereſſen, Succeſſionsfragen und ähnliche unmittelbare Anſprüche der Fürſten, den Inhalt der Geſchichte, den Anſtoß der Bewegung gaben? An

Digitized by Google

keinen Gott in der Geſchichte, man glaubte nur an ſich ſelbſt: und die Völker galten nichts. *)

Um Nichtswürdigkeiten dieſer Art dreht ſich, wie im Großen die Geſchichte, ebenſo nun auch die Dichtung. Die Poeſie des Formalismus mußte auch am Formalismus des Staatslebens kleben bleiben. Daher lauter perſönliche Zuſtände des Regenten: das hohe Wiegenfeſt des Allerdurchlauchtigſten, ſein Allerhöchſtes Beilager, die Geburt eines Prinzen, in dem der Poet zum Voraus einen Marc Aurel und Cäſar witterte, Jagden und Reiſen, Hoffeſte und Maskeraden — das iſt es, wovon die Dichtung ſich nährt und wozu ſie nicht müde wird, alle Götter des Olympus, alle Erinnerungen der Vorzeit zu citiren.

In die Einzelheiten dieſer höfiſchen Literatur ſich einzulaſſen, iſt bedenklich. Denn weder hiſtoriſch noch äſthetiſch, iſt die Ausbeute, welche ſich aus dieſen Gratulationsgedichten und Epiſteln, dieſen Wirthſchaften **) und Operntexten gewinnen

---

*) Wir wollen unſre Leſer hier wieder recht dringend auf Schloſſer's Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts verweiſen. Nichts Beſſeres wiſſen wir für die wahre Bildung unſrer Zeit zu wünſchen, als daß dies Buch in Aller Händen, ſein Inhalt in Aller Herzen ſei. Zunächſt aber wünſchen wir, daß dem ehrwürdigen Verfaſſer Zeit, Kraft und Stimmung bleibe, ſein Werk zu vollenden.

**) So hieß eine damals ſehr beliebte Art von Hofmaskeraden, von denen man aus Canitz' Gedichten, p. 199 fgg. der König'ſchen Ausg. von 1727, ſowie aus König ſelbſt, Ausg. von Roſt, 1745 p. 452 fgg. eine Vorſtellung gewinnen kann. Näheres bei Flügel, Geſch. des Grotesken, p. 241, und Plümike, Entwurf einer Theatergeſch. von Berlin, 1781 p. 58. Selbſt bei den Franzoſen, dieſen Maîtres de plaisir des damaligen Europa, waren die deutſchen Wirthſchaften (hotéleries) berühmt.

Digitized by Google

läßt, von einiger Bedeutung, namentlich nachdem bereits ein so scharfsichtiger und gründlicher Forscher, wie Gervinus (III, 498 fgg.) durch diese traurigste Steppe unsrer Literatur vorangegangen ist. Nur bei Einem dieser Dichter, dem Herrn von König, der mit Canitz und Besser (a. a. O. 503, 506) das vornehmste Dreigestirn der höfischen Dichtung bildet, wollen wir einige Augenblicke verweilen. Denn seine Gedichte, statt aller andern, muß man zur Hand nehmen, wenn man das Aeußerste kennen lernen will, wozu diese Poesie der Gesinnungslosigkeit und Nichtigkeit sich selbst emporgesteigert (Gervinus III, 509 fgg.). An ihm kann man sehen, wie gut (aber auch in welchem Sinne) die Poeten sich damals auf Politik verstanden, und wo sie den Pulsschlag der Geschichte, die Ader des öffentlichen Lebens suchten. — König war aus Süddeutschland gebürtig, und nach mancherlei Abenteuern nach Sachsen verschlagen worden. Die Sachsen galten damals für eine der polirtesten Nationen; man verglich sie gern mit den Franzosen und sprach ihnen den ersten Preis in Sachen des Geschmacks und der feineren Bildung zu. Das war weniger ihr eigenes Verdienst, als nur ein Abglanz von dem Ruhm ihres Regenten, August des Starken, der an Pracht und Verschwendung die meisten Fürsten seiner Zeit übertraf, und auch an Verworfenheit der Gesinnung schwerlich hinter Einem zurückblieb; wofür Schlossers parteilose und quellenmäßige Darstelluug, im ersten Bande des erwähnten Werks, die näheren Belege giebt. Sein Hof war ein ewiger Carneval der Maitressen, der Günstlinge und Abenteurer; man pries ihn als einen der prächtigsten in Europa. Daß zu derselben Zeit das Land am Rande des Abgrunds schwebte, daß Habe und Gut, Leben und Blut des angestammten, wackern Volkes, ja

Digitized by Google

sein Glaube und (in den schimpflichen Unterhandlungen mit Karl dem Zwölften und dem wiederholten Treubruch, dessen Friedrich August sich schuldig machte) seine Ehre selbst für den Scheinbesitz einer fremden Krone geopfert wurde, davon sagte man nichts. Welch fruchtbares, welch furchtbares Terrain hätte hier ein politischer Dichter gehabt — ein politischer, im wahren Sinne des Worts! Wie hätte sich ihm hier der Stoff entgegengedrängt zu Satyren und Strafgedichten, vor denen der Purpur selbst hätte erbleichen müssen! Er hätte ja auf der einen Seite nur diesen Kurfürsten und König zeigen dürfen, in der Pracht seiner Verschwendung, mit dem erträumten Scepter und Feldherrnstab, wie er als Sonnengott zu den Füßen seiner Königsmark lag — und auf der andern dieselbe Königsmark, bei Karl dem Zwölften bettelnd für ihren fürstlichen Liebhaber — und das grimmigste Pasquill wäre fertig gewesen. Aber im Gegentheil: die Poesie ließ es sich angelegen sein, sie betrachtete es als eine Ehrensache, diese nichtswürdigen Zustände pomphaft auszuschmücken und aufs Prächtigste zu beschönigen. Es ist keine Frage, daß diese politischen Zustände des damaligen Sachsen und diese feige Unterwürfigkeit der sächsischen Dichter von größtem Einfluß für die ganze deutsche Literatur geworden sind. Denn gerade in dieser Zeit übernahm Sachsen (wozu es vermöge seiner formalen Cultur allerdings berechtigt war) die Hegemonie unserer Literatur, die von ihm jene Unterwürfigkeit, jenes schüchterne, unterthänige Wesen, jene süße Zierlichkeit erbte, welche die nächsten dreißig Jahre unsrer Poesie bezeichnet, und von der sie erst mit dem Eintritt der Berliner sich allmälig befreit. — Insbesondere war in Dresden eine förmliche hohe Schule der Hofdichtung. Nach Dresden hatte sich Herr von

Digitized by Google

Beſſer zurückgezogen (1713), als Friedrich Wilhelm der Erſte, Friedrichs des Großen Vater, der lockeren Wirthſchaft ſeines Vorgängers ein Ende gemacht hatte. Von Beſſer (ſ. Gervinus III, 508) wurde König zum Ceremonienmeiſter und Hofpoeten angelernt. Aber wir haben eigentlich ſchon mit der erſteren Benennung genug geſagt: denn auch als Poet iſt er nur ein Ceremonienmeiſter. Unter allen ſeinen Gedichten (ſie ſind am Vollſtändigſten und Treuſten von Roſt herausgegeben worden: Des Herrn von Königs Gedichte, aus ſeinen von ihm ſelbſt verbeſſerten Manuſcripten geſammelt und herausgegeben. Dresden, 1745) iſt kaum eines, das ein anderes Thema hätte, als die wir vorhin im Allgemeinen angegeben. Da ſind lauter Beilager, Entbindungen, Namensfeſte, Geneſungen, Wirthſchaften, ein ganzer Hofkalender in Verſen. Den Gipfel unter ſeinen Gedichten ſelbſt bildet, nach unſerm Dafürhalten, das „Heldenlob Friedrich Auguſt's" 1719, gleich im Anfang der Roſt'ſchen Ausgabe, p. 1—38. Es wird Einem ganz wirbelicht zu Muthe, wenn man dieſes Machwerk lieſt; man wird irre an der Geſchichte. Der Dichter kennt an ſeinem Helden nichts als Tugenden: aus Schimpf und Schande wird hier Preis und Ruhm, Niederlagen heißen Siege, wo der König notoriſch davon gelaufen iſt, da heißt es hier: er iſt vorgedrungen und hat Alles erobert; oder wird gar einmal zugeſtanden, daß er hier und da ein Weniges gewichen, ſo iſt das bloß Großmuth von ihm geweſen, pure Menſchlichkeit und Sanftmuth, die dem beſiegten Feind bloß ein bequemes Davonlaufen hat gönnen wollen; ja ſo weit geht die Verworfenheit dieſes Poeten, daß er dem König zu verſtehen giebt, warum er Karl den Zwölften, bei dem berüchtigten Beſuch in Dresden, zu dem Friedrich Auguſt ihn

Digitized by Google

eingeladen hatte, nicht lieber gefangen genommen. Das wäre bloße Großmuth und Sanftmüthigkeit von ihm gewesen, und hätte er anders gethan, so hätte Niemand es ihm wehren können.*) Der nächste Rang neben diesem Gedicht kommt wohl dem „August im Lager" zu, einem „Heldengedicht", wie der Verfasser selbst es nennt. Doch ist wenig Heldenmäßiges darin; ja dem Stoffe nach, könnte man es ehr für die Travestie eines epischen Gedichts gelten lassen, von dem Genre des geraubten Eimers, des Peder Paars und dergleichen, als wirklich und ernsthaft für ein heroisches Gedicht. Aber allerdings meint der Poet es ungemein ernsthaft.

---

*) A. a. O. p. 19. Er spricht von dem Altranstädter Frieden, den Friedrich August selbst hinterdrein so schimpflich fand, daß er mit jener Doppelzüngigkeit, die diesem Fürsten eigen war, ihn brach, sobald er sich selbst wieder in Sicherheit fühlte. König sieht auch in diesem Friedensschluß nur einen neuen Ruhm seines Gebieters; dann fährt er fort (p. 18):

„Der Himmel wollte bloß durch diesen Frieden zeigen,
Es könne Dich kein Held an Großmuth übersteigen,
Dieweil ihr wahrer Sitz in Deiner Heldenbrust;
Dies hat der kühne Karl auch wohl von Dir gewußt,
Sonst hätt' er sich fürwahr das Herze nicht genommen,
Und wäre ganz allein zu Dir nach Dresden kommen;
Wer nahm ihn damals doch Dir wieder aus der Hand?
Nur Deine Großmuth, Herr, die Dir die Krone band.
Wer anders hätte Dich hierzu wohl zwingen können,
Als Deine Neigung nur, den Frieden uns zu gönnen." u. s. w.

Sein gegebenes Wort halten, ist also bei Leuten dieses Schlags (und gewiß spricht der Dichter hier nicht bloß seine Meinung, sondern die Meinung des Hofes überhaupt aus) nicht eine Sache der Ehre und der Pflicht, sondern nur der Großmuth; wer sein Wort bricht, ist darum noch nicht ein Schurke, er ist bloß nicht „großmüthig" gewesen. Das gab denn jene Politik, die nicht der Ehre, der Tugend, der Sittlichkeit, sondern bloß dem Nutzen gehorcht — und die noch heut, in unsern großen und kleinen Talleyrands, nicht ausgestorben ist.

Digitized by Google

Er hat sich nicht unterstanden, sagt er, *) den hohen und merkwürdigen Gegenstand durch eigene Erfindungen zu entstellen; auch hat er es nicht nöthig gehabt, da er gewiß ist, daß diese Beschreibung, so wahrhaftig sie ist, den Nachkommen gleichwohl fabelhaft genug erscheinen wird; wem das Gedicht daher mißfallen sollte, den erklärt er (man höre den Höfling!) ohne Weiteres für „gemeinen Pöbel". Und was ist nun der großartige Gegenstand dieses Gedichts? Nicht mehr und nicht weniger, als ein Lustlager, ein militärisches Fest, mit dem Friedrich August den Besuch des Königs von Preußen feierte. **) Es sollten sechs und mehr Gesänge werden; nur der erste ist vollendet, ein Bandwurm von

---

*) Im Vorbericht, a. a. O. p. 189 f. — Das Gedicht erschien zuerst einzeln, Dresden, 1735.

**) Man höre nur, wie pomphaft er sein Thema ankündigt, ein völliges arma virumque cano:

Der Sachsen Musterung, Volk, Lager, Waffen, Helden,
Und Kriegesübungen will ich der Nachwelt melden,
Was auf der Ebene bei Radewitz geschehn,
Das soll man künftig noch in diesen Blättern sehn.
Auf! Dichtkunst, steh mir bei! verkehr die sanfte Flöte
In eine muthige laut schallende Trompete,
Damit mein kühner Reim erhaben, edel, frei,
So großer Dinge wehrt, des Lesens würdig sei.
Erinnre mich genau, was täglich vorgegangen,
Wie schön man aufgehört, wie schön man angefangen,
Wie zahlreich Hof und Heer, wie vielfach Pracht und Lust,
Kurz, wie im Lager war mein göttlicher August. (p. 191.)

Eine sehr ausführliche prosaische Schilderung der stattgehabten Festlichkeiten findet man in: Merkwürdiges Leben und Thaten des Weltberühmten ꝛc. Friedrich Wilh. Freiherrns von Kyau. Auf Verlangen der curieusen Welt gesammelt ꝛc. von Gregandern. Cölln, 1736. II, 50 bis 138. — Auch fürstliche Wirthschaften, von denen wir oben gesprochen, werden in diesem, für die Hof-Sittengeschichte der damaligen Zeit nicht unwichtigen Buche beschrieben, z. B. II, 47.

Digitized by Google

mehr als tausend Versen — und enthält doch nur den Anfang des Anfangs, die Einholung des erlauchten Gastes. Aber auch in dieser fragmentarischen Gestalt fand es weit und breit großen Beifall; ja es ward für ein Juwel unserer Literatur gehalten, und Gottsched, der sich von König protegiren ließ, nannte ihn Deutschlands Virgil und Horaz. — Soweit also war es mit unsrer Dichtung, unserm Leben gekommen: Soldaten exerciren, Schmausen und Zechen, Jagen und Reiten, das macht den epischen Helden, das sind Thaten, an denen es sich lohnt, ein Homer zu werden, das ist unsre politische Dichtung aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Wir haben die Hofdichtung bisher nur in den Kreisen verfolgt, die ihr zunächst eigenthümlich waren, also in den Kreisen des Hoflebens selbst. Allein wie jede literarische, und überhaupt jede geistige Richtung den Drang hat, ihre ursprüngliche Sphäre überschreitend, ein Allgemeines und Volksmäßiges zu werden, so suchte auch die höfische Dichtung das Interesse der Menge zu gewinnen, indem sie sich jener Literatur bemächtigte, die eben die Menge nun einmal nicht entbehren kann: der Unterhaltungsliteratur. Das unterscheidende Kennzeichen dieser Literatur, welche, bei ihren unermeßlichen Einflüssen auf die Bildung der Nation, wohl einmal ihre eigne Geschichte verdient hätte, ist, wenn wir recht sehen, dies, daß sie ihren Zweck nicht in sich, sondern außerhalb ihrer, in den Neigungen und Bedürfnissen, dem Geschmack und der Laune des Publikums hat; weshalb sie auch von jeher der eigentliche Herd und Tummel-

Digitized by Google

platz gesinnungsloser Lohnschriftstellerei gewesen ist. Einen eigenen Inhalt also hat die Unterhaltungsliteratur nicht. Sie bildet nur immer gleichsam den verdünnten Aufguß, das geschwächte Abbild der übrigen Literatur; sie ist wie ein Kleidungsstück, eine Mode, die zuerst die Vornehmen sich satt und müde tragen, und die dann erst, nur ein wenig übertrieben und in schlechterem Stoff auch das Eigenthum der niederen Klassen wird. So die politischen Romane und die Haupt- und Staatsactionen des deutschen Drama.

Bis zur Entwicklung des politischen Romanes (seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts) hatte die Unterhaltungsliteratur, die überhaupt erst ein Bedürfniß der modernen Zeit ist und daher erst mit der Reformation eintritt, sich hauptsächlich von den alten epischen Gedichten, von Volkssagen und Legenden des Mittelalters genährt, die sie in Prosa auflöste und durch Entfernung aller eigentlich poetischen Zuthat für das Bedürfniß der bloßen Leselust zurichtete. Sie hatte sich also ebenso an die Vergangenheit gewendet, wie die Gelehrtendichtung, zu der daher diese Erneuerung der mittelalterlichen Dichtung in derselben Parallele steht, wie jetzt die politischen Romane zur Hofdichtung. Und wie diese selbst, so gehen auch die Anfänge des politischen Romans aus der Gelehrtendichtung hervor. Schon Paul Flemming, angeregt durch die Argenis des Barclay,*) hatte die Absicht gehabt, eine Margenis (anagrammatische Versetzung

*) Sie war zuerst 1621 zu Paris erschienen: ein lateinischer Roman, der die damaligen Staatsverhältnisse Frankreichs allegorisch darstellt. Er hatte sich eines ungeheuren Beifalls zu erfreuen, und ward vielfach fortgesetzt und übersetzt; zuletzt noch 1794 zu Berlin. Siehe Ebert's allg. bibliogr. Lex. I, 136 fgg.

Digitized by Google

von Germanis *) zu schreiben, in der er die damalige Lage Deutschlands im Kriege schildern wollte: **) gleichfalls allegorisch und mit versetzten Namen, was einerseits an ältere allegorisch-historische Gedichte, wie den Theuerdank, erinnert, und andrerseits die Scheu der Gelehrtendichtung charakterisirt, welche die Geschichte der Gegenwart, wenn überhaupt, doch nur in Masken ertragen konnte. Allein Flemmings Plan kam nicht zur Ausführung, oder wenn ausgeführt, so wurde das Gedicht niemals bekannt: (Gervinus a. a. O.) und so ist Dietrich von dem Werder, als Hauptbeförderer des Palmenordens sowie als Uebersetzer des Tasso und Arioſt berühmt (Gervinus III, 404), zugleich der Erste, der in seiner Diana (1644) den Ansatz zum historisch politischen Romane nimmt. In der Diana hat Werder „in Episoden die Geschichte des dreißigjährigen Krieges niedergelegt, obwohl höchst schwach und dürftig, so daß man wohl den Anfänger erkennt; in den Erzählungen von Dinanderso, Lodaso, Lastewin, Mivara u. s. w. erkennt man bald den Krieg, die Schlacht bei Lützen, Ferdinand, Adolph, Wallenstein, den Herzog von Weimar u. s. w. wieder. Hier also beginnen sogleich die Geschichtsgedichte, und recht deutlich heißt dies Werk ein Räthsel-Gedicht, das zum erstenmale der Fabel wegen, das zweite und dritte Mal der

*) Deren sich auch Sigmund von Birken (Betulejus) bediente: Margenis, das vergnügte, bekriegte und wieder befreite Deutschland, 1679, eines von den oben erwähnten Gelegenheitsspielen, das 1652 öffentlich zu Nürnberg war aufgeführt worden. Koch I, 270. Vgl. Gerv. III, 300. 430.

**) „Es sollte die Thaten der Helden auf die Nachwelt bringen, die um die Margenis gebuhlt; sie sollten anagrammatisch benannt werden: Vaguſt, Herbrand, Stallwein, Zelafor u. s. f.“ Gervinus III, 239 Note 145.

Digitized by Google

Reden wegen, das vierte Mal der politischen Weisheit und verdeckten Geschichte wegen gelesen werden müsse." (Gervinus III, 396.) Auf demselben Wege schritten Philipp von Zesen, Bucholtz, Anton Ulrich von Braunschweig vor; besonders die Octavia des Letztern (1711) ist reich an Episoden aus der Zeitgeschichte, die sie, in allegorischer, oft schon den Zeitgenossen, geschweige denn uns unverständlicher Verkleidung, mit der Geschichte des römischen Alterthums in Verbindung setzt: a. a. O. p. 399. Vor Allem aber ist hier Lohenstein's Hermann und Thusnelda (1689) zu nennen. Denn wie in den Romanen des Herzogs von Braunschweig das römische Alterthum, wie in anderen andere fremde Historien, so bildet in diesem Werke des Lohenstein das vaterländische Alterthum, die Vergangenheit der eigenen deutschen Geschichte den Grundstock des Romans, an den sich, ebenso wie bei jenen, Episoden aus der Zeitgeschichte, oder wie Gervinus es passend nennt: apocalyptische Geschichten der Gegenwart, anschließen. *) Es bezeichnet dieser Roman also den Punkt, wo die Gelehrtendichtung mit ihrer antiquarisch patriotischen Neigung für die Vergangenheit und die politische Dichtung mit ihrer Allegorie der Gegenwart zusammentreffen. Seitdem wurden diese Hof- und Staatsromane immer häufiger. Happel, Bohse und Andere haben ganze Bibliotheken dieser Art zusammengeschrieben; die Titel findet man bei Koch II, 248. 261 fgg.**) — Alle diese Romane nun, die mit der

*) „Unter Hermanns Figur agirt nicht undeutlich Kaiser Leopold selbst." Gerv. III, 401.

**) Wir wollen einige dieser Titel hersetzen: Amor am Hofe, oder das spielende Liebesglück hoher Standespersonen (1710). Verliebte Verirrung der sicilianischen Höfe (1725). Der Liebes-Feengarten, in

Zeit die hiſtoriſche Grundlage völlig fahren laſſen, machen es ſich hauptſächlich zur Aufgabe, das politiſche Leben jener Zeit, alſo das Hofleben zur Darſtellung zu bringen. Sie wollen dem Leſer, der nicht hoffähig iſt, und nicht ſelbſt in das Allerheiligſte des Hofſtaats treten darf, doch wenigſtens ein Spiegelbild dieſes fürſtlichen Daſeins gewähren. Man befindet ſich bei ihnen immer in der vornehmſten Geſellſchaft, lauter Kaiſer und Könige, Prinzen und Prinzeſſinnen; die Ceremonieen des Hoflebens werden gewiſſenhaft inne gehalten, die Sprache iſt galant und ſchwülſtig, wie ſie vornehmen Herrſchaften zukommt. Und wie das Hofleben ſelbſt ſich gern in kleinen Intriguen und Geheimniſſen bewegt, mit denen es, in anmuthiger Vielbeſchäftigtheit, ſich ſelbſt über ſeine eigene Nichtigkeit zu täuſchen wünſcht, ſo fehlt auch dem Roman dieſer Stachel des Geheimniſſes nicht. Verſetzte Namen, Anſpielungen und Räthſel geben zu deuten und zu fragen; ja man muß ſchon ſelbſt ein Stück Politikus ſein, um dieſe politiſchen Romane zu verſtehen.

Von ähnlichem Schlage waren nun auch die theatraliſchen

---

welchem hoher Perſonen unterſchiedene Liebesgeſchichten vorgetragen werden (1724): ſämmtlich von Auguſt Bohſe, bekannt unter dem Namen Talander: vgl. Gervinus III, 504. Ferner die bekannte Baniſe des Herrn von Ziegler, 1721: a. a. O. 402, 404, 450, 504, die noch 1754 einer „Engeländiſchen Baniſe, oder Begebenheiten der Prinzeſſin von Suſſer" zum Muſter diente. Dann die Happel'ſchen Romane, in einer fortlaufenden Reihe von „ſogenannten europäiſchen Geſchichtsromanen": ein italieniſcher, ungariſcher, ſpaniſcher, franzöſiſcher, deutſcher, engeländiſcher, baierſcher, ſächſiſcher, ſchwäbiſcher u. ſ. w. Koch, a. a. O. 262, 263. Vgl. Gervinus III, 276, 401, 532. — Auch Chriſtian Weiſe, wiewohl er in ſeinen Romanen dieſer höfiſchen Richtung eigentlich entgegenſteht, nimmt doch gleichfalls von hier ſeinen Ausgangspunkt: Gerv. III, 411 fgg.

Digitized by Google

Haupt- und Staatsactionen, die gleichfalls nur in den höchsten Regionen spielten. Es waren die historischen Tragödieen der Zeit. Harsdörfer (st. 1658: er war mit Johann Klay d. J. Stifter des Pegnitzordens, 1644. vgl. Gervinus, III, 289 und 416 fgg., von welcher letztern Stelle auch das Folgende entnommen ist) erklärt in der Vorrede zu seiner Diana ausdrücklich: den dreierlei Hauptständen der Welt entsprächen dreierlei Hauptgattungen von Poesieen: dem bäurischen Nährstande das Waldgedicht und Schäferspiel, dem bürgerlichen Wohlstande das Freuden- und Lustspiel, dem fürstlichen Ehrstande das Epos, oder der Roman und das Trauerspiel. Kaiser und Könige in das Lustspiel einzuführen, (fährt Gervinus fort) war schon Opitzens Ansichten nach ein Irrthum, und ebenso war umgekehrt ein heroisches Personal und eine heroische Darstellung im Trauerspiel unentbehrlich, ja Klay hält sich überzeugt, daß ehedem bloß Kaiser, Fürsten und Helden Trauerspiele gedichtet!" — Dieser Zweig unsres Drama entspricht also genau der eben besprochenen Richtung des Romans: „auch in das Schauspiel gehen politische Räthsel ein, und politischen Rath geben ist einer der ersten Zwecke dieser Geschichtstücke." (Gervinus 419.) Hierher gehören also die Trauerspiele der Gryphius, Lohenstein, Hallmann und Haugwitz; aber auch die eigentlichen Haupt- und Staatsactionen gehören hierher: jene größtentheils improvisirten Spektakelstücke, meinen wir, die in dem ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts der Stolz der herumziehenden Banden, die Lust des zuschauenden Publikums waren, und die selbst über die Grenze der deutschen Zunge hinaus, nach Dänemark verpflanzt wurden, wo Holberg (siehe dessen Ulysses von Ithacia, mit den Anmerkungen der Herausgeber:

Digitized by Google

Kopenhager Ausgabe von 1833, Bd. III p. 95 und IV, und in der großen Nahbekschen Ausg. von 1804 Bd. II, p. 477—484. Vgl. Löwens Gesch. des deutsch. Theat. in dessen sämmtl. Werken, IV, p. 19) ihr seine Bauern- und Bürgerkomödie entgegensetzte, und dadurch selbst auf die Wendung unsrer deutschen Bühne von großem Einfluß ward. Die Stoffe dieser Haupt- und Staatsactionen waren allerdings meist aus der alten, namentlich der römischen Geschichte entlehnt; aber auch die Zeitgeschichte, sowohl die einheimische als die fremde*), ging dabei nicht ganz leer aus: vgl. Gervinus III, 419.

Inzwischen hatte sich, im zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, die formale Ausbildung der Literatur so weit vollendet, daß die deutsche Dichtung fähig ward, auch die Versmaße

*) Da die meisten dieser Stücke eben nur improvisirt, selten aufgeschrieben und kaum jemals gedruckt worden sind, so hält es schwer, den Umfang dieser Richtung zu übersehen. Plümicke a. a. O. p. 110 hat den ausführlichen Titel eines derartigen Stückes aufbewahrt, das 1731 in Berlin von Titus Maas, Baden-Durlachischem Hofkomödianten, aufgeführt ward, wiewohl nur mit Marionetten, und das den Beweis giebt, daß diese Komödie ihre Stoffe mitunter auch aus der Tagesgeschichte, selbst aus der fremden, entnahm. Das Stück lautete: Sehenswürdige, ganz neu elaborirte Hauptaction, genannt die remarquable Glücks- und Unglücksprobe des Alexander Danielowitz, Fürsten von Mentzikopf, eines großen favorirten Cabinetministers und Generalen Petri I., Czaaren von Moskau, glorwürdigen Andenkens, nunmehr aber von den höchsten Stufen seiner erlangten Hoheit bis in die tiefsten Abgründe des Unglücks gestoßenen veritablen Belisary mit Hannswurst, einem lustigen Pastetenjungen, auch Schnirfar und kurtzweiliger Wildschütze in Sibirien u. s. w. Es ward aber vom Berliner Hof — verboten.

Digitized by Google

der Griechen, die, wie überall, ſo auch im Formalen der Poeſie den Gipfel der Schönheit erreicht haben, ſich ſelbſtändig anzueignen. Damit iſt das Höchſte erlangt, was in dieſer Richtung zu erlangen ſteht. Die formale Uebungszeit unſrer Literatur iſt beendet; aus der Lehre der Alten und der Franzoſen, der Italiäner und der Holländer kommen wir, uns anlehnend an die ſtammverwandten Engländer, endlich zu uns ſelbſt zurück. Zugleich aber iſt damit, daß wir nunmehr alſo die bloß formale, bloß äußerliche, conventionelle Dichtung abgethan haben, auch dies gegeben, daß wir nun überhaupt auf den Inhalt, auf eine lebendige Dichtung des Gemüths zurückkommen. Auch hiezu waren bereits, in Günther, Brockes, Drollinger, ſtufenweiſe Vorbereitungen geſchehen, die wir an einem andern Orte (Gött. Dichterb. p. 52 fgg.) näher beleuchtet haben, und die nun endlich zu Klopſtock führen. Klopſtock knüpft die Poeſie da wieder an, wo ſie bereits bei der Volksdichtung ſtand: bei dem muſikaliſchen Element und dem Pathos des Gemüths. Aber jenes hat in der mühſeligen Schule, die es inzwiſchen durchgemacht, ſich zur ſchönen Form befeſtigt; dies dagegen beginnt mit Klopſtock die Entwicklung zum ſchönen Subject, dem ſchönen, kunſtberechtigten Individuum, das endlich in Göthe zu ſeiner Vollendung kommt. Stufenweiſe wird während dieſer Entwicklung unſrer Poeſie die Innerlichkeit, innerhalb der Kunſt, ſich ſelber gegenſtändlich; die ganze Gemüthswelt, eine Sphäre nach der andern, geht in die Welt des Schönen über und verkörpert ſich in Kunſtwerken. Die Religion, das gemüthliche Verhalten zur Natur, die Freundſchaft, die Liebe, Alles nach einander wacht auf, wird lebendig, findet Form und Klang, Geſtalt und Leben: bis zuletzt Göthe erſcheint, dieſer Kenner der Höhen und Tiefen, der das ganze glühende Herz,

Digitized by Google

die lebendig bewegte Welt des Innern, alle die Freuden, die unendlichen, alle die Schmerzen, die unendlichen, ein ganzes, völliges Menschenleben, vom wildschäumenden Sturz der Jugend bis zum stillen klaren Spiegel des Greisenalters, in der Dichtung niederlegt.

Aber hier ist auch die Schranke dieser Richtung. Der Uebergang aus der Subjectivität der Gemüthswelt in die Objectivität der Geschichte, aus der Isolirtheit des Individuums in die Allgemeinheit des Staates ist ihr versagt. Es ist die Selbstsucht der schönen Persönlichkeit, der künstlerische Quietismus des Poeten, woran sie ihre Schranke findet. „Stört mir meine Kreise nicht!" Der Dichter mag nichts wissen von der Geschichte, die ihm den Selbstgenuß seiner Persönlichkeit, seiner subjectiven Empfindungen und Leidenschaften verkümmern würde; neben den großen Schicksalen der Welt, wohin würden sie schwinden, diese Schicksale des Seelchen, das sich anmuthig in sich selbst gesponnen hat? Für die politische Poesie daher, die Poesie der Oeffentlichkeit und der historischen Bewegung, ist diese Entwicklung unserer Literatur, die im Uebrigen so unvergleichliche, vollsaftige Früchte getragen hat, vollkommen unfruchtbar geblieben. Anfänglich, ehe sie noch über sich selbst klar ist, macht sie einzelne vergebliche Versuche, die Politik in ihren Kreis zu ziehen; späterhin, in der Zeit ihrer eigenen Blüthe, kehrt sie sich sogar polemisch gegen dergleichen Versuche, und begründet jenes Dogma der Aesthetiker, von dem wir im Eingang dieses Aufsatzes gesprochen haben. Aber nicht dürfen wir jenes der Mangelhaftigkeit der Talente (denn wer wollte Klopstock's Talent gering schätzen?), noch dieses einem Mangel an Sittlichkeit, einem schlechten und verderbten Willen zuschreiben. Diesen letztern Einfall haben Börne und Menzel gehabt; sie haben aus Göthe's

Digitized by Google

Theilnahmlosigkeit für die politischen Begebenheiten seiner Zeit Veranlassung genommen, ihn der Unsittlichkeit zu beschuldigen und eines förmlichen Hochverraths an unserem Vaterlande anzuklagen. Als ob es nur in Göthe's Willen gelegen hätte, der Ulrich von Hutten des neunzehnten Jahrhunderts zu werden, und als ob nicht jede menschliche Existenz, auch die vollkommenste und größte, in dem Boden ihrer Zeit und ihrer Umgebung wurzelte! Der Einfall war kindisch, und beweist nur, daß weder Börne noch Menzel sich jemals auf Geschichte verstanden haben. Jeder Zeit muß man gönnen, was ihr gebührt. Man muß nicht Trauben von den Disteln — oder wie hier wohl die Meisten werden umgekehrt sagen: nicht Disteln von den Trauben lesen wollen; man muß nicht von Göthe politische Lieder, nicht von ihm ein Herz für seine Zeit verlangen.

Zwei geschichtliche Ereignisse fallen in diese Periode, welche beide die allgemeinste Theilnahme des deutschen Volkes erregten und auch auf die Dichtung nicht ohne Einfluß blieben: die Regierung Friedrichs des Großen und die französische Revolution.

In der höchsten Sphäre des Lebens, auf dem großartigsten Schauplatz menschlicher Wirksamkeit brachte Friedrich der Große zur Darstellung, was übrigens, im Kleinen und Großen, in Theorie und Praxis, in Literatur und Leben, der allgemeine Charakter, und recht eigentlich die Aufgabe seiner Zeit war: die Reaction nämlich des werthvollen, lebendigen Subjects gegen die todte Masse der Convenienz und in die inhaltlose Ueberlieferung. (Götting. Dichterb. p. 112 fgg.) Diese Könige, die vor und neben ihm die Polster ihrer Throne drückten, was

Digitized by Google

waren, was wurden sie im Vergleich mit ihm! Der Begriff des Königthums, bis dahin nur noch ein leerer Popanz, ein Götze, vor welchem nur Schmeichler knieten, erhielt durch ihn einen neuen und wirklichen Werth. Nicht als ein Mysterium sah er das Königthum an, sondern ihm war es ein Ministerium, bei welchem die Pflichten größer waren als die Rechte; nur der erste Diener des Gesetzes, der erste Beamte des Volkes wollte er sein; in Krieg und Frieden, als Soldat und Staatsmann, als Feldherr und Regent, immer und überall war er es, er selbst, mit der Fülle seines Genies, der Unbezwinglichkeit seines Charakters, der an der Spitze seiner Nation stand, die zuerst durch ihn und in ihm gelernt hat, sich als Nation zu fühlen. Die Schmeichelei, diese Pest der Höfe, und das leere höfische Ceremoniel, das, wie wir gesehen haben, auch schon die übrigen Kreise der Gesellschaft und selbst die Literatur zu beherrschen anfing, durfte sich ihm nicht nähern; der traditionellen Verehrung des Thrones, der hohlen erlogenen Bewunderung ward durch ihn, durch sein Leben, seine Thaten, ein innerer Kern der Wahrheit und Lebendigkeit, eine schöne und großartige Berechtigung gegeben, und dadurch ein an sich unsittliches und nichtiges Verhältniß sittlich und werthvoll gemacht. Wahrlich, es muß etwas Großes, etwas Ungeheures muß es sein um einen König, der wirklich der Erste seines Volkes, der Held seiner Zeit, der lebendige Träger und Vorfechter der Freiheit ist! Es muß schön sein, auch einen König verehren und sich für ihn begeistern können: nicht mit der hergebrachten Verehrung, dem stereotypen Enthusiasmus der Höflinge, auch nicht bloß mit jenem abstracten Respect, der schon theoretischer Weise dem Oberhaupt des Staates gebührt, und der also mehr dem Amt gilt als dem Mann:

Digitized by Google

sondern in dem Könige zugleich die Idee der Zeit, den Bestätiger des Volkswillens, den Mann des Jahrhunderts ehren zu können — das ist es, wonach die Welt sich sehnt, und wovon Friedrich der Große ein erhabenes, leider nur, wie es scheint, unerreichbares Beispiel nachgelassen.

Wie Friedrich der Große solchergestalt auf unsre Literatur eingewirkt hat und was diese ihm schuldig geworden, das läßt sich nicht erschöpfender aussprechen, als Göthe mit einem kurzen und treffenden Wort gethan hat, welches tausend andere erspart und uns namentlich auch der Nothwendigkeit überhebt, jene noch immer nicht ganz verhallten Stimmen zu widerlegen, welche Friedrich dem Großen aus seiner (wie sie es nennen) undeutschen Vernachlässigung unsrer Literatur ein Verbrechen machen. „Durch Friedrich den Großen", sagt er (Wahrheit und Dichtung, II, 130: der sämmtl. Werke Band 25) „und die Thaten des siebenjährigen Krieges kam der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie." Denn aus der schwülen Stille eines langen, leidsamen Friedens war die Nation durch ihn zuerst wieder in die geschichtliche Bewegung hineingezogen worden, ja noch mehr: sie ward an die Spitze der Bewegung gestellt und ein deutscher Staat, so lange das Adlerauge Friedrichs des Großen wachte, führte die Hegemonie der Welt. Wie hätten wir uns aus der Dienstbarkeit fremder Muster, fremder Sitten erheben mögen, ohne diesen geistigen Mittelpunkt, den Friedrich der Große, der Stolz seines Volkes, der allgemeine Stolz seiner Zeitgenossen, uns bot? Wie hätten wir die Franzosen theoretisch überwinden wollen, hätte Friedrich sie nicht bei Roßbach praktisch in die Flucht geschlagen, und die zierlichen Meister der Welt zum Gespötte der Welt, selbst zu ihrem eigenen, gemacht?

Digitized by Google

Woher hätte Abbt Leſer nehmen wollen für ſeine Schrift vom Tode fürs Vaterland (1761), ja woher hätte ihm ſelbſt der Gedanke dieſer Schrift kommen wollen, wenn nicht aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges, wo Tauſende, und unter ihnen ein Dichter, ein Liebling der Nation, Ewald von Kleiſt (Gött. Dichterb. 154, 155), den praktiſchen Commentar zu ſeiner Schrift abgaben und wirklich den Tod für's Vaterland ſtarben?*) Was hätte es Klopſtock genützt, die großen Begriffe des Vaterlands, der Freiheit, der deutſchen Ehre abſtracter Weiſe zu erneuern, wenn Friedrich der Große uns nicht praktiſch gelehrt hätte das Vaterland lieben, der Freiheit dienen, die deutſche Ehre wieder aufrichten? Ja wenn er, durch ſeinen Ruhm, ſeine Thaten uns nicht ein Vaterland gegeben hätte, auf das wir wieder ſtolz ſein konnten? eine Freiheit vertheidigt, die wir preiſen, eine Ehre verſchafft, deren wir uns rühmen durften? Erſt nach den Schlachten Friedrich's war Klopſtock's Wir und Sie (1766) möglich, vorher wär' es eine Renommiſterei geweſen, nicht beſſer als heutzutage — der Becker'ſche Rhein.

*) Dies Verhältniß ſeiner Schrift zu der Zeit, in welcher ſie entſtand, hat Abbt ſelbſt ſehr wohl gefühlt: „Die Zeiten," ſagt er in dem Vorbericht zur erſten Ausgabe (Verm. Werke v. 1768 fg. Theil II im Anfange): „durch welche unſer Leben jetzt fortgeſtoßen wird, machen die Gedanken über den angezeigten Gegenſtand ſehr natürlich und laſſen wenig Leſer übrig, die ſie nicht näher angehen ſollten. Der Verfaſſer dieſer Schrift hat geglaubt, daß ſich ein Patriot wohl damit beſchäftigen dürfe, den Tod für das Vaterland auf einer Seite vorzuſtellen, von welcher ihn ein jeder preußiſcher Unterthan betrachten kann und betrachten muß, ſeine Grundſätze mögen übrigens beſchaffen ſein, wie ſie wollen." Und ähnlich in dem Vorbericht zur Schrift vom Verdienſt, im I. Bd. der erwähnten Ausgabe. — Die Darſtellung, welche Gervinus von Abbt giebt, (IV, 237 fgg.) iſt bei Weitem nicht ausreichend, namentlich bleibt die patriotiſche Seite ganz unberührt.

Digitized by Google

Und das Alles, meint Ihr, hat ein undeutſcher König gethan? Dieſen Thatſachen gegenüber, meint Ihr noch Recht zu haben, von Friedrich's Franzoſenthum *) und ſeiner Vernachläſſigung unſrer Literatur zu ſprechen? Er hat Thaten gethan, er hat der Geſchichte gedient und der Dichtung einen größeren Stoff gegeben, als ſie noch in Jahrhunderten wird bezwingen können; das, meinen wir, iſt genug gethan und überhaupt die einzige Art, wie ein König für die Literatur ſorgen kann und darf. Denn die Literatur iſt ſelbſt nichts Einſeitiges und Eigenes; ſondern nur ein Abbild, eine beſtimmte Darſtellung iſt ſie des Lebens überhaupt. Daher wenn es einen König gelüſtet, ein Beförderer der Literatur, der Kunſt, der Wiſſenſchaft weniger zu heißen, als zu ſein: ſo entſchließe er ſich und befördere die Zeit, die Geſchichte, das Leben überhaupt. Statt ſich Sänger zuzuziehen und Hofpoeten abzurichten, gebe er Thaten: ſo werden die Sänger ſich von ſelbſt einſtellen und vieles andere Gute dazu. Allerdings wäre es unbillig, wenn wir läugnen wollten, daß auch der äußerlichen Anerkennung der Dichter und Künſtler von Seiten der Könige oftmals eine liebenswürdige, edle Geſinnung, eine wohlmeinende und achtungswerthe Beſtrebung zu Grunde liegt, und daß die Orden und Ehrenzeichen, die man neuerlich für Kunſt und Wiſſenſchaft geſtiftet hat, immerhin ſehr erfreulich ſein mögen: mehr zwar für den, der ſie austheilt, als für den, hoffen wir, der ſie empfängt. Aber die Stellung der

*) Göthe, a. a. O. 105: „Wie kann man von einem Könige, der geiſtig leben und genießen will, verlangen, daß er ſeine Jahre verliere, um das, was er für barbariſch hält (und, ſetzen wir hinzu, nach Allem, was ihm davon zugekommen war, für barbariſch halten mußte), nur allzuſpät entwickelt und genießbar zu ſehen?"

Digitized by Google

Könige, wie in vielen anderen Dingen, so ist sie auch hierin nicht mehr so naiv und selbständig, wie in der guten alten Zeit. Sollen diese Auszeichnungen wirklich den Sinn haben, den man ihnen hie und da beilegt und ohne den sie freilich gar keinen haben, das heißt: sollen sie (und unter den gegenwärtigen Umständen sind sie in der That nicht mehr) nicht bloß ein Zeichen persönlicher Gunst und ein persönlicher Maßstab des fürstlichen Geschmacks, sondern eine nationale Anerkennung, eine Verherrlichung der Kunst von Seiten der politischen Macht sein; so dürfen diese Auszeichnungen nicht von autokratischen, sondern nur von solchen Regierungen ausgehen, die wirklich den Volkswillen repräsentiren, und an deren Handlungen der Volkswille (durch die Vertreter des Volks) einen wirklichen und ausgesprochenen Antheil hat. Es ist damit, wie heut zu Tage mit allen Dingen: alle Straßen führen nach Rom; Alles und Jedes in unsrer Zeit drängt auf das vornehmste und einzige Bedürfniß der Zeit, auf constitutionelle Verfassung, hin. Man wird uns den Einwand machen, daß repräsentative Versammlungen sich schwerlich mit derlei Gegenständen befassen, und daß Kunst und Wissenschaft, bei dem zu erwartenden Uebergewicht der materiellen Interessen, völlig leer ausgehen würden. Darüber läßt sich vorher nicht streiten; machen wir die Probe. Anders für jeden Fall, das geben wir schon jetzt zu, würden die Auszeichnungen werden, als jetzt: aber vermuthlich zeitgemäßer. Oder ist es nicht ein Irrthum, wenn auch ein sehr liebenswürdiger, und eine Verkennung unsrer Zeit, daß man gerade denen, die man selbst für die Weisesten und Besten erklärt, nichts Geringeres zutraut, als den ordinärsten Köhlerglauben des Volks zu theilen und in einem Endchen Band, einem blanken Stern eine Aus-

Digitized by Google

zeichnung zu finden? Aber wär' es nun auch und kümmerten die Regierungen ſich gar nicht mehr um Künſtler und Poeten, was wär' es denn für ein Schade? Es klingt grell, was wir hier ſagen, und iſt ein Mißton in den allgemeinen Jubel, der von dergleichen Auszeichnungen bereits eine neue Aera der Kunſt und Wiſſenſchaft datirt: aber dem Hiſtoriker, der die Erfahrungen der Geſchichte vor ſich hat, muß man es zu Gute halten, wenn er in dieſen Jubel nicht einſtimmt und ſogar ihm widerſpricht. Noch nie und nirgend iſt die Poeſie eines Volkes (denn ſie iſt eben des Volkes) durch Regierungsmaßregeln, durch Orden und Penſionen gefördert worden. Denn was ſollten dieſe auch fördern? Sie können ja ihrer Natur nach nur immer die Vergangenheit belohnen; die Vergangenheit aber iſt fertig, der Baum des Genies bekommt nicht dadurch einen neuen Trieb, daß man ihm ein buntes Band umbindet. Und für die Zukunft geſchieht mit dieſen Dingen nun völlig gar nichts: oder was wären das für Talente, die ſich durch die Ausſicht auf einen Ordensſtern, einen Jahrgehalt aufwecken oder befördern ließen? Und gleichwohl iſt es noch der ſeltene, der beſte Fall, wenn dieſe Dinge bloß nichts nützen; die Geſchichte lehrt auch, daß ſie ſogar ſchaden können. Cäſar Auguſtus und Ludwig der Vierzehnte, ſie haben Beide zu vielem Andern, was ſie dem Volk entwendet haben, ihm auch ſeine Literatur entzogen und ihm ſtatt deren eine Hofpoeſie geſchaffen, an der es wahrlich nichts gewonnen hat. —

Und weil die Dinge ſo ſtehen, ſo iſt es wohl jedenfalls das Sicherſte und Beſte, wenn man ſich von oben herab lieber gar nicht, weder zum Guten noch zum Böſen, weder mit Auszeichnungen noch mit Beſtrafungen, um die Poeſie bekümmert.

Digitized by Google

Man nennt ſie gewöhnlich eine Blume: wohlan, wächſt nicht Alles in der Natur von unten nach oben? So hat auch die Poeſie ihre ſtarken lebendigen Wurzeln nur unten beim Volk; von oben her braucht ſie nur Luft, nur Freiheit zum Wachſen, alles Uebrige findet ſich. Und ſelbſt dieſe Freiheit braucht ihr nicht bloß von oben zu kommen: wenn man ſie ihr nicht geben will, was mehr? ſie nimmt ſie ſich. — Zwar hat man auch Pflanzen, die ſich umgekehrt ziehen laſſen, von oben nach unten: aber das ſind Schling- und Schmarotzerpflanzen — und welcher Fürſt möchte die erziehen?

Man ahme alſo auch hierin Friedrich dem Großen nach, der ſich überhaupt leichter nachahmen, als erreichen, geſchweige denn überbieten läßt. Er war der Held ſeines Jahrhunderts und damit genug; um die deutſchen Poeten bekümmerte er ſich nicht. Er zog ſie nicht in ſeine Nähe, er aß mit ihnen nicht von Einer Tafel: aber er ſetzte ſie auch nicht ab, wenn ſie ihm Mißfälliges gedichtet hatten; er ſtiftete ihnen keinen Orden: aber das Pasquill, das man auf ihn gemacht hatte, ließ er eine Elle tiefer hängen, damit die Leute es beſſer leſen könnten.

He was a man, take him for all in all,
We shall not look upon his like again.

So groß nun allerdings der indirecte Einfluß Friedrichs des Großen auf unſere Dichtung war, ſo wenig doch, bei der ganz andern Sphäre, in welcher ſie ſich bewegte, war dieſe ſelbſt im Stande, Friedrich den Großen, ſeine Schlachten und Siege direct zu ihrem Inhalt zu machen und an den politiſchen

Digitized by Google

Ereigniſſen der Zeit poetiſchen Antheil zu nehmen. An Verſuchen dazu hat ſie es nicht fehlen laſſen; aber ſie ſind alle unzulänglich geblieben und mußten es bleiben, weil nicht das Epos, ſondern die Lyrik, nicht das politiſche, ſondern das ſentimentale Intereſſe in der Abſicht und dem Vermögen dieſer Epoche lag. Hievon abgeſehen, und wenn es nur auf Verſuche, nicht auf Leiſtungen, nur auf Namen, nicht auf die Sache ſelbſt ankäme, ſo ließe ſich freilich mit leichter Mühe eine ganze Friedrichs-Literatur zuſammenſtellen. Hier mag uns ſtatt aller Uebrigen nur Ramler zum Exempel dienen; wie er denn wirklich das Muſter für die Uebrigen abgab, die Schubart, Willamow, Karſchin, wie auch andrerſeits für die Denis, Sonnenberg, Haſchka und wie ſie weiter heißen. Ramler (vgl. Gervinus IV, 210 fgg.) hat das Privilegium für den Flaccus des neuen Cäſar zu gelten; der Vergleich, ſoweit er ihn betrifft, iſt in der That nicht unpaſſend. Er iſt ebenſo conventionell, ebenſo nüchtern, berechnend, unpoetiſch, verſchanzt ſich ebenſo hinter Allegorie und Mythologie, wie Horaz*) in ſeinen Oden. Darin nur übertrifft er den Schmeichler des Auguſt unendlich, daß, wenn Jenen nur die Schmeichelei und die perſönliche Abhängigkeit, ihn dagegen ein wahres, lebendiges Pathos treibt, welches nur leider in dieſer antikiſirenden Verhüllung ſich ſelbſt um ſeinen eigenen Effect bringt, und ferner darin, daß die edelſte Unabhängigkeit, ja man könnte ſagen, eine Art von Trotz gegen dieſen König, der von ſeinem Dichter nichts weiß noch wiſſen mag,

*) Vgl. die eben erſchienene, treffliche Schrift von S. W. Teuffel: Charakteriſtik des Horaz. Ein Beitrag zur Literaturgeſchichte. Leipzig 1842, an der freilich die Verehrer des Alterthums quand même großes Aergerniß nehmen werden.

Digitized by Google

ihm zur Seite steht. Es ist die veredelte, von den Schlacken des Eigennutzes, noch aber nicht vom Staub des Pedantismus gesäuberte Hof- und Gelehrtendichtung, die Ramler uns darstellt. „Er ist", sagt Gervinus a. a. O. 214, „neben Gleim der Chorführer der ganzen Reihe jener bardischen Dichter, die von großen Persönlichkeiten angefeuert, wieder Gelegenheits- und Lobgedichte verfertigten, die sich von denen des siebzehnten Jahrhunderts nur durch bessere Objecte und poetische Gabe unterscheiden."

Dieses Urtheil indessen, so wahr es übrigens ist und so sehr wir es zu dem unsern machen, bedarf doch in Bezug auf Gleim einiger Einschränkung. Denn man würde eine sehr wichtige Seite an Gleim übersehen, wollte man ihn ohne alle Ausnahme bloß unter den großen Haufen der Gratulationsdichter setzen. In seinem Alter freilich, wo er den Dichter von Amtswegen machte, ein wahrer Ueberall und Nirgend, mit hunderterlei Vorstellungen, Empfehlungen, Bitten sich an Fürsten und Fürstinnen drängte und, mit einem Gleichniß *), das nicht schiefer gedacht werden kann, sich „den Ossian des preußischen Hauses" nennen ließ: da freilich war er weiter nichts, und vielleicht in seinem eigenen Bewußtsein hat er nie etwas Anderes sein wollen. Denn er war nun einmal von Jugend an der allgemeine Lobredner und Enthusiast, die personificirte Süßthuerei und Bewunderungssucht seiner Zeit. Aber dasselbe unverdiente Glück, das ihn, sehr gegen seinen Willen und seine eigene Absicht, zum Vater der deutschen Romanze gemacht hat (Gött. Dichterb.

*) Es rührt von der Königin Luise von Preußen her: Körte im Leben Gleims, p. 348.

Digitized by Google

256 fgg.), machte dieſen kleinen feinen Mann auch zum Tyrtäus des ſiebenjährigen Krieges. Gleim's „Kriegslieder", dieſe gelungenſte Erneuerung des Volksliedes, deren unſre Literatur ſich bis auf Göthe zu rühmen hat, ſtehen als eine ebenſo große Abnormität in Gleim's übrigem Leben und Dichten, als überhaupt in der Literatur dieſes Zeitalters da. Gleim, der Anakreontiker, der nur von Wein und Mädchen ſang, wiewohl er weder den einen trank, noch die andern küßte, der ſeine Freunde mit allen Liebenswürdigkeiten und allen Unarten eines verliebten Frauenzimmers behandelte, der mit ſeinem Freunde Jacobi wahre Liebesbriefe gewechſelt hatte, der dem Petrark und den Minneſängern nachzulallen ſtrebte, der ſüße, redſelige, unausſtehlich geſchwätzige Gleim — wer hätte in ihm den „Grenadier" Friedrichs des Großen geſucht, wer ihm den kurzen, knappen Gang dieſer Lieder zugetraut, die daher ſchreiten, leicht und feſt, hurtig und ſicher, in geflügeltem Takt, wie der Sturmſchritt der Kolonne? Wer hätte in dieſer Literatur, die kaum erſt anfing, die Feſſeln der Convenienz von ſich zu ſtreifen, und die bis dahin erſt in dem religiöſen Gebiet zur Ausſöhnung der Form mit dem Inhalt und zur wirklichen Darſtellung des Kunſtſchönen gekommen war, übrigens aber noch überall in fremden Fußtapfen wankte — wer hätte von ihr ſchon jetzt ein Product von der Volksthümlichkeit, der Friſche und Urſprünglichkeit, dem hiſtoriſchen Sinne, der politiſchen Beſtimmtheit erwartet, wie dieſe Kriegslieder es ſind? Auch wußte man ſich Anfangs weder in den Dichter, noch in die Gedichte ſelbſt zu finden: man bewunderte ſie zwar, man ſtaunte ſie an, aber wie etwas Fremdes, etwas Unerhörtes und Problematiſches. Die Wenigſten wollten glauben, daß Gleim

Digitized by Google

wirklich ihr Verfasser wäre. „Es ist ja abzusingen mit dem Stock in der Hand", sagten die Einen. „Alle Sprachgesetze sind mit Füßen getreten", klagten die Andern (s. Körte, a. a. O. 99, 100). Lessing selbst, wiewohl er es gewesen, der die Gedichte des Grenadiers bevorwortet und ins Publikum eingeführt hatte*), konnte sich mit der entschieden politischen Färbung und dem patriotischen Pathos des Poeten nicht ganz befreunden. „Der Patriot (tadelt er bei Gelegenheit eines Gleim'schen, sonst nicht bekannt gewordenen Kriegsliedes) überschreit den Dichter zu sehr; zwar ist auch bei mir der Patriotismus nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten, nach meiner

*) Im Jahre 1757. Aus diesem Vorbericht, der auch in der Körte'schen Ausgabe der Gleim'schen Gedichte (in 7 Bänden, 1811 fgg.), Bd. IV, p. XXI—XXXII wiederholt ist, und aus der vielen Mühe, mit welcher Lessing, dessen Sache die Pedanterie doch sonst nicht war, den Standpunkt der Kriegslieder durch Parallele und Analogie mit den Alten zu bestimmen und den Dichter, seine Form, seine Sprache u. s. w. zu vertheidigen sucht, läßt sich der Schluß machen, wie ungewohnt und überraschend dem größeren Publikum diese Gedichte gewesen. Noch ein Umstand ist in dieser Vorrede bemerkenswerth: indem Lessing nach einer Analogie zu den Kriegsliedern sucht und die Vergleichung mit den Alten nicht ausreichend findet, kommt er endlich (p. XXVI) zu der etwas baroken Schlußfolge, daß, „wenn er den Grenadier ja mit Dichtern aus dem Alterthum vergleichen solle, so müßten es unsere Barden sein." Das war vermuthlich wohl ziemlich das erste Mal, daß dieser Name in diesem Sinn und diesem Zusammenhange angewendet ward. Er mußte damals auch noch ziemlich neu und unbekannt sein; denn Lessing, mit der Gelehrsamkeit, die ihm immer überall zu Gebote stand, wenn er sie zu gebrauchen für nöthig hielt, citirt gleich hinterdrein Lucan, Eginhard u. A., um sich verständlich zu machen über Barden und Skalden. Nur wenige Jahre später (seit 1766), und unser Parnaß wimmelte von Barden und Skalden: eine Umwendung, für welche vermuthlich auch diese Stelle des Lessing'schen Vorberichtes nicht ohne Einfluß gewesen ist.

Digitized by Google

Denkungsart, das Allerletzte ist, wonach ich geizen würde, des Patriotismus nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich ein Weltbürger bin." (Aus Lessing's Briefwechsel mit Gleim, Berlin 1795: Körte a. a. O. 101, und in der Lachmann'schen Ausg. der Sämmtl. Werke, Bd. XII, p. 125.) In der That, wenn ein Mann, wie Lessing selbst, und den Ereignissen des siebenjährigen Krieges gegenüber (wohlgemerkt: Lessing war von Geburt ein Sachse, und hätte also provincieller Weise bei den Feinden Friedrichs des Großen stehen müssen: vgl. Gerv. IV, 233) den zweideutigen, inhaltlosen Ruhm des Kosmopoliten über die substantielle Tüchtigkeit des Patrioten setzen konnte: wie mag es da erst bei den Andern ausgesehen haben, die keine Lessinge waren! Und es gab keinen Zweiten, wie ihn. — Aber während die Gelehrten noch stutzten und stritten, hatte das Volk die edle Nahrung, welche ihm in diesen Liedern geboten wurde, rasch erkannt, und Gleim hatte die Freude, daß selbst die Bauern auf dem Felde seine Kriegslieder sangen: Körte, a. a. O. 104. Und noch jetzt, nachdem bald ein Jahrhundert verflossen ist und nachdem unsere Poesie inzwischen alle erdenklichen Tonarten erlernt hat, gehören die Gleim'schen Kriegslieder, wennschon auch sie in einzelnen Mängeln und Einseitigkeiten (Gött. Dichterb. 151 Note 2) die Spuren ihrer Zeit tragen, zu dem Vorzüglichsten, das unsre politische Dichtung aufzuweisen hat. Sie zeigen, zu welcher poetischen Energie die Energie des Patriotismus, in einem übrigens nichts weniger als energischen Subject, sich steigern kann, und daß daher das politische Pathos doch wohl kein so ganz schlechter Lehrmeister der Dichtung ist, als man gemeiniglich behauptet. — Von den zahlreichen Nachahmungen der Gleim'schen Kriegslieder, die zum Theil mit

Digitized by Google

vieler Anſtrengung, aber geringſtem Erfolg (wie in den Liedern von Rautenſtrauch) namentlich auch von der Gegenpartei nachgeahmt und zum Theil ſogar wieder rückwärts in die conventionelle Poeſie übertragen wurden (wie in Weiße's Amazonenliedern, den Türkenliedern im Leipziger Muſen-Almanach von 1773 p. 126: vgl. den Wieland'ſchen Merkur v. 1773, II, 51, 52, und im Grunde auch in Lavater's Schweizerliedern, 1764) brauchen wir hier nicht weiter zu reden; ſie ſind meiſt werthlos und auch im beſten Fall, wie eben die Lieder von Weiße und einige von Lavater, doch nur liebliche Nachahmungen ohne innern politiſchen Gehalt. Ueber die Gleim'ſchen Kriegslieder vgl. noch Göthe, Wahrheit und Dichtung, a. a. O. 104, wo ſie gleichfalls die gebührende Anerkennung finden.

Dieſelbe Anerkennung läßt Göthe mit demſelben Recht auch der Leſſing'ſchen Minna von Barnhelm zu Theil werden: a. a. O. 106. Er nennt ſie „die wahrſte Ausgeburt des ſiebenjährigen Krieges, von vollkommen norddeutſchem Nationalgehalt. Es iſt die erſte, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von ſpecifiſch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that. Dieſe Production war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literariſchen und bürgerlichen, in welcher ſich die Dichtkunſt bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete." — In der That iſt ſie die einzige Dichtung, die wegen ihres politiſchen Hintergrundes hier neben den Gleimſchen Liedern genannt zu werden verdient: vgl. Gerv. IV, 383. Auf ähnliche Weiſe, wie Göthe ſelbſt in Hermann und Dorothea, hat Leſſing in dieſem bürgerlichen Schauſpiel, das übrigens auf Diderot und die Comédie larmoyante hinweiſt, die hiſtoriſche Grundlage der Zeit zum Fundament ſeiner Dichtung benutzt.

Digitized by Google

Aber was dem Göthe'schen Gedichte gerade abgeht, nämlich die politischen Sympathieen, das gerade vermehrte die schlagende und beinahe beispiellose Wirkung der Minna, die in Berlin (laut der Plümickeschen Theatergesch. von Berlin) im März 1768 binnen zwei und zwanzig Tagen neunzehnmal gegeben ward, und „wie der Götz die Ritterspiele, so eine Fluth von Soldatenstücken" (Gerv. a. a. O.*) veranlaßte, die aber freilich bloß die Aeußerlichkeit der Scenerie, nicht den lebendigen, politischen Kern dieses Stückes wiedergaben und sich nicht besser zur Minna stellten, als die Nachahmer Gleims zu den Kriegsliedern.

Denn im Uebrigen fehlte Viel, daß unsere Dichtung die Bahn verfolgte, auf welche Gleim und Lessing sie in den Kriegsliedern und der Minna von Barnhelm gewiesen hatten, oder richtiger: auf welche Gleim und Lessing selbst in diesen beiden Fällen mehr durch einen glücklichen Instinct waren geführt worden, als daß sie dieselben vorsätzlich beschritten hatten und sich und Andere hätten darauf erhalten können.

Vielmehr entwickelt sich jetzt jene altdeutschthümelnde Rich-

*) „Kein Werk, außer dem Messias und Göthe's Erstlingsdichtungen, hatte eine solche Theilnahme gefunden. Nach Berlin brachte es das erste Interesse an den deutschen Literaturgegenständen ins Volk; obgleich im Anfange die Aufführung Schwierigkeiten fand, da „„über Polizei und Regierung nicht dramatisirt werden sollte."" — Zu dem Letzteren ist zu merken, daß auch von den Gleim'schen Kriegsliedern Einige in der Berliner Censur stecken geblieben sind: Lessings s. W. XII, 125. Doch versteht sich von selbst, daß der König, wie er sich überhaupt um die deutsche Literatur nicht kümmerte, so auch hiervon nichts gewußt hat.

Digitized by Google

tung, welche oben bereits erwähnt ward und die wir als die andere, die abſtracte und abenteuerliche Seite unſerer politiſchen Poeſie zu betrachten haben: die Bardendichtung. Charakteriſtiſch für dieſelbe iſt dies, daß ſie von Solchen ausgeht, die dem preußiſchen Intereſſe, dem Intereſſe für Friedrich den Großen, fremd oder gar ihm feindlich ſind. Gerſtenberg der Däne, Klopſtock, der Friedrich den Großen wegen ſeiner Undeutſchheit haßte und den dieſer Eine, hiſtoriſch ſowohl erklärbare und ſogar gerechtfertigte Zug gegen die übrigen, unvergleichlichen Eigenſchaften des großen Königs wenn nicht blind, ſo doch gleichgiltig und verſchloſſen machte, Kretſchmann der Sachſe, deſſen Vaterland, politiſch und literariſch, durch Preußen überwunden und gedemüthigt war, Denis der Oeſterreicher, bilden die vornehmſten Ausgangs- und Anhaltpunkte dieſer abenteuerlichen Richtung: lauter Männer alſo, die aus Beſchränktheit, theils perſönlicher, theils provinzieller, ſich vorſätzlich gegen die lebendige Gegenwart der Geſchichte capricirten, und die daher auch in der Poeſie nur eine Caprice zu Wege bringen konnten. Es war ferner ganz conſequent, und eine nothwendige Folge dieſer unhiſtoriſchen Tendenz, daß dieſe Poeten auch da, wo ſie, wennſchon immer in bardiſcher Verhüllung, Perſonen und Zuſtände der Gegenwart aufzufaſſen ſuchen, gleichfalls fehlgreifen und ſtatt Preußen Oeſterreich, ſtatt Friedrich den Zweiten, Joſeph den Zweiten faſſen. Es iſt das eine hiſtoriſche Idioſynkraſie, ein politiſches Scheelſehen, das ſich aus dem ganzen Bildungsgange unſerer Nation recht wohl erklärt und wovon es in ähnlicher Art noch heute und noch viel ſchlimmere Beiſpiele giebt: wenn auch mehr in der Praxis, als in der Poeſie.

An dieſe Dichter ſchließen ſich nun einerſeits, an Klopſtock,

Digitized by Google

die Göttinger Genoſſenſchaft, mit einigem Anflug auch aus dem rheiniſchen Kreiſe — andrerſeits, in Oeſterreich, an Denis und Sonnenberg, die Wiener Odendichter an, die mit Barden und Skalden, mit Freiheit! Freiheit! und Tyrannenblut! Tyrannenblut! beinahe noch freigebiger waren, als ihre Kollegen in Nord- und Weſtdeutſchland. Aber dieſe ganze Heldendichtung hatte nicht viel auf ſich; die Schilde ſchlug man wohl an einander und ſie raſſelten: aber die Helden fehlten. Auch mit der Freiheitsliebe und der gerühmten Unabhängigkeit der Geſinnung war es nicht weit her. Wie in der Ramlerſchen Odendichtung, ſo und noch viel deutlicher, ſpukte auch noch in dieſer Bardenpoeſie viel alte Hofpoeſie; beſonders in der Richtung, die man in Wien und nach Wien hin nahm. Man hätte gar zu gern einen kaiſerlichen Patron, einen literariſchen Hof, eine tonangebende Hauptſtadt gehabt. Wieland und Klopſtock, ſonſt in allen Dingen die entſchiedenſten Antipoden, ſtimmten doch in dieſem Punkte überein. Klopſtock's Zuſchrift an Joſeph vor der Hermannsſchlacht, ſeine Oden an ihn, die Correſpondenz mit dem Fürſten von Lichtenſtein u. ſ. w. ſind bekannt: vgl. Gött. Dichterb. 165. Weniger entſchieden und weniger öffentlich ſprach Wieland ſeine desfallſigen Wünſche und Hoffnungen aus; aber auch bei ihm verrathen ſie ſich, ſowohl in ſeinen Briefen aus dieſer Zeit, als namentlich auch in einzelnen beiläufigen Stellen in den erſten Jahrgängen des Merkur: wie wir dies in Bälde an einem anderen Ort ausführlicher nachzuweiſen hoffen. Ja es dauerte auch gar nicht lange, ſo ſchlug dieſer abſtracte Freiheitstaumel bei Einigen gerade in das Gegentheil um. Kaum daß das Irrlicht der Joſephiniſchen Aufklärung erloſchen und die alte oeſterreichiſche

Digitized by Google

Dunkelheit in integrum reſtituirt war, ſo hatten die Herren Haſchka und Conſorten auch flugs ihre Flöte wieder umgekehrt, und wollten von Freiheit und Menſchenrechten nun ſo wenig wiſſen, wie ſie bis dahin unermüdlich geweſen waren, Tyrannen zu züchtigen und das Volk zu den Waffen aufzurufen — verſteht ſich, Alles nur auf gut Wieneriſch und bloß zum Spaß: aber immerhin genügt es, die Inhaltloſigkeit und Verlogenheit dieſer ganzen Richtung darzuthun.

Allein da dies Thema eines der hauptſächlichſten war, die der Verfaſſer in ſeiner Schrift über den Göttinger Dichterbund zu erörtern hatte, ſo hält er hier bei dieſen Andeutungen inne, indem er auf das genannte Buch, namentlich auf die Abſchnitte p. 162 und 321 fgg., daneben aber auch auf Gervinus IV, 227. V, 22 fgg. verweiſt.

Das zweite bedeutende Ereigniß, welches in die früher bezeichnete Periode fällt, iſt die franzöſiſche Revolution mit ihrem Vorſpiel, der Befreiung Nordamerika's. Damals war die eigenthümliche Dichtung dieſer Epoche die ſubjective, gemüthliche Dichtung, die Poeſie der ſchönen Perſönlichkeit, gerade auf dem Gipfelpunkt ihrer Entwicklung; mit zauberiſcher Gewalt beherrſchte ſie die geſammte Literatur und ließ keinen, oder doch nur einen höchſt ſpärlichen Raum neben ſich, auf welchem die politiſche Poeſie hätte gedeihen können.

Zwar nicht ſo haben wir dies zu verſtehen, als ob es dem damaligen Deutſchland an Theilnahme für die Schickſale Amerika's und Frankreich's und überhaupt an politiſchem Intereſſe,

Digitized by Google

politischer Erregsamkeit gefehlt hätte: ging es uns doch nicht unmittelbar an und brauchte man doch nur Worte, höchstens Schriften, aber keine Thaten beizusteuern. Nur war nicht die Poesie das Organ, durch welches diese politische Erregtheit sich offenbarte. Sie blieb mehr innerhalb der eigentlichen Publicistik, die um diese Zeit unter uns entstand, in ausschließlich historischen und staatsrechtlichen Discussionen, die nur zum Theil, wie in Wieland's politischen Romanen und Dialogen *) (Gerv. IV, 8. 310. V, 386), in den historischen Romanen Albrechts von Haller (ebendas. 356) u. s. w., scheinbar eine poetische Form erborgten, ohne dadurch im Geringsten wirklich ein Object der Kunst, ein Gegenstand der Poesie zu werden. Wollte man daher die Theilnahme, welche unsre Nation und unsre Literatur dem welthistorischen Ereigniß der französischen Revolution geschenkt hat, nur nach dem beurtheilen, was von diesem Ereigniß sich in der sogenannten schönen Literatur, in der eigentlichen Poesie wiederspiegelt, so würde man sehr falsch urtheilen; außerhalb ihrer bewegten sich die Männer und die Schriften, die von dem historischen Inhalt ihrer Zeit auch ihrerseits erfüllt waren. Jene war eben die schöne Literatur: sie hatte es erst zur Humanität, zur Menschlichkeit, noch nicht zum Bewußtsein des Bürgers und des Staats, zum Kosmopolitismus, noch nicht zur politischen Bildung gebracht. Mit Einem Worte: noch war erst nur die Innerlichkeit des Gemüths, nur die per-

*) Schon früher, seit 1760 hatte Bodmer „politische Trauerspiele" herausgegeben, die gleichfalls, wie die späteren Romane von Wieland, Haller, Moser u. s. w., zur Erläuterung gewisser politischer Grundsätze dienen sollten. Sie sind aber, politisch sowohl, als poetisch, völlig inept und wurden von Jedermann dafür erkannt.

Digitized by Google

sönliche Existenz des Subjects, noch nicht die Geschichte selbst für die Schönheit erobert und der Dichtung unterworfen.

Dies zeigte sich namentlich im Fortgang der französischen Revolution. Mit den Anfängen derselben hatte unsre Poesie sich noch recht wohl vertragen können. Die Kluft zwischen den humanisirenden Träumen der deutschen Literaten, den inhaltlosen Extravaganzen der Göttinger Enthusiasten auf der einen — und den idealen Anfängen der politischen Bewegung in Amerika und Frankreich auf der andern Seite war nicht gar so groß. Unsre Gelehrten und Dichter glaubten hier etwas ganz Aehnliches im Werk, als wovon sie immer träumten: die Menschen lauter liebe Brüder, der Himmel auf Erden und Asträa in Person Beherrscherin des neuen Utopien. Sie begrüßten daher den Anfang der französischen Revolution wie den Aufgang eines lang erharrten, segnenden Gestirns, den Beginn einer neuen, platonischen Epoche. Klopstock stand dabei seit 1787 an der Spitze; in zahlreichen Oden (Sämmtl. W. IV, p. 306 fgg., vgl. Gervinus V, 383, 384) pries er sich glücklich, diesen Morgen der Freiheit, diese Aera der Bruderliebe und Menschlichkeit erlebt zu haben: und mit vollen Backen stimmte der Haufe der Nachahmer, besonders aus dem Göttinger Bund, die Stolberge, Voß, Cramer u. s. w. in denselben Ton. Zu diesen Gedichten bietet nun allerdings die Zeitgeschichte den Stoff, sie sind auch mit lebendigem Mitgefühl, mit entschiedener Parteinahme für die Geschichte geschrieben: und doch können wir sie nicht unbedingt als politische Gedichte gelten lassen. Denn selbst politische Thatsachen fassen diese Gedichte weniger vom politischen, als vom kosmopolitischen Standpunkt, vom Standpunkt der üblichen Humanität und Bruderliebe auf. Der Poet nimmt seine Stel-

Digitized by Google

lung nicht innerhalb des Staates, bei den Parteien der Geschichte, er kämpft nicht um bestimmte, faßbare, politische Rechte: sondern jenseit steht er und führt prächtige Worte in's Feld: Freiheit, Bruderliebe, schönere Menschlichkeit, wo er sich hätte wie ein Hamster festbeißen sollen in dem Nächsten und Besten, wenn es nur etwas Positives, etwas Wirkliches, ein bestimmter politischer Zustand, ein Recht, ein Bedürfniß seines Volkes war. Es war ganz natürlich, daß diese „schöne Menschlichkeit" sich sehr unangenehm aus dem Traum geholfen sah, als die Unmenschlichkeiten der Revolution, jene Gräuel- und Blutscenen ihren Anfang nahmen, die zu beloben eben so kindisch ist, als um ihretwillen die Revolution selbst zu verabscheuen. Es waren eben historische Consequenzen, der böse Anwuchs böser Saaten. Man muß sie verdammen, gewiß; aber mehr noch als sie, diejenigen, durch welche sie möglich geworden, und die durch die brutalen Ausschweifungen ihrer Tyrannei den Grund gelegt zu diesen brutalen Ausschweifungen der Freiheit. Diese selbst konnten auch die Blutflecke, die jetzt ihr Kleid bespritzten, nicht entstellen, auch die Henkersdienste, zu denen Fanatismus, Unverstand und Bosheit sie nöthigten, konnten sie nicht unehrlich machen: denn sie ist göttlicher und unvergänglicher Natur, ein Stern, der wohl mitunter sinken kann, der aber doch niemals vom Himmel fällt.

Wenige Männer des damaligen Europa hatten die Kraft und die Einsicht, dies Vertrauen zu bewahren. In Deutschland, unter den Literaten, weiß Gervinus, V, 389, nur den Einen Georg Forster zu nennen. *) Aber von den eigentlichen

*) Doch ist Kant nicht zu übersehen, von dem Nicolovius, der Freund Jacobi's, im J. 1794 bitterlich klagt: er sei ein völliger Demo-

Digitized by Google

Poeten war nicht Einer, der nicht den Muth verlor. Klopstock verzweifelte; er widerrief förmlich und fluchte nun (S. W. IV, 333 fgg.) mit demselben Eifer, nur in einer noch barockeren, noch sybillinischeren Sprache, als er bis dahin gesegnet hatte: vgl. Hegel's Aesthetik III, 478. Die Nachtreter aber echauffirten sich nun wiederum ebenso sehr mit Loyalitätsliedern, Sansculottenjagd und Denunciationen, wie vorher mit Freiheitshymnen und poetischem Tyrannenmord. Der fruchtbarste von Allen in dieser Hinsicht war der alte Gleim. Freilich, die Xenien hatten Recht: die Kraft des alten Peleus war sehr geschwunden. Die Zeitgedichte, die der alte Mann seit 1793 drucken ließ, geben nicht bloß ein erbärmliches Zeugniß für die Hinfälligkeit des Alters, sondern sie beweisen auch, daß Gleim niemals auch nur eine Spur historischer Einsicht oder politischer Bildung besessen, und daß an seinen oben erwähnten Kriegsliedern der blinde Enthusiasmus, der Instinkt, die Gunst des Glücks einen viel größeren Antheil gehabt hat, als seine Einsicht und sein historisches Bewußtsein. Welch ein Abstand zwischen den Liedern des Grenadiers und den Zeitgedichten! Jene hatte der Bauer im Feld gesungen, diese ließ Gleim auf seine Kosten drucken und den Soldaten auf Regimentsbefehl in den Tornister packen; für jene hatte ihn die Liebe seiner Nation, der Enthusiasmus

---

krat und habe ihn neulich seine Weisheit hören lassen: Alle Gräuel, die jetzt in Frankreich geschähen, wären unbedeutend gegen das fortdauernde Uebel der Despotie, die vorher in Frankreich etablirt war u. s. w. S. die Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius von Dr. Alfred Nicolovius, 1841 p. 64. Einen Aufsatz über Kant's Stellung zur Politik in der letzten Hälfte der achtziger Jahre von F. W. Schubert enthält der früher citirte Jahrgang des Raumer'schen Hist. Taschenb. p. 525 – 628.

Digitized by Google

von Alt und Jung, für dieſe ward er mit gnädigen Kabinetsſchreiben belohnt (Körte, p. 253). Und doch könnte man dieſen Abfall von Vernunft und Poeſie, von Wahrheit und Geſchichte, deſſen er ſich in dieſen Gedichten ſchuldig macht, dem alten Manne ſelber noch verzeihen: es waren die Zeitvertreibe ſeiner ſchlafloſen, grilligen Nächte, die Phantome eines Blinden. Er ſelbſt drängte ſich mit ihnen nicht in die Literatur, er verſchenkte ſie bloß an Monarchen und Musketiere und ſo mochte man ihm dieſe Scheinthätigkeit *) als ein unſchuldiges Privatvergnügen zugeſtehen. Allein was ſoll man zu der Tactloſigkeit des Mannes ſagen, der vor anderthalb Jahren, als die Beckerſche Rheinfarce ſpielte, ſpeculirend auf die franzoſenfreſſeriſche Stimmung der Zeit, auch dieſe verlegenen Papiere an den Mann zu bringen, dieſe Curiositäten des Alters als eine angemeſſene Nahrung unſrer Zeit, als die begeiſterten Vorherſagungen eines Sehers und Propheten, uns anzupreiſen die Stirn beſaß? Siehe Gleim's Zeitgedichte, herausgegeben von Körte, Leipzig 1841. — War das eine Speculation, ſo iſt ſie vermuthlich keine glückliche geweſen; war es Patriotismus, ſo war es nicht der rechte, und war es Pietät gegen den alten Gleim, ſo war dieſe Art, ſie an den Tag zu legen, die ungeſchickteſte, die ſich denken läßt.

Aber es iſt Zeit, daß wir uns nach demjenigen Dichter umſehen, welcher, wie bereits früher bemerkt worden, den eigent-

*) Die ihm indeſſen auch einen bedenklichen Ehrenplatz in dem Obſcurantenalmanach von 1798 verſchaffte: p. 299—314.

Digitized by Google

lichen Kern, die wahre Blüthe und Vollendung dieſer Literaturepoche bildet: nach Göthe. Gerade in dieſer hohen und letzten Stufe, welche Göthe in der Entwicklung des ſchönen Individuums behauptet, liegt es auch, daß die franzöſiſche Revolution, weil ſie weit über die bisherige Entwicklung hinausging und weniger äſthetiſchen als hiſtoriſchen Sinn, weniger kosmopolitiſche als politiſche Bildung in Anſpruch nahm, von allen Dichtern dieſer Periode Keinen ſo ſchwer traf, Keinen ſo innerlich aus den Fugen rückte, Keinem ein ſo unvernünftiges, unerträgliches, unſühnbares Ereigniß blieb, als Göthe. Auf den erſten Anblick zwar möchte man glauben (und ſeine Ankläger haben es geglaubt und ihm gerade daraus ein Verbrechen gemacht), als ob er ſich gegen die Revolution und im Allgemeinen gegen die politiſchen Bewegungen, die ſich an dieſelbe anſchloſſen, nur gleichgiltig verhalten. Das iſt gewiß: er hat nicht wie andere Gegner der Revolution dieſe ſeine Abneigung in Oden und Hymnen ausgeſtrömt; er hat nicht den Fanatismus der Stolberge getheilt, deren Blut ſich empörte, wo ſie etwas von Frankreich hörten und die ſogar nicht leiden wollten, daß man die Franzoſen damals Franken nannte, nämlich weil ihre, der Grafen Stolberg, Mutter aus einem fränkiſchen Adelsgeſchlechte ſei: vgl. die S. W. der Brüder Stolberg in der Ausg. v. 1820 II, 119. 142. Vor ſolchen Extravaganzen war Göthe ſchon durch ſeinen äſthetiſchen Sinn, ſein tiefes und lebendiges Gefühl des Schönen und Würdigen geſchützt. Aber ſieht man näher zu und vergleicht man namentlich den Göthe, der eben aus Italien zurückkehrt, mit dem, der er ſodann in Deutſchland wird, den Zurückkehrenden mit dem Zurückgekehrten: ſo wird man wohl gewahr, welche gewaltſame Veränderung in ihm vor-

Digitized by Google

gegangen und welche tiefe, unausgleichbare Verstimmung durch die Zeitereignisse in seine Seele geworfen war. Es war die Zeit, wo (daß wir uns seiner eigenen Worte bedienen) „das Unheil der französischen Staatsumwälzung sich immer weiter verbreitend, jeden Geist, er mochte hin denken und sinnen, wohin er wollte, auf die Oberfläche der europäischen Welt zurückforderte und ihm die grausamsten Wirklichkeiten aufdrang." (S. W. XXX, 193.) Auch Göthe konnte sich diesem Zauber der Geschichte nicht entziehen, der eben für ihn nur ein Zauber, sogar ein Bann, eine unheimliche dämonische Gewalt war, die ihn sich selbst entrückte und in der organischen Ruhe des schönen, ästhetischen Bewußtseins störte. Göthe war gewohnt, Alles, was ihn innerlich beunruhigte und quälte, Sehnsucht und Hoffnung, Erwartung und Verlust, poetisch darzustellen und eben durch diese Plastik der Leidenschaft sich der Leidenschaft selbst zu entledigen. Er schloß mit seinen Schmerzen ab, indem er sie in ein Gedicht verwandelte; aus seinen gemüthlichen Krisen gingen poetische Kunstwerke hervor. Es ist deutlich zu sehen, wie er sich bemüht, diese Praxis auch damals zu üben, als die französische Revolution den heitern Horizont seiner künstlerischen Stimmungen umwölkte. Eine ganze Reihe von Productionen, großen und kleinen: der Großkophta, der Bürgergeneral, die Aufgeregten, die Unterhaltungen der Ausgewanderten, die natürliche Tochter u. s. f. sind ebensoviel Versuche, die materia peccans der historischen Erregtheit, die sich weder abwehren, noch bewältigen ließ, in derselben Weise, wie es ihm bis dahin mit den subjectiven Mißstimmungen gelungen war, poetisch abzulagern. Aber hier war die Grenze seines Talents. Alle diese Productionen sind mehr oder weniger verfehlt; sie tragen alle eine gewisse krankhafte,

Digitized by Google

unnatürliche Färbung; ſie ſind alle der Nation fremd und unbeliebt geblieben. Nur Hermann und Dorothea macht davon eine Ausnahme. Denn in dieſem unvergleichlichen Gedicht iſt Göthe, trotz des hiſtoriſchen Stoffes, dennoch ſeiner Natur getreu geblieben. Er hat ſich hier darauf beſchränkt, aus der hiſtoriſchen Grundlage auf gemüthliche Zuſtände, aus der Geſchichte zur Idylle zu kommen, während die übrigen oben genannten Verſuche umgekehrt darauf ausgehen, gemüthliche Zuſtände zu hiſtoriſchen zu erweitern und ſittliche Conflicte zugleich als politiſche nachzuweiſen. In dieſen Gedichten alſo ſtrebt Göthe aus ſeiner eigenthümlichen Sphäre hinaus: er geht vom Subject aus und will den Staat begreifen. In Hermann und Dorothea dagegen geht er vom Staat aus und kommt wieder zum Subject, die Geſchichte bildet (gerade wie in ſeinen hiſtoriſchen Dramen, auf die wir uns hier nicht einlaſſen können) nur den Hintergrund, auf dem die perſönlichen Leidenſchaften ſich bewegen; das große Epos der politiſchen Begebenheiten dient nur als Folie einer Idylle, einer Liebes- und Hausſtandsgeſchichte. Der Poet bleibt alſo ſchließlich auf ſeinem Boden: und darum ſieht uns Hermann und Dorothea unter den übrigen Göthiſchen Gedichten dieſer Zeit auch nicht anders an, als ein ächtes Kind, der Kraft ſeines Vaters voll, zwiſchen Stiefkindern.

Göthe ſelbſt, wiewohl er über dieſes Verhältniß ſchwerlich je zur Klarheit gelangt iſt, ſcheint doch andrerſeits ſelbſt gefühlt zu haben, daß er hier an die Grenze ſeiner Kraft gekommen war. Darum von jetzt an dieſe Vernachläßigung der Poeſie, für die nur Schiller ihn mühſam und vorübergehend wieder gewinnen kann; daher dieſes gefliſſentliche Verſenken in Naturgeſchichte und andere gelehrte Studien, dieſe capricirte, ja wir

Digitized by Google

dürfen wohl ſagen: carrikirte Indifferenz gegen die Geſchichte, wie z. B. wenn er während des Feldzugs nach der Champagne, mitten im Wirrwarr der Schlachten und des Lagerlebens, Optik ſtudirt und Theaterprologe ſchreibt unter dem Donner der Leipziger Völkerſchlacht. Man hat das auch als großartig bewundert und gemeint, das ſei das Rechte, das zeige den wahren Mann: Si fractus illabatur orbis etc. Das Großartige geben wir zu; denn das lag in Göthe's Natur, er konnte nichts Kleines, nichts Unſchönes thun: aber das Rechte war es nicht. Und darum, wie wir Jenes zugeben und überhaupt dafür, daß dies Alles ſo war und nicht anders, nicht Göthe verantwortlich machen, ſondern ſeine Zeit, „die allmächtige, ſeine Herrin und unſre, die ihn zum Manne geſchmiedet und uns“: ebenſo gebe man nun auch uns zu, daß der Standpunkt ſeiner Zeit kein abſoluter geweſen iſt, und daß wir von unſrer Zeit aus das Recht und ſogar die Pflicht haben, die weitere Entwicklung der Gegenwart, wie überall, ſo auch im Angeſicht Göthe's, anzuerkennen und auszuſprechen.

Im Uebrigen hat Göthe über ſeine Stellung zur Geſchichte und ins Beſondere über das Verhältniß ſeiner Poeſie zur Politik ſich verſchiedentlich ſelbſt ausgeſprochen. Er kommt, ſowohl in den zahmen Xenien als namentlich auch in den Eckermann'ſchen Unterhaltungen, dieſen ſchätzenswertheſten Beiträgen zur Kenntniß unſers großen Dichters, wiederholentlich darauf zurück: ſo daß man ſchon daraus ſchließen kann, wie dieſer Gegenſtand, trotz des Alles bewältigenden Humor's der Göthe'ſchen Natur, ihm dennoch immerdar in der Seele gelegen und ihm innerlich zu ſchaffen gemacht hat. Wir wollen die Hauptſtelle, welche die genannten Unterhaltungen über dies Thema bieten, hierherſetzen;

Digitized by Google

durch eine wunderſame Fügung iſt ſie zugleich die letzte Unterhaltung, (März 1832, alſo einige Tage vor ſeinem Tode) von welcher Eckermann uns berichtet. Ueber die Stelle ſelbſt, in welcher Wahres und Falſches auf eine beängſtigende Weiſe gemiſcht iſt und die wohl als das Credo der Eingangs erwähnten Aeſthetiker gelten darf, enthalten wir uns aller Bemerkungen; ſie würden jedenfalls nicht am Orte ſein: für die Einen, weil ſie dieſelben nicht mehr brauchen; für die Andern, weil ſie ihnen doch nicht glauben würden.

Hier das Göthe'ſche Bekenntniß: a. a. O. II, 356 fgg.

„Wir Neuern ſagen jetzt beſſer mit Napoleon: die Politik iſt das Schickſal. Hüten wir uns aber mit unſern neuſten Literatoren zu ſagen, die Politik ſei die Poeſie, oder ſie ſei für den Poeten ein paſſender Gegenſtand. Der engliſche Dichter Thomſon ſchrieb ein ſehr gutes Gedicht über die Jahreszeiten, allein ein ſehr ſchlechtes über die Freiheit; und zwar nicht aus Mangel an Poeſie im Poeten, ſondern aus Mangel an Poeſie im Gegenſtande.

So wie ein Dichter politiſch wirken will, muß er ſich einer Partei hingeben; und ſo wie er dieſes thut, iſt er als Poet verloren; er muß ſeinem freien Geiſte, ſeinem unbefangenen Ueberblick Lebewohl ſagen, und dagegen die Kappe der Bornirtheit und des blinden Haſſes über die Ohren ziehen.

Der Dichter wird als Menſch und Bürger ſein Vaterland lieben, aber das Vaterland ſeiner poetiſchen Kräfte und ſeines poetiſchen Wirkens iſt das Gute, Edle und Schöne, das an keine beſondere Provinz und an kein beſonderes Land gebunden iſt, und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er iſt darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern

Digitized by Google

ſchwebt, und dem es gleichviel iſt, ob der Haſe, auf den er hinabſchießt, in Preußen oder in Sachſen läuft.

Und was heißt denn: ſein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotiſch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war ſchädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Anſichten zu beſeitigen, den Geiſt ſeines Volkes aufzuklären, deſſen Geſchmack zu reinigen und deſſen Geſinnungs- und Denkweiſe zu veredeln, was ſoll er denn da Beſſeres thun? und wie ſoll er denn da patriotiſcher wirken? — An einen Dichter ſo ungehörige und undankbare Anforderungen zu machen, wäre eben ſo, als wenn man von einem Regimentschef verlangen wolle: er müſſe, um ein rechter Patriot zu ſein, ſich in politiſche Neuerungen verflechten und darüber ſeinen nächſten Beruf vernachläßigen. Das Vaterland eines Regimentchefs aber iſt ſein Regiment, und er wird ein ganz vortrefflicher Patriot ſein, wenn er ſich um politiſche Dinge gar nicht bemüht als ſo weit ſie ihn angehen, und wenn er dagegen ſeinen ganzen Sinn und ſeine ganze Sorge auf die ihm untergebenen Bataillons richtet, und ſie ſo gut einzuexerziren und in ſo guter Zucht und Ordnung zu erhalten ſucht, daß ſie, wenn das Vaterland einſt in Gefahr kommt, als tüchtige Leute ihren Mann ſtehen.

Ich haſſe alle Pfuſcherei wie die Sünde, beſonders aber die Pfuſcherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tauſende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht.

Sie wiſſen, ich bekümmere mich im Ganzen wenig um das, was über mich geſchrieben wird, aber es kommt mir doch zu Ohren, und ich weiß recht gut, daß, ſo ſauer ich mir es auch mein Lebelang habe werden laſſen, all mein Wirken in den Augen gewiſſer Leute für Nichts geachtet wird, eben weil ich

Digitized by Google

verſchmäht habe, mich in politiſche Parteiungen zu mengen. Um dieſen Leuten recht zu ſein, hätte ich müſſen Mitglied eines Jakobinerklubs werden und Mord und Blutvergießen predigen! — Doch kein Wort mehr über dieſen ſchlechten Gegenſtand, damit ich nicht unvernünftig werde, indem ich das Unvernünftige bekämpfe.“ *)

Die Schranke, an welcher Göthe's Genie zu Schanden ward, hat Schiller überſchritten. Mit ihm iſt die Poeſie aus der bloßen Innerlichkeit des ſchönen Subjects hinausgetreten in die erfüllte, bewegte Welt des hiſtoriſchen Subjects, welches das ſchöne, als ſeine Vorausſetzung, bereits in ſich hat. Er iſt der Anfang einer neuen Epoche unſrer Dichtung, in deren erſten Stadien wir uns noch gegenwärtig befinden, der helle, leuchtende Aufgang einer Bahn, die wir noch lange nicht vollendet haben, ja von der wir uns geraume Zeit verloren hatten und auf die wir erſt jetzt allmälig zurückkehren. Es iſt derſelbe Weg, der uns im Leben der Nation von dem bloß äſthetiſchen zum politiſchen Bewußtſein führen will, zu welchem jenes nur Durchgang und Vorbereitung geweſen iſt; wie das von Schiller ſelbſt in ſeinen Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchenge-

*) Vgl. einige andere hieher gehörige Stellen in gedachtem Werk I, 66. 118 fgg. 306 fgg. 340. II, 92. (vgl. I, 324. II, 341.) — Aus Gervinus haben wir keine einzelne Stelle citiren mögen, weil der ganze Abſchnitt des fünften Bandes, über Göthe und Schiller, p. 363 — 569 hieher gehört; in ihm iſt beinahe Alles erſchöpft, was hier zu ſagen war. Auch einige Stellen aus dem vierten Band müſſen damit zuſammengehalten werden: IV, 499, 425, 517.

Digitized by Google

ſchlechts (Gervinus V, 421 fgg.) mit klarer Einſicht ausgeſprochen worden iſt. Die Poeſie wird die Nation auch auf dieſer neuen Entwicklung begleiten: und alſo iſt, von Schiller an, die politiſche Poeſie unſrer Zukunft gewiß.

Das Pathos der Göthe'ſchen Poeſie iſt die lebendige Perſönlichkeit; das Pathos der Schiller'ſchen iſt die Freiheit. Das hat auch Göthe, dieſer Kenner der Herzen, wohl erkannt: „Durch alle Werke Schiller's, ſagte er zu Eckermann, (Januar 1827: I, 306) geht die Idee von Freiheit, und dieſe Freiheit nahm eine verſchiedene Geſtalt an, ſowie Schiller in ſeiner Cultur weiter ging und ſelbſt ein Anderer wurde. In ſeiner Jugend war es die phyſiſche Freiheit, die ihm zu ſchaffen machte und die in ſeine Dichtung überging; in ſeinem ſpäteren Leben die ideelle." Aber dieſe Freiheit bleibt bei ihm nicht bloß ideell, ſie iſt nicht immer bloß ein Poſtulat, das zwar ausgeſprochen, aber nicht befriedigt wird: ſondern die Geſchichte bietet ihm den Stoff, das göttliche Recht, die lebendige Erfüllung dieſer Forderung nachzuweiſen. Zwar iſt es nicht unmittelbar die Geſchichte ſeiner Gegenwart, die er poetiſch bewältigte: aber mit ſicherem hiſtoriſchen Takt, ja mit prophetiſchem Geiſt fand er, ſtatt ſich wie Klopſtock in eine fabelhafte, abſtruſe Vorzeit zu verlieren, ſtets ſolche Zeiten heraus, die den damaligen analog waren; er hat uns nicht ſelbſt politiſche Lieder hinterlaſſen, aber die Anregungen dazu hat er gegeben und die Bahn bezeichnet. Es iſt ein intereſſantes Problem, was Schiller gethan haben würde, wenn er die Kataſtrophe von Jena und jene ſchmachvollen Jahre der Fremdherrſchaft, die ſich an dieſe anſchloſſen, erlebt hätte. Aber man darf es ja nicht einmal ein Problem nennen: wie hätte der Mann, der ſich ſchon von fremdher in die franzöſiſche

Digitized by Google

Revolution einmiſchen wollte, (in der projectirten Vertheidigung Ludwigs des Sechzehnten: vgl. Gervinus V, 368 f.) gleichgiltig ſein können gegen das Schickſal ſeines Vaterlandes? wie hätte der Hiſtoriker, der den Freiheitkrieg der Niederlande verherrlicht hatte und der ſich mit dem Gedanken eines deutſchen Plutarch trug, die Knechtſchaft ſeines Volkes ertragen wollen? wie hätte der Dichter des Tell, dieſes unſterblichen Gedichtes, das er uns ſcheidend, ein letztes, theuerſtes Denkmal hinterlaſſen, ein glorreiches Feſtſpiel der Freiheit, vor dem noch dreißig Jahre ſpäter die Könige ſich ſcheuten — *) wie hätte er von ſich ſelbſt abfallen und den Heroldruf der Freiheit, der Einigkeit, der männlichen That verläugnen können?

Aber das Alles ſind nun müßige Träumereien. Schiller ward uns entrückt, gerade zu der Zeit, wo er ſeinem Volk am Nöthigſten geweſen wäre. In der vollen Kraft ſeines Geiſtes, in der ſchönſten Blüthe ſeines Talentes, ſchied er dahin; er ſollte uns nur ein heller, ſchöner Polarſtern werden, der keinen Niedergang kennt, der Stern unſrer Zukunft, zu dem unſer Auge ſich allzeit erhebt.

---

*) „Wir wollen ſein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei ſein, wie die Väter waren:
Eher den Tod, als in der Knechtſchaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchſten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menſchen.“

Digitized by Google

Und so stehen wir hier am Schluß unsres Aufsatzes. Nicht, daß wir glaubten, die Geschichte der Literatur nach Schiller sei nicht werth geschrieben zu werden: wir glauben nur, daß es gegenwärtig noch zu früh ist, diese Geschichte zu schreiben, da wir selbst erst mitten in ihren Anfängen stehen. Es ist aber bedenklich, die Geschichte einer Zeit zu schreiben, die eben erst im Werden ist, und einer Richtung, die sich nur erst in Anfängen bewegt; man bekommt sonst am Ende das Geschichtsbuch ehe, als die Geschichte selbst. Wir lassen daher auch die besondern Schicksale, welche seitdem unsre politische Poesie betroffen, hier einstweilen unerörtert, sowohl die mittelalterliche Reaction der Romantik während der Zeit unsers politischen Unglücks, als die Sänger der Freiheitkriege, die sich zum Theil an Jene (Schenkendorf), zum Theil an Schiller (Körner) anlehnen, zum Theil endlich beide Richtungen zu vereinigen suchen (Arndt), und deren Gedächtniß in manchem trefflichen Liede fortleben wird. Solch eine Anerkennung zwar, verdient wie sie ist, läßt sich schon jetzt aussprechen; aber vollständig, nach ihrem ganzen Umfang und ihren wahren historischen Zusammenhängen, wird diese Richtung erst in einer späteren Zeit gewürdigt werden können. In erhöhtem Maße gilt das von den wenigen Einzelnen, die auch während der allgemeinen, politischen wie literarischen Abspannung von **1817** bis **1830**, mitten in den Hungerjahren der Furcht, der sittlichen Verworfenheit, des Indifferentismus, der Klatschereien und Nichtigkeiten, die schlaffen Saiten der deutschen Leier zu einzelnen männlichen Tönen zu stimmen wagten, und von denen wir nur den Einen Uhland mit all der Anerkennung und Ehrfurcht nennen wollen, die diesem deutschen Manne gebührt. Und endlich und am Meisten gilt es von denen, die seit **1830**

Digitized by Google

(Grün, Lenau), oder gar zehn Jahre hernach, ſeit unſrer jüngſten Entpuppung, die verfolgte, verketzerte, für närriſch erklärte politiſche Poeſie unter uns zu reſtituiren verſucht haben. Urtheile man jetzt über dieſe Verſuche, ihren Werth und ihre geſchichtliche Bedeutung, wie man mag. Die hiſtoriſchen Thatſachen zu einem ſolchen Urtheil glauben wir in Vorſtehendem zuſammengetragen zu haben; wir ſelbſt enthalten uns, es zu fällen. Wir appelliren an die Vergangenheit — und obenein iſt uns die Zukunft gewiß.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google